

# SPUREN DER WIRKLICHKEIT

## Soziologische Beiträge

herausgegeben von  
Prof. Dr. Alexander Deichsel,  
Prof. Dr. Gregor Siefer und  
Prof. Dr. Peter Stromberger  
Universität Hamburg

Band 3

---

LIT

Barbara Ketelhut

VEREINEN,  
WAS EWIG SICH FLIEHT?

Zum Zusammenhang von Familien-, Liebes- und  
Geschlechterverhältnissen

---

LIT

**Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme**

*Kettelhut, Barbara*

Vereinen, was ewig sich flieht? : Zum Zusammenhang von Familien-, Liebes- und  
Geschlechterverhältnissen / Barbara Kettelhut . – Münster ; Hamburg : Lit 1993  
(Spuren der Wirklichkeit; Bd. 3.)  
ISBN 3-89473-970-0

NE: GT

© Lit Verlag

|               |                 |                  |
|---------------|-----------------|------------------|
| Dieckstr. 56  | 4400 Münster    | 0 251 / 23 50 91 |
| Hallerplatz 5 | 2000 Hamburg 13 | 0 40 / 446 446   |

Für meine Mutter

und alle Frauen in Bewegung

"Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder!"

(Matthäus 12, 47-49)

"Aber die hiesige Kultur hat ein Liebesideal postuliert, das den Liebenden abverlangt, sich gegenseitig die Welt fokussiert darzubieten. Es weckt unerfüllbare Erwartungen und liefert jedem Menschen schnell den Beweis, daß seine Liebe ungenügend erwidert wird oder daß es sein Schicksal ist, vergeblich nach wahrer Liebe zu suchen, oder daß Liebe nicht von Dauer ist oder alle Liebe Illusion. Ein zerstörerisches Ideal - Hausfrauen wie auf den Leib geschrieben. Für sie muß der Mann Weltersatz sein. Aber auch berufstätige Frauen vergleichen ihr Leben mit diesem Ideal - alle Leute, ob Frau, ob Mann, schleppen es irgendwie mit sich herum. Auch als Negation. Kein Wunder, daß es kaum länger währende glückliche Liebesbeziehungen oder gar Ehen gibt. Kein Wunder, daß von der Sexualität neuerlich Wunder erwartet werden. Aber Sexualität kann Erotik nicht ersetzen. Erotik zu einem Menschen oder zu mehreren - Erotik zur Welt. Eine Menschheit, die unfähig ist, ihre Erde zu lieben, ist wohl auch unfähig, sie vor der Vernichtung zu retten. Das herrschende Liebesideal, das Weltersatz fordert, muß gestürzt werden"

(Irmtraud Morgner)

Ich danke allen, die mit mir diskutiert haben und allen,  
die eine Erinnerungsgeschichte geschrieben haben.



**Inhalt:**

|   |     |
|---|-----|
| EINLEITUNG  | 4   |
| <b>FAMILIENVERHÄLTNISSE</b>   |     |
| FAMILIENFORSCHUNG:  | 10  |
| Widersprüche in Sozialwissenschaften  | 10  |
| Feministische Forschung   | 20  |
| BÜRGERLICHE FAMILIENPROJEKTE:   | 24  |
| Exkurs: Nicht-bürgerliche Familien  | 30  |
| Jean-Jacques Rousseau: "Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden."            | 41  |
| Adolph Freiherr von Knigge: "Zwang tötet alles edle, freiwillige Hingebung."            | 62  |
| Mary Wollstonecraft: "Verteidigung der Rechte der Frauen"                               | 70  |
| John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill und Helen Taylor: "Die Hörigkeit der Frau"        | 74  |
| Frauenbewegung  | 77  |
| Lou Andreas Salomé: "Das Haus"  | 84  |
| Bürgerliche Familienfesseln - ein Resümee   | 87  |
| SOZIALISTISCHE FAMILIENPROJEKTE:  | 89  |
| Karl Marx und Friedrich Engels: "... bis die Gleichheit der Geschlechter erreicht ist." | 90  |
| Deutsche Arbeiterbewegung   | 107 |
| KRITIK AN DER STAATSTRAGENDE FUNKTION VON FAMILIE:                                      | 112 |
| Wissenschaftlicher Sozialismus  | 112 |
| Strukturalismus   | 116 |
| Frauenforschung und Feminismus  | 119 |
| VON FAMILIEN- ZU LIEBESVERHÄLTNISSEN  | 124 |

## **LIEBESVERHÄLTNISSE**

|   |     |
|---|-----|
| LIEBE IN SOZIALWISSENSCHAFTEN:                        | 127 |
| Soziologie  | 127 |
| Psychologische Ratgeber                               | 135 |
| Semantik  | 137 |
| Psychoanalyse und Herrschaft                          | 143 |
| LITERATUR UND HEGEMONIE:                              | 150 |
| Ideologie   | 150 |
| Schulverhältnisse                                     | 152 |
| Feministische Standpunkte                             | 155 |
| Trivialliteratur                                      | 156 |
| LIEBE IN KLASSISCHER LITERATUR:                       | 160 |
| Methodische Überlegungen zu einer<br>Literaturanalyse | 162 |
| Im Dialog mit: "Die Leiden des jungen Werther"        | 166 |
| Im Dialog mit: "Am Turme" und "Die Judenbuche"        | 181 |
| LIEBE UND REVOLUTION:                                 | 187 |
| Freie Liebe   | 189 |
| Wasserglas-Theorien?                                  | 193 |
| "Der geflügelte Eros"                                 | 194 |
| PERSPEKTIVEN  | 200 |
| LIEBE, ÖKONOMIE UND HERRSCHAFT:                       | 203 |
| Ökonomie  | 203 |
| Geschlechterverhältnisse                              | 206 |

## **LIEBE UND ERFAHRUNGEN**

|                                   |     |
|-----------------------------------|-----|
| EMPIRISCHE STUDIEN                | 232 |
| DIE METHODE DER ERINNERUNGSARBEIT | 237 |
| ERINNERUNGSGESCHICHTEN:           | 243 |
| Wenn Frauen Männer lieben ...     | 243 |
| Wenn Frauen Frauen lieben ...     | 297 |
| Wenn Männer Frauen lieben ...     | 316 |

## **FESSELN UND PERSPEKTIVEN**

|                      |     |
|----------------------|-----|
| ANMERKUNGEN          | 368 |
| LITERATURVERZEICHNIS | 381 |
| ANHANG               | 400 |

## EINLEITUNG

"Warum tranken Männer Wein und Frauen Wasser? Warum war ein Geschlecht so reich und das andere so arm?"  
(Virginia Woolf)

Sowohl in der DDR als auch in der BRD galt (bzw. gilt) die Kleinfamilie als selbstverständliche Zusammenlebensform. Wirft man zunächst einen Blick auf die ehemalige DDR, so zeigt sich, daß Ehen häufiger geschlossen, aber auch häufiger geschieden wurden als in der Bundesrepublik (vgl. Petra Drauschke 1992). Kinder zu haben war für junge Frauen in der DDR (eher als in der BRD) ebenso selbstverständlich wie unproblematisch. So gab es in der BRD (Ende der 80er Jahre) nur für drei Prozent aller Kinder unter drei Jahren einen Kinderkrippenplatz (Herbert Blüml und Kornelia Schneider 1988, 294), in der DDR 1988 hingegen für 80,2% der Kinder unter drei Jahren (Gunnar Winkler 1990, 141).

Familie wurde erst in den letzten Jahren des Bestehens der DDR zum Gegenstand umfangreicher empirischer Sozialforschung (vgl. Jutta Gysi u.a. 1989). Festgestellt wurde darin eine Werteververschiebung von der Lohnarbeit auf das Familienleben insgesamt, zugleich hatten auch in der DDR der 80er Jahre im Durchschnitt die Frauen mehr und höhere Erwartungen an Familie als die Männer (ebd.). Die Menschen in der DDR gründeten Familien unter anderen Voraussetzungen. Sie rechneten (auch für die Zukunft) mit ausreichenden Arbeitsplätzen für beide Geschlechter und staatlicher Betreuung für (fast) alle Kinder. Betrachtet man zusätzlich die nach dem Final- oder "Versorgungsprinzip" geordnete soziale Sicherung, war die Orientierung an den Bedürfnissen aller bzw. darin an den einzelnen auffällig (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung 1984, 242 ff.).

Vor diesem Hintergrund verdeutlicht die Vereinigung in ihren gesellschaftspolitischen Krisen auch die Probleme in der BRD (vgl. Frigga Haug 1990c). Die Erwerbslosigkeit im Ostteil des vereinigten Deutschlands steigt und zugleich zeigt sich ein Trend zur überproportionalen

Frauenerwerbslosigkeit; im Januar 1991 betrug sie bereits 54,8% der erwerbslos Gemeldeten (vgl. Johannes Steffen 1991). Im Mai 1992 "sind von 100 Arbeitslosen in Sachsen-Anhalt 63 Frauen" (Bettina Markmeyer 1992). Viele Kinderkrippen und -gärten wurden geschlossen. Das Leben mit Kindern wird sowohl auf der Ebene des Materiellen als auch auf der der Alltagsbewältigung schwerer, also unsicherer.<sup>1</sup>

Die Kategorie der Verfügbarkeit, die in der Praxis fast ausschließlich auf Frauen Anwendung findet, führt nun auch die Frauen aus Ostdeutschland in ein vorher nie gekanntes zirkuläres Verweissystem: Ohne Arbeitsplatz wird kein Kindergartenplatz zugewiesen, ohne nachgewiesene Kinderbetreuung erhalten Mütter kaum einen Arbeitsplatz (vgl. Ute Gerhard 1988). Die Regelung der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens (vor allem die Versorgung von Kindern) sind in der BRD privat gelöst, obliegen überwiegend der Verantwortung der jeweiligen Mutter - also tendenziell den Frauen in den Familien. Die Frage nach der konkreten Aufgabenregelung ist eine familiensoziologische.

Die Vereinigung von Ost- und Westdeutschland bringt eine Zusammenführung von Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsformen mit sich. Das bedeutet, daß die unterschiedlichen Familienformen oder allgemeiner formuliert, die unterschiedlichen Vorstellungen und Handlungsweisen im Bereich der Regelung der Produktion des Lebens aufeinander treffen. In beiden Teilen Deutschlands war und ist Familienarbeit in letzter Instanz Frauenarbeit.

Im Westen dient(e) die Zuständigkeit von Frauen für Familienarbeit dazu, Frauen zumindest partiell aus der Erwerbsarbeit fernzuhalten, indem nicht genügend staatliche Plätze zur Betreuung aller Kinder zur Verfügung stehen, indem staatlicher Betreuung eine nur "familienergänzende" Funktion zugedacht wird (vgl. Rita Süßmuth 1985).

Im Osten waren nahezu alle Frauen erwerbstätig, da es eine zureichende Infrastruktur zur öffentlichen Kinderbetreuung gab. Dennoch galt auch hier, daß die Restaufgaben der Familienarbeit ganz selbstverständlich die Frauen verrichteten (vgl. Jutta Gysi 1989). Dies trug mit dazu bei, daß Frauen in bestimmten, bezogen auf Status und Einkommen hochdotier-

ten, Positionen eklatant unterrepräsentiert waren. In jedem Fall bewirkt(e) die Zuständigkeit für Familienarbeit eine Einschränkung der Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen. Wenn Familie in beiden Formen, der bürgerlichen und der sozialistischen, so deutlich entwicklungsbehindernd für Frauen war und ist, wie konnte es dann jeweils dazu kommen, daß sie zur selbstverständlichen Zusammenlebensform geworden ist? Und was bedeutet dies jeweils konkret für die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse?

Um nicht Gefahr zu laufen, zeitgenössische Selbstverständlichkeiten bloß zu reproduzieren, soll in die Geschichte zurückgegangen werden, sowohl zu den bürgerlichen Vorstellungen von Familie als Projekt beim Aufbau einer neuen Gesellschaft als auch zu sozialistischen Vorstellungen, denn beide Orientierungen waren und sind bestimmend für deutsche Familienformen.

Um die Konstituierung der bürgerlichen Familienform in ihren Anfängen ebenso erfassen zu können wie den strukturellen Einbau der Geschlechterverhältnisse darin, wird bis ins 18. Jahrhundert zurückzugehen sein, um die ahistorische Selbstverständlichkeit der bestehenden Familienform, wie sie in den zeitgenössischen Diskursen suggeriert wird, hinterfragen zu können. Indem Familie in ihren Entwicklungen in den (sozialwissenschaftlichen) Diskursen nicht mehr vorkommt, kann es schließlich gelingen, Frauen- und Familienfragen entweder getrennt zu behandeln oder gleichzusetzen, statt die Zusammenhänge von Frauenunterdrückung und Familienform zu analysieren. Da immer wieder implizit versucht wird, Frauenfragen und/oder Geschlechterverhältnisse nicht zu thematisieren, ist eine den Geschlechterverhältnissen übergeordnete, die vorliegende Studie orientierende und strukturierende Frage notwendig. Im folgenden wird nach den Vorstellungen der Regelungen der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens und ihren Begründungen (in Abgrenzung zum Bereich der Produktion der Lebensmittel) gefragt.

Zum Vorgehen: Für die Entwicklung der bürgerlichen Familienform waren die Vorstellungen von Jean-Jacques Rousseau in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entscheidend, da

Rousseau im Kontext seiner Konzipierung einer bürgerlichen Pädagogik nicht nur den Zögling in den Mittelpunkt stellte, sondern auch dessen familiäre Erziehung, und somit detaillierte Vorstellungen entwickelte, wie die zukünftige bürgerliche Familienform beschaffen sein sollte. So werden im folgenden seine Vorstellungen, wie er sie insbesondere in "Emil. Oder: über die Erziehung" darstellt, daraufhin untersucht, wie dieses Projekt genau aussehen sollte, welche positiven gesellschaftlichen Ziele damit verfolgt werden sollten, wie die Geschlechterverhältnisse konzipiert waren und mit welchen Argumenten versucht wurde, die geringeren Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen im Vergleich zu Männern zu legitimieren.<sup>2</sup> Im Anschluß daran werden die Familiendiskurse nachfolgender einflußreicher TheoretikerInnen daraufhin befragt, inwiefern sie zur Tradierung der Rousseauschen Vorstellungen beigetragen haben und welche Folgen das für die Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen hat(te).<sup>3</sup> Welche Vorstellungen waren mit der Konstituierung der bürgerlichen Familien verknüpft? Welche Hoffnungen und Wünsche lagen darin für Männer und Frauen? Wenn man etwas über die Reproduktion der Geschlechterverhältnisse darin erfahren will, reicht es nicht, von der gegenwärtigen Gesellschaft ausgehend, bloß zu kritisieren.

Produktiver scheint ein Blick auf die positiven Projekte zu sein - insgesamt und je spezifisch für Männer und Frauen. So wird immer wieder die These vertreten, daß die proletarische Familie eine Kopie der bürgerlichen sei (vgl. Heidi Rosenbaum 1982; Marianne Friese 1989). Doch läßt sich diese These nur dann aufrechterhalten, wenn man (statt der unterschiedlichen Anliegen und Projekte) nur die äußeren Erscheinungsformen miteinander vergleicht. Welche Ziele verfolgten die BürgerInnen mit ihrem Familienprojekt und welche die SozialistInnen? Und warum konnte es so verschiedenen Weltanschauungen gelingen, die Frauen in dermaßen entwicklungsbehindernder Weise an familiäre Regelungen der Produktion des Lebens zu binden?

Im Anschluß daran wird die Analyse der sozialistischen Familienform vorgenommen, beginnend mit den Vorstellungen von

Marx und Engels, den Klassikern des wissenschaftlichen Sozialismus, nachfolgenden TheoretikerInnen und VertreterInnen der Arbeiterbewegung sowie frauenbewegten Sozialistinnen.

Beiden Familienformen (der bürgerlichen und der sozialistischen) gemeinsam ist nicht nur die männliche Vorherrschaft, sondern auch das Motiv, das die Männer und Frauen in ihre jeweiligen familiären Aufgaben orientiert, ohne ein gemeinsames Konzept thematisieren zu müssen – die Liebe.

Gestritten wird um die "Reinheit" dieses Motivs: Nur eine Liebe – frei von allen Zwängen – sollte zu dauerhaften Bindungen als Grundlage für Ehe- und Familienverhältnisse führen. Versuchte gerade Rousseau, eben solche Liebesverhältnisse zu lancieren, wurde von SozialistInnen bestritten, daß dies unter Besitzenden überhaupt möglich sein könne. Sie entwickelten eine Perspektive, die von den nicht-besitzenden Klassen ausging. Zwischen den Fragen nach "wahrer Zuneigung" und ökonomischen Motiven wurden die Geschlechterverhältnisse nicht explizit verhandelt.

In beiden Diskursen, dem bürgerlichen und dem sozialistischen, wurde jeweils ein Boden bereitet, Liebe zu einem unbestreitbar natürlichen Phänomen zu machen, bar jeder Herrschaft. Dies macht es schwer, einen analytischen Zugang zu den Zusammenhängen von Geschlechter- und Liebesverhältnissen zu finden. Als "sich selbst genug" konstruiert, gilt Liebe als erhaben über jeden kritischen Zugriff. Um die Geschlechterverhältnisse erfassen zu können, werde ich zwischen den Ansätzen männlicher und weiblicher AutorInnen zum Thema unterscheiden und beide einander vergleichend gegenüberstellen. Zur ersten Annäherung und Problematisierung werde ich im zweiten Kapitel zunächst einen kurzen Überblick über die zeitgenössischen Debatten in den Sozialwissenschaften geben. Im Anschluß daran werde ich wiederum analytische Trennungen, in bürgerliche und sozialistische Vorstellungen, vornehmen und jeweils noch einmal in männliche und weibliche – dies im Rückblick auf die Geschichte bis ins 18. bzw. 19. Jahrhundert.

Hier wird auf Romane zurückgegriffen, da sich das Phänomen Liebe, insbesondere bei den BürgerInnen, der Forschung und



Definition sperrt, zugleich aber ausführlich in Romanen behandelt wird - bis heute. So werden auch hier wieder zwei literarische Verarbeitungen analysiert, von einem Autor und einer Autorin, um die geschlechtsspezifischen Zugänge erfassen zu können. Bei den wissenschaftlichen SozialistInnen hingegen finden sich sowohl Bestimmungen von Liebe (vor allem in: "Die ökonomisch philosophischen Manuskripte" von Karl Marx 1844) als auch perspektivische Vorstellungen, Liebes- und Geschlechterverhältnisse explizit zu gestalten, insbesondere in den Werken von Alexandra Kollontai.

Die Zurechtlegung der geschlechtsspezifischen und weltanschauungsbedingten Problematik in den Liebesverhältnissen wird dann dazu überleiten, einen theoretischen Zugang zu Herrschaftsverhältnissen zwischen den Geschlechtern in Liebesverhältnissen zu erarbeiten. Zunächst werden verschiedene theoretische Ansätze daraufhin geprüft und eine Fragestellung für einen qualitativen empirischen Zugang entwickelt, um sowohl die analytischen Trennungen von Familien- und Liebesverhältnissen als auch von Geschlechterverhältnissen zu überwinden. Mit Hilfe der qualitativen Forschungsmethode der Erinnerungsarbeit (vgl. Frigga Haug 1990a) werden im dritten Kapitel an Hand der Erfahrungen von Frauen und Männern Verhinderungen und Perspektiven für Frauen in Liebesverhältnissen analysiert. Am Ende wird ein theoretischer Vorschlag zur weiteren Erforschung von Geschlechterverhältnissen in interpersonellen Beziehungen erarbeitet. Das Vorgehen dieser Studie insgesamt erfordert einen mehrfachen Methodenwechsel. Die jeweilige Methode wird im Kontext ihrer Anwendung erläutert.

## **FAMILIENVERHÄLTNISSE**

"Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt."  
(Georg Wilhelm Friedrich Hegel)

## **FAMILIENFORSCHUNG**

### **Widersprüche in Sozialwissenschaften**

Rosemarie Nave-Herz (1989) stellt in ihrem "Abriß bisheriger Forschungsfragen und Forschungsdefizite in der Familiensoziologie" fest, "daß zwar auf normativer Ebene sich Tendenzen eines Wandels zeigen, daß aber faktisch die innerfamiliäre Arbeitsteilung noch weiterhin gilt" (ebd., 11). Zunächst soll es darum gehen, was in der Familiensoziologie, wie in den letzten Dekaden thematisiert, untersucht und bearbeitet wurde und inwiefern dies dazu beitrug, die Aufgaben der Produktion des Lebens verbessert zu regeln und Frauenunterdrückung abzubauen.

Ulrich Beck hat sich auf dem Frankfurter Soziologentag 1990 zur Familiensoziologie etwas bissig geäußert: "Wer fragt, warum die Kleinfamilie in Deutschland so stabil ist, dem drängt sich bald die Antwort auf: weil die Familiensoziologie so treu nach ihr fragt." (Der Vortrag ist dokumentiert in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 19.10.1990.) In der Tat hält die (deutsche) Familiensoziologie an der bestehenden Form der Kleinfamilie als gesellschaftlicher Selbstverständlichkeit fest. In den sozialwissenschaftlichen Diskussionen in der BRD (vgl. z.B. Horst-Eberhard Richter 1983) wird Familie zum Subjekt, das es in erster Instanz zu erhalten gilt (vgl. Barbara Ketelhut 1985a). In einem zweiten Schritt wird diese Konstruktion durch das "Kindeswohl" legitimiert (vgl. z.B. Rita Süßmuth 1985; Brigitte Berger und Peter L. Berger 1984). Nicht gefragt wird nach der Qualität der Kinderversorgung, sondern überwiegend unterstellt, daß diese in der Familie besser erfüllt werden könne als in öffentlichen Einrichtungen, wenn z.B. Berger und Berger behaupten, nur die bürgerliche

Kleinfamilie könne "starke Charaktere" hervorbringen. Staatlich geregelter Kinderbetreuung wird eine bloß ergänzende Funktion zugestanden (Rita Süßmuth 1985; Presse und Informationsamt der Bundesregierung 1982, 57), mit dem Effekt, daß weder genau untersucht wird, was im Sinne der kindlichen Bedürfnisse und ihrer Entwicklung in den Familien geregelt werden kann und tatsächlich geregelt wird und was nicht, noch über die Qualität der öffentlichen Einrichtungen debattiert wird, da sie eben nur ergänzende Funktion haben. So schließt sich ein Zirkel, der immer wieder seinen Ausgangspunkt in der Selbstverständlichkeit der zeitgenössischen Familienform nimmt. So haben die englischen Soziologinnen Michèle Barrett und Mary McIntosh (1982b) die These aufgestellt, daß die Versorgung in öffentlichen Einrichtungen deswegen so schlecht sein kann, weil die "eigentliche" Versorgung in der Familie stattfinden soll. Die partikuläre sozialwissenschaftliche Analyse gesellschaftlicher Phänomene trägt dazu bei, daß widersprüchliche Resultate nebeneinander stehen bleiben können, ohne daß Widersprüche wahrgenommen werden. So kann immer wieder eine Seite des jeweiligen Widerspruchs ignoriert werden. Im folgenden soll dies exemplarisch vorgeführt werden.

Betrachtet man a) die jüngere Diskussion um sexuellen Mißbrauch und Gewalt gegenüber Kindern in Familien, so ist die Häufigkeit des Vorkommens erschreckend. Schätzungen verzeichnen, daß bis zu 25% aller Mädchen davon betroffen sind (Vienna I. Botens und Gabriele Stanzel 1988, 116), und Michael-Sebastian Honig (1988) geht davon aus, daß 10% der Kinder "mit einem Stock oder einem Gürtel" geschlagen werden (ebd., 198). Zugespitzt formuliert läßt sich festhalten, daß das Leben für Kinder in vielen Familien gefährlich sein kann. Unversehrtheit an Körper und Seele werden nicht immer gewährleistet.

Oder wirft man b) einen Blick auf die älteren, aber fortwährenden Trends in der Psychologie: Viele Ansätze (seit Sigmund Freud) gehen von der Kindheit aus, worin die Beziehungen zur Mutter und/oder zum Vater als prägend oder zumindest orientierend für die Entwicklung der Kinder bis weit ins Erwachsenenalter hinein gesehen werden.<sup>4</sup>

Diese beiden Phänomene und Erklärungen - nebeneinander betrachtet - müßten doch Zweifel aufkommen lassen, die rational zu Ende gedacht zum dem Schluß führen müßten, daß das Kindeswohl in den Familien zeitgenössischer Form häufig nicht gewährleistet ist oder werden kann. Im Gegenteil - die Wahrscheinlichkeit, entwicklungsgestört aus einer bürgerlichen Kleinfamilie herauszuwachsen, wäre demnach relativ groß.

Daß dies nicht gesehen wird, liegt vermutlich daran, daß die Phänomene und die Form nicht in einen kritischen Zusammenhang gebracht werden. Familie wird nicht als historische Form analysiert, sondern wie ein Subjekt behandelt, so daß zwei Subjekte zum Erkenntnisinteresse geraten, das Kind, um dessen "Wohl" es gehen soll und die zeitgenössische Familie, deren Existenz es immer wieder neu zu retten gilt. Und das hat Folgen für das ganze weibliche Geschlecht (wie zu zeigen sein wird).

War zunächst lange Zeit der Funktionsverlust bzw. -wandel dominantes Thema der Familiensoziologie (Rosemarie Nave-Herz 1989; Michael Mitterauer und Reinhard Sieder 1977), ging es in den 80er Jahren vor allem um Werte und Normen, Glück und Zusammenhalt in den Familien. Das bedeutet eine Verschiebung des Gegenstandes von den Aufgaben hin zu den interpersonellen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern und zwischen den Geschlechtern. Steigende Scheidungsraten sind als Hinweis auf gestiegene Erwartungen an die ehelichen und familiären Beziehungen gesehen worden (vgl. Claus Mühlfeld 1982; Brigitte Berger und Peter L. Berger 1984). Mit den Beziehungen wird die Selbstbestimmung, die konkrete Aktivität der einzelnen in den Vordergrund gerückt. Berger und Berger betonen die Inselfunktion von Familie innerhalb einer feindlichen Gesellschaft. Diese Insel solle der Gestaltungsraum für die Partner sein. "Wenn ... ein Mann und eine Frau heiraten, so ist ihre Ehe tatsächlich ihre eigene Konstruktion, obgleich die Institution Ehe nicht von ihnen erfunden wurde, und sie determiniert zumindest die Parameter ihrer eigenen individuellen Modifikationen des Musters." (Brigitte Berger und Peter L. Berger 1984, 176). Damit aber werden der Phantasie der einzelnen gleich wieder

Grenzen gesetzt, sie sollen sich freiwillig einfügen in das, was ihnen vorgeschlagen wird, sich als Konstrukteure ihrer institutionalisierten Beziehung sehen, ohne den Rahmen umgestalten zu können. Sie sollen die Strukturen akzeptieren, aber Verantwortung für die Mißstände im Individuellen übernehmen. Die Geschlechter sollen sich freiwillig in die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung fügen. Inwieweit sie diese durchbrechen können, obliegt ihren individuellen Verhandlungen und ihrem Durchsetzungsvermögen. Als Begründung für die Festsetzung des Rahmens für die Beziehungen der Geschlechter und Generationen dient Berger und Berger (1984) eine biologische Behauptung: "Die Menschen könnten ohne Institutionen nicht überleben. Darin unterscheiden sie sich ganz maßgeblich von anderen Lebewesen." (ebd., 176) Eine soziale Einrichtung, wie eine Institution, wird zur Voraussetzung biologischen Überlebens erklärt. Hier wird eine Tradition biologistischer Argumentation fortgeführt, die ihren Anfang (wie noch zu zeigen sein wird) in dem schwierigen Versuch nahm, eine bürgerliche Familienform als natürlich zu konstruieren - insbesondere bei Rousseau (1762b). Erstaunlich ist, daß dies in den letzten 230 Jahren kaum hinterfragt worden ist.

Des weiteren gehören Zusammenhalt und Gemeinsamkeit der Partner zu strategischen Begriffen der Familiensoziologie und -psychologie der 80er Jahre. So betont der Psychologe Hans Eysenck (1983) die Bedeutung gemeinsamer Interessen vor allem im Bereich der Freizeitgestaltung, während Berger und Berger (1984) sich damit begnügen, diesen Zusammenhalt einfach zu unterstellen (vgl. Barbara Ketelhut 1985a).

Ist Familie in den Sozialwissenschaften der 70er Jahre als abgetrennter individueller Freiraum gesehen worden, so daß der irreführende Eindruck entstehen konnte, Familie befände sich außerhalb von Gesellschaft, hat sich die Diskussion in den 80er Jahren verstärkt den Zusammenhängen und Wechselbeziehungen zwischen Familien und den übrigen gesellschaftlichen Bereichen zugewendet.

Reinhard Sieder (1987) sieht in seiner "Sozialgeschichte der Familie" einen funktionalen Zusammenhang zwischen Familie und Kapital, der andauert. Er vertritt die These, daß

Familie der Antriebsmotor ist, überhaupt in den bestehenden Verhältnissen, d.h. unter entfremdeten Bedingungen, erwerbstätig zu sein, indem die einzelnen für andere, nämlich die Familienmitglieder arbeiten.

"Die ordnungspolitische Funktion der Familie liegt also heute nicht mehr in einer richterlichen Gewalt des Hausvaters über die ihm unterstehenden Familienmitglieder, sondern darin, daß die Familie eine Arbeits- und Leistungsmotivation erzeugt, die das Wirtschaftssystem selbst 'von sich aus' nicht hervorbringen könnte. So gesehen erscheint die Familie auch nach ihrer historischen Separierung von der Sphäre der Produktion als eine Agentur der langfristigen Stabilisierung der Arbeitsbereitschaft." (ebd., 291)

Für Sieder ist die Privatheit der Familie "Ausdruck ihrer gesellschaftlichen Formbestimmtheit" (ebd. 293). Zwar seien die Familienmitglieder in persönliche Abhängigkeitsbeziehungen verstrickt, dennoch blieben "sachliche Abhängigkeiten" (ökonomischer Art zwischen Eltern und Kindern, Mann und Frau) erhalten (ebd. 291).

Sieht Sieder ein dialektisches Verhältnis zwischen Familie und Produktionsbereich, verweisen Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990) auf die Probleme, innerhalb der bestehenden Verhältnisse - den Anforderungen des Arbeitsmarktes nach Mobilität und Flexibilität der einzelnen - überhaupt ein funktionierendes Familienleben führen zu können:

"Die Menschen werden freigesetzt aus den verinnerlichten Geschlechtsrollen, wie sie im Bauplan der Industriegesellschaft für die Lebensführung nach dem Modell der Kleinfamilie vorgesehen sind, und sie sehen sich ... zugleich gezwungen bei Strafe materieller Benachteiligung eine eigene Existenz über Arbeitsmarkt, Ausbildung, Mobilität aufzubauen und diese notfalls gegen Familien-, Partnerschafts- und Nachbarschaftsbindungen durchzusetzen und durchzuhalten." (ebd., 13 f.)

Sie fordern letztlich, die Gesellschaft so einzurichten, daß ein Familienleben in der traditionellen Kleinfamilie möglich bleibt, indem sie z.B. die Vermittlung von Familienarbeitsplätzen fordern oder ein individuelles Grundeinkommen, damit nicht beide, Mann und Frau, zugleich erwerbstätig sein müssen. Sie beklagen zwar eine zunehmende Entfremdung und Rationalisierung im Erwerbsbereich sowie einen kleiner werdenden Spielraum für Mitbestimmung der abhängig Beschäftigten, folgern aber nicht daraus, die Erwerbsarbeit umzugestalten, sondern sie aushaltbarer zu ma-

chen, vor allem durch mehr Raum für interpersonelle Beziehungen außerhalb der Erwerbsarbeit. Indem sie undifferenziert an Familie festhalten, stützen sie im Effekt, was sie anklagen: die Entfremdung in der Erwerbsarbeit. Die Kleinfamilie wird so zur unangreifbaren Konstante gemacht, während andere Bereiche der Gesellschaft als sich ständig verändernde gesehen werden. Abbau geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen und ökonomische Unabhängigkeit, wichtigste Forderungen der neuen Frauenbewegungen seit den 70er Jahren (vgl. z.B. Jutta Menschik 1971), werden nicht nur ignoriert, sondern unproblematisiert aufgegeben zugunsten des Erhalts einer bestimmten Zusammenlebensform der Geschlechter.

Andere, z.B. Irene Hardach-Pinke (1988), betonen Veränderungen im Privaten und sehen eine positive Entwicklung in der Herausbildung zunehmender Freiräume in und durch Familie im Verlaufe ihrer Geschichte.

"Das Zusammenleben der Generationen war für die Mehrheit der Bevölkerung bis ins 20. Jahrhundert geprägt durch ökonomische Notwendigkeiten, Angst vor Hunger und Not und dem Fehlen einer sicheren materiellen Existenzgrundlage. Nicht nur die Kinder brauchten ihre Eltern, sondern umgekehrt waren auch die alten Menschen für ihr Überleben auf ihre Kinder oder Verwandte angewiesen. Mit dem Ansteigen des Lebensstandards und der sozialen Sicherung wurden die individuellen Wahlmöglichkeiten alter Menschen im Hinblick auf die Gestaltung des eigenen Lebens größer: Die Generationen rückten auseinander." (Irene Hardach-Pinke 1988, 56)

Zwar geht es heute nicht mehr um die direkte materielle Existenz, die die Familien gewährleisten müssen, dennoch ist ein großer Teil der Aufgaben, wie die Versorgung der Kinder und der Alte, in den Familien verblieben. So werden (in Westdeutschland) 90% der Altenpflege von Verwandten geleistet, davon 76% von Frauen (vgl. Bundesminister für Jugend, Frauen, Familie und Gesundheit 1986, 172).

Mit den konstatierten Freiräumen innerhalb der familiären Ordnung werden steigende Erwartungen an die interpersonellen Beziehungen und Gefühle der Familienmitglieder zumeist (ohne Prüfung) vorausgesetzt:

"Die Macht der Gefühle, die Liebe, wird - eine geschichtlich neue Entwicklung - zum legitimen Grund für Partnerwahl und Partnerabkehr. Die Bedürfnisse nach individueller Persönlichkeitsentfaltung sind gepaart mit sozialen Bedürfnis-

sen nach Partnerschaft, Kindern, nach Treue und Verlässlichkeit, Freundschaftsnetzen und Gruppenwärme. Individualismus und Sozialitätsbedürfnisse schließen sich also nicht aus - im Gegenteil, das freigesetzte Ich sucht das Du und das Wir (Beck). Wahrscheinlich erwartet es sogar viel zu viel von dem/der/den anderen, denn auch diese sind ja Individuen mit einem eigenen Profil von Bedürfnissen, Vorlieben und Abneigungen." (Konrad Leube u.a. 1988, 10)

Beschrieben wird ein Chaos der Willkür in den Emotionen, Erwartungen und Bedürfnissen. Aus diesen Entwicklungen heraus werden dann die Krisen von Ehen und Familien abgeleitet, z.B. die hohen Scheidungsraten als Folge gestiegener Erwartungen an die Beziehungen (vgl. z.B. Ulrike Martiny und Wolfgang Voegeli 1988). In dieser allgemeinen Betrachtung werden die Geschlechterverhältnisse auf Erwartungen reduziert, die z.B. die Frauen an die Gefühle der Männer haben. Der Streit der Geschlechter wird zu einem männlicher und weiblicher Emotionen, hinter dem die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung genauso wie die Problematisierung familiärer Probleme als private verschwinden können. Die Qualität der Regelung der Produktion des Lebens wird in diesen Konstruktionen implizit vom Widerstreit der Gefühle abhängig gemacht und verschwindet damit aus dem Bereich gesamtgesellschaftlicher Regelungen, ebenso wie Fragen nach Geschlechterverhältnissen und alternativen Formen des Zusammenlebens.

Die Ehe "ist gewissermaßen 'freischwebend' geworden, ein abgeschirmter Raum des 'Privatlebens', vorrangig als Gefühls- und Freizeitgemeinschaft bestimmt. Damit ist ein neuer Freiraum entstanden - doch das heißt umgekehrt formuliert, daß ein sichernder und stützender äußerer Rahmen immer weniger existiert. Verschwunden ist die 'gemeinsame Sache', vorgegeben durch Familienverband und Generationenabfolge. Statt dessen muß im individuellen Aushandeln der beteiligten Personen jetzt erst hergestellt werden, was die Gemeinsamkeit ausmachen soll: 'Die noch leere Form der Privatheit muß erst mit Inhalten gefüllt werden'. Damit kann zweifellos neue Nähe entstehen. Aber unübersehbar ist auch, daß die Bereiche möglicher Konfliktzonen wachsen." (Elisabeth Beck-Gernsheim 1988, 26)

Nicht für gesellschaftlich zu regelnde Aufgaben sollen Formen gefunden werden, sondern umgekehrt; bestehende Formen sollen mit neuen Inhalten gefüllt werden. Der noch Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre beschworene familiäre Zusammenhalt wird jetzt als Aufgabe der PartnerInnen formuliert. Sie selbst sollen demnach eine "gemeinsame Sache" aus



(nichts anderem als) ihrer gegenseitigen Zuneigung entwickeln. In dieser Konstruktion stellen die zeitgenössischen Ehen und Familien zwar eine formelle, aber keine inhaltliche Orientierung dar. Die im Privaten zu lösenden Aufgaben, wie die Versorgung und Erziehung von Kindern, die Regelung des Sexuellen, des Ökonomischen und Kulturellen in den Beziehungen der Geschlechter, geraten ebenso aus dem Blick wie die "ordnungspolitischen Funktionen" von Ehe und Familie, wie sie z.B. Reinhard Sieder (1987) problematisiert. Zugleich werden damit die verantwortlichen Subjekte für diese Aufgaben unsichtbar - die Frauen und damit die geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen und die Geschlechterverhältnisse überhaupt.

"In der modernen Ehe wird die Gemeinsamkeit über Liebe und Gefühle hergestellt. Entsprechend entsteht eine neue Ehescheidungsregel, die heißt: Wo die Gefühle enden, da soll auch die Ehe enden. In der starken Gefühlsbasis der Ehe, im kulturellen Leitbild der 'romantischen Liebe' ist damit schon eine Wurzel für ihren Bedeutungswandel angelegt" (Elisabeth Beck-Gernsheim 1988, 32).

Gefühle scheinen so der einzige Garant für die alten Formen und zugleich der Auslöser ihrer Auflösungen - nicht als gesellschaftliche Form, sondern individuell. Danach braucht Familie eine "Gemeinsamkeit", die über Gefühle und somit weder über Inhalte noch über ein Projekt hergestellt wird. Weder die Form der Ehe und Familie noch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung oder die historisch gewachsene strukturelle Vorherrschaft der Männer werden als Gründe oder Auslöser für die Auflösungen gesehen. Lediglich der nur partiell artikulierbare Ausdruck von Unzufriedenheiten und Konflikten, also die Gefühle von Ab- und Zuneigung, Wut, Verzweiflung und Resignation stehen im Vordergrund.

Empirisch untersucht werden die Phänomene, wie z.B. Scheidungen, die Situation Alleinerziehender und Stieffamilien. Im Vordergrund der Analysen stehen die Regelung der interpersonellen Beziehungen, die Gefühle und die Haltungen der Betroffenen. Scheidungen werden nahezu ausschließlich auf einer phänomenalen Ebene betrachtet, als Resultat, Konflikte auf Beziehungsebene nicht lösen zu können (Ulrike Martiny und Wolfgang Voegeli 1988, 188). Fragen nach unterschiedlichen Voraussetzungen, mit denen die Geschlechter in

die Ehe gehen, treten dabei ebenso in den Hintergrund wie die Gegenstände der Konflikte zwischen den Eheleuten. Deutlicher noch werden die Grenzen solcher Herangehensweisen in der Erforschung des Alltags von Alleinerziehenden. Laut Statistik leben 53,8% der alleinerziehenden Mütter von Sozialhilfe, haben also ein monatliches Einkommen, das per definitionem als Existenzminimum gilt (vgl. Sibylle Meyer und Eva Schulze 1988). Selbst ein so deutlich materielles Problem, wie die finanzielle Not der Alleinerziehenden, wird noch in der Analyse auf die Ebene individueller Verarbeitung verschoben, wenn in empirischen Studien zum Thema auffällt, "daß weniger Mütter ein subjektives Leiden unter ihrer Armut angeben als aufgrund der objektiven finanziellen Situation dieser Frauen zu erwarten wäre." (Hanna Permien 1988, 94) Als Erklärung für dieses Phänomen dient:

"Die eigenen Werthaltungen und Umgangsweisen mit Geld bestimmen hier also offensichtlich mit, wann die finanzielle Situation auch subjektiv als Not und Bedrohung empfunden wird." (Hanna Permien 1988, 94)

Von Bedeutung ist hier weniger das Pro-Kopf-Einkommen im Verhältnis zu den Lebenshaltungskosten, als vielmehr die Haltung zum Geld. Zu Ende gedacht birgt diese Herangehensweise die Gefahr, die gesellschaftlich bedingte soziale Not und Armut nur als individuelles Problem der Betroffenen abzubilden, statt auch nach gesellschaftspolitischen Verbesserungen der finanziellen Situationen Alleinerziehender und ihrer Kinder zu fahnden, Alternativen zur Sozialhilfe zu entwickeln oder bestehende Vorschläge, wie Grundeinkommen oder Kinderversicherungen, in Betracht zu ziehen (vgl. Barbara Ketelhut 1989). Auch droht darin der Zusammenhang verloren zu gehen zwischen der normativen Idealvorstellung einer sogenannten vollständigen Familie und den besonderen Schwierigkeiten, die aus der privaten Zuständigkeit von Frauen für ihre Kinder resultieren und einem System sozialer Sicherung, das diesen Problemen kaum Rechnung trägt (vgl. ebd.).<sup>5</sup>

Über Geschlechterverhältnisse und Frauenunterdrückung im Privaten, den dialektischen Beziehungen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, die zur Aufrechterhaltung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung bei-

tragen, wird ebensowenig debattiert wie über die Erfahrungen von Frauen in den Familien. Erinnert sei hier nur an die Gewalt in Familien. In den 70er Jahren wurde die Gewalt gegenüber Frauen in den Ehen skandalisiert (vgl. z.B. Cheryl Benard und Edit Schlaffer 1978). "Aus einer vom Stern 1976 durchgeführten Untersuchung geht hervor, daß 2,5 Millionen Ehefrauen in der Bundesrepublik Deutschland vergewaltigt werden." (Agnes Kurtz 1990, 157 f.) In den 80er Jahren wurde der sexuelle Mißbrauch von Mädchen durch Familienmitglieder oder Verwandte überhaupt ans Licht der Öffentlichkeit gebracht (vgl. Barbara Kavemann und Ingrid Lohstöter 1984) und in den 90ern wurde auch der sexuelle Mißbrauch an Knaben thematisiert (vgl. z.B. Ursula Enders 1990). Wieviele Skandale und zunächst individuell erscheinende Leidensgeschichten, die sich nach näherer Analyse als Massenphänomene "entpuppen", braucht es noch, damit sowohl die Kleinfamilie als Form als auch die Geschlechterverhältnisse sowie die Qualität der dort geregelten Aufgaben differenziert analysiert werden?

Familie in der derzeitigen Form der Zwei-Generationen-Kleinfamilie gilt als selbstverständlich, als unter allen Umständen zu erhalten. Unter dem Stichwort "unvollständige Familien" werden oft Zusammenlebensformen von einem Elternteil mit Kind oder Kindern gefaßt, während in der amtlichen Statistik alle Haushalte unter Familie subsumiert werden, in denen Kinder leben. Auf Dauer werden die Definitionen von Familie den empirischen Phänomenen angepaßt, ohne die sich daraus ergebenden Probleme unter gesamtgesellschaftlichen Aspekten zu diskutieren. Auch das Alleinwohnen Erwachsener wird unter dem Stichwort "Single" diskutiert und empirisch untersucht (vgl. Erika Spiegel 1986). Diese Haushaltsformen, die von den traditionellen Zwei-Generationen-Kleinfamilien abweichen, machen inzwischen quantitativ einen hohen Anteil an allen Haushalten aus, dennoch gilt weiterhin ein Leitbild, das sich an der Zwei-Generationen-Kleinfamilie orientiert.

Die immer wieder neu gestellten Fragen nach "Bestand" und "Auflösungserscheinungen" von Familie in der westdeutschen Soziologie (vgl. Rosemarie Nave-Herz 1989) reproduzieren

die selbstreferentielle Selbstverständlichkeit von Familie in der zeitgenössischen Form. Dies gilt sowohl für die Diskussion um den Erhalt von Familie als auch für die, die ihre Auflösung zum Ziel hat(te).

### **Feministische Forschung**

Selbst Feministinnen, die in den Anfängen der neuen Frauenbewegung die bürgerliche Kleinfamilie heftig als frauenunterdrückerisch kritisiert haben, wollen sie heute nur noch reformieren. So galt es zu Beginn der neuen Frauenbewegung insbesondere seitens der sogenannten Radikalfeministinnen als unmöglich, Frauenbefreiung innerhalb von Ehe und Familie erreichen zu können. Shulamith Firestone resümierte 1970:

"Wir haben die Familie .. auf zwei Ebenen attackiert und den Kern, um den sie sich organisiert, in Frage gestellt: die Fortpflanzung der Art durch Frauen und ihre Folgeerscheinungen, die Abhängigkeit von Frauen und Kindern. Hätten wir das alles abgeschafft, reichte dies allein schon aus, um die Familie zu zerstören, die die Psychologie der Macht erzeugt." (ebd., 227)

Firestone hat weitere Elemente beschrieben, die zur Zerstörung von Familie hinzukommen sollten: "vollständige Integration von Frauen und Kindern in die Gesellschaft", "sexuelle Freiheit aller Frauen und Kinder", "Befreiung der Frauen von der Tyrannei der Fortpflanzung" und politische Autonomie der Frauen (Shulamith Firestone 1970, 225 f.). Juliet Mitchell hingegen erhoffte sich 1966 die Auflösung von Familie durch den Widerspruch, in den Frauen geraten, wenn sie einerseits für den familiären Zusammenhalt sorgen sollen, während sich die Familie in ihre Einzelteile auflöse "und alle verschiedene Wege gehen." (ebd. 1981, 154 f.)

Westdeutsche Feministinnen äußerten sich zum Teil vorsichtiger, wie z.B. Jutta Menschik 1971:

"Inwieweit kollektive Familienverbände die Kleinfamilie abzulösen vermögen, ist noch nicht abzusehen, da diese Formen des Zusammenlebens bislang keinesfalls repräsentativ sind." (ebd., 150)

Menschik sah zugleich eine Perspektive für die Frauen in der "Gefährtenfamilie"; darunter verstand sie eine "gleichberechtigte Partnerschaft", die die "Herrschaftsposition" des Mannes ablösen sollte (ebd., 150).

In der neuen Frauenbewegung und im Feminismus sind Familie und Frauenunterdrückung überwiegend aspekthaft betrachtet worden. So hat in Westdeutschland und Westberlin zunächst die Frage nach alternativen Möglichkeiten der Kindererziehung und -versorgung eine dominante Rolle in der Diskussion um Frauenbefreiung gespielt - so z.B. in der berühmten Rede von Helke Sander vor dem SDS 1968 in Frankfurt/M. (vgl. den Nachdruck in: Hilke Schlaeger 1988; Frigga Haug 1988a).

Die Fragen und Forderungen nach direkter praktischer Umsetzung alternativer Zusammenlebens- und Kinderversorgungsformen haben die Frage nach der Familienform und den Geschlechterverhältnissen an das unmittelbare Gelingen der praktisch gelebten Alternativen gebunden, wie z.B. Kinderläden und Kommunen und so dialektische Zusammenhänge zwischen Gesellschafts- und Familienform ignoriert. So gesehen verwundert es nicht, daß es keine "Umriss einer feministischen Theorie der kapitalistisch-bürgerlichen Familie, ihrer Formbestimmtheit, ihren Wirkungsweisen durch die Geschlechterverhältnisse hindurch" gibt, wie Kornelia Hauser im Rahmen ihrer Untersuchung über die Konstruktionen der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit als grundlegend für Frauenunterdrückung feststellt (ebd. 1987, 152).

Letztlich sind viele Fragen bis heute nur unbefriedigend gelöst worden. Die aus der Zeit der 70er Jahre resultierenden Wohngemeinschaften bieten zwar alternative Lösungen der Haushaltsorganisation an, veränderten aber den Umgang der Mitglieder miteinander kaum (vgl. Wendy Clark 1983; Barbara Ketelhut 1985a). Die Kinderfrage ist unzureichend geregelt worden, autonome Betreuungsinitiativen für Kleinkinder werden kaum finanziell gefördert. Geblieben ist der Wunsch nach einer partnerschaftlich organisierten Beziehung zwischen den Geschlechtern. Zu Beginn der 80er Jahre haben sich Feministinnen (vgl. Brigitte Wartmann 1984; Carol Gilligan 1984) von den Beziehungen, wie sie sich Frauen im Kontext von Familie aneignen, eine verallgemeinerbare Per-

spektive erhofft. Die Art, wie Frauen versuchen, bedürfnisorientiert zu leben, harmonisch Verbindungen zwischen Menschen zu schaffen, sollen aus dem Verborgenen geholt und entfaltet werden (vgl. Barbara Ketelhut 1985a, 104 ff.). Ein halbes Jahrzehnt später verweisen empirische Untersuchungen auf die Schwierigkeit, überhaupt Beziehungen zwischen Männern und Frauen im Zuge der Eroberung zusätzlicher beruflicher Bereiche von Frauen gestalten zu können:

"Männer und Frauen haben durch die Befreiung von alten Abhängigkeiten noch lange nicht die Freiheit für das Eingehen neuer, aufregender Bindungen gewonnen; Frauen und Männer suchen sich, finden sich, arrangieren sich, verlieren sich, suchen sich erneut - und inmitten dieses in Bewegung geratenen Geschlechterverhältnisses stehen die Kinder." (Angelika Diezinger u.a. 1988, 143).

Dies deutet einerseits auf Zusammenhänge zwischen den Geschlechterverhältnissen in beruflichen und in intimen Bereichen hin, zugleich wird aber an familiären bzw. familienähnlichen Zusammenlebensformen festgehalten, mit der zumindest unterschwelligen Sehnsucht nach Dauer.

Mögliche Veränderungen der Geschlechterverhältnisse werden vorwiegend im Privaten bzw. in den interpersonellen Beziehungen der Geschlechter gesehen. In ihrer empirischen Studie: "Der Mann" kommen Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller (1986) u.a. zu dem Ergebnis, daß Männer und Frauen einander entgegengesetzte Interessen haben.

"Wir müssen .. zur Kenntnis nehmen, daß sich Vorstellungen in den Köpfen der Männer bezüglich ihrer Funktion als Familienernährer, als Vater ohne konkrete Mitarbeit in der Familie und als lebenslang überlegen berufstätiger Mann zäh, eigensinnig und kontrafaktisch festgehakt haben. Daß die gemeinsamen Kinder nur noch Mütter zu haben scheinen, wenn es um ihre Betreuung geht und um die Zuweisung beruflicher Nachteile wegen der Vereinbarkeitsproblematik, erweist sich im Berufsleben auch in der Konkurrenz zu Frauen als vorteilhaft." (ebd. 1987, 17)

Weitere Probleme und Divergenzen der Interessen sehen Sigrid Metz-Göckel und Ursula Müller auch im Sexuellen:

"Nach vielen Ehejahren - das beklagen Männer in den Gruppendiskussionen - ziehen die Ehefrauen sich als Liebes- und Sexualpartnerinnen zurück, reagieren wehleidig mit Kopfweh und diffusem Unbehagen und stellen die Männer vor ein unerklärliches Phänomen." (ebd., 22)

Die Interessengegensätze zwischen den Geschlechtern innerhalb von Ehe, Familie oder Partnerschaft werden deutlich, wenn Männer angeben, mit ihrem Leben zufrieden zu sein, aber der Eindruck entsteht, "daß Frauen trotz aller Emanzipationsschritte zu einem Leben wider Willen gezwungen werden, wohingegen Männer sich eher in einer - von ihnen selbst aus gesehen - harmonischen Übereinstimmung zwischen Wunsch und Lebensrealität befänden, wenn Frauen sie dabei nicht stören würden." (ebd., 27)

Die Autorinnen kommen u.a. auch zu dem Schluß, daß "Interessenidentität" der Geschlechter nicht zustandekommen kann, "solange die geschlechtliche Arbeitsteilung in der herrschenden Form aufrechterhalten wird." (ebd., 26) Diese wird aber durch die bestehenden und geförderten Zusammenlebensformen reproduziert, so daß geschlechtliche Arbeitsteilung, so meine These in dieser Studie, nicht revolutioniert werden kann ohne Familie und vice versa. Um so erstaunlicher mutet da die Haltung von Sigrid Metz-Göckel (1990a) an, die sie in einem Literaturbericht über zeitgenössische empirische Studien in der Frauenforschung (Eva Dane 1987; Rosemarie Nave-Herz 1988; Maria Rerrich 1988; Christine Vollmer 1989) einnimmt, wenn sie diesen Ansätzen affirmativ darin folgt, daß die bestehende Familienform hinsichtlich einer Aufhebung von Geschlechterwidersprüchen reformierbar sei.

"Es verbindet sie (die Autorinnen, B.K.) die Überzeugung, daß Frauen sich Familien schaffen können, in denen eine egalitäre Verteilung von Aufgaben und Belastungen, aber auch von Fähigkeiten innerhalb der Kleinfamilie möglich ist. ... Offensichtlich hat sie die Bedeutung als zentraler Glücksort für die Frauen nicht verloren: offensichtlich gibt es aber inzwischen verschiedene Varianten kleinfamilialen Zusammenlebens und offensichtlich stehen den Frauen inzwischen mehr Ressourcen zur Verfügung, die ihre 'Verhandlungskompetenz' für einen neuen Geschlechtervertrag gestärkt haben." (Sigrid Metz-Göckel 1990a, 152)

Herrschaft in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern wird so, auch durch innerfamiliäre Reformen nicht aufgehoben werden können. Es besteht vielmehr die Gefahr, Herrschaft - durch stete Reproduktion im Interpersonellen - gesamtgesellschaftlich zusätzlich zu festigen.

Viele SozialwissenschaftlerInnen halten an der Familie als einer konstanten Form fest. Sie wollen diese Form erhalten,

obwohl sie doch Teil einer sich ständig verändernden Gesellschaft ist. Viele feministische Sozialwissenschaftlerinnen hingegen versuchen, Alternativen zur Regelung der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform zu finden. Beiden sich widersprechenden Ansätzen ist gemeinsam, jeweils bestimmte gesellschaftliche Bereiche als konstant anzunehmen, ohne Wechselwirkungen einzukalkulieren. Das partielle Scheitern der Versuche, alternative Zusammenlebensformen in den bestehenden Geschlechterverhältnissen zu leben, ist kaum im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang reflektiert und analysiert worden, sondern führt überwiegend zu einer resignativen profamiliären Haltung, die die (z.T. bereits gestellten) Kinder- und Frauenfragen außer acht läßt.<sup>6</sup>

Im folgenden soll hingegen davon ausgegangen werden, daß die Geschlechterverhältnisse in allen gesellschaftlichen Bereichen verändert werden müssen, daß bestimmte Gesellschaftsformen bestimmte Familienformen hervorbringen, die sich verändern, wie die Gesellschaften sich verändern. Es gilt also eine analytische Orientierung für beides zugleich zu finden: eine Gesellschaftsform, die ohne Frauenunterdrückung auskommt und eine Form der Regelung der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens, die beide Geschlechter gleichermaßen miteinbezieht. Das bedeutet, sowohl Familienformen in Frage zu stellen, als auch die interpersonellen Beziehungen der Geschlechter auf ihre Reichweite für Veränderungsmöglichkeiten im Privaten zu prüfen.

#### **BÜRGERLICHE FAMILIENPROJEKTE**

Die Familienform, die wir heute kennen, ist keine natürliche, sie hat sich historisch entwickelt. Die Suche nach aufhebenswerten Anknüpfungspunkten in der gegenwärtigen Familie verweist zurück in die Geschichte, als sich zwei Familienformen herausgebildet haben, die bestimmend für die Gegenwart geworden sind - die proletarische und die bürgerliche Familie-, wobei die letztere im allgemeinen als über die erstere dominierend betrachtet wird. Das Selbstverständliche bedarf keiner Begründung, aber nichts kann zur



Selbstverständlichkeit werden, ohne einst einen positiv formulierten Sinn gehabt zu haben. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Frauenunterdrückung lassen sich nur in einer historischen Betrachtung aus den Fesseln des Selbstverständlichen und natürlich Gewordenen lösen. Die Frage lautet daher: Warum haben sich Frauen auf die Zuständigkeit für Familie verweisen lassen, welchen Sinn haben sie darin gesehen, ihrem Platz in den Familien zuzustimmen, an welchen Punkten haben sie rebelliert und wogegen? In welcher Weise war die Produktion des Lebens geregelt und in welcher Beziehung stand sie zur gesamtgesellschaftlichen Produktion (der Lebensmittel)?

Eine ausführliche Analyse der verschiedenen Familienformen hat Heidi Rosenbaum für das 19. Jahrhundert vorgenommen. Ihre Hauptfrage darin ist, wie sich aus einer Vielfalt von Formen ein allgemeines familiäres Leitbild herauskristallisieren konnte, das heute im 20. Jahrhundert für alle Klassen gültig ist. Gemeint ist die bürgerliche Familie. Dieses Familienideal hat sich nach Rosenbaum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland herausgebildet.

"Das neue Leitbild enthielt bereits im Kern alle wesentlichen Momente, die auch als charakteristische Merkmale des gegenwärtigen Familienlebens hervorgehoben werden und durch die es sich grundlegend von den traditionellen Familienformen unterschied:

- Intensivierung und Intimisierung der Ehebeziehung; 'Liebe' wird zum ehestiftenden Motiv;
- Zentrale Bedeutung der Kinder und ihrer Erziehung; 'Kindheit' als ein besonderes Lebensalter grenzt sich aus;
- Abschottung der Familie als privater Sphäre von den anderen Lebensbereichen, besonders denen des Berufs und Erwerbs, aber auch gegen Eingriffe von außen." (Heidi Rosenbaum 1982, 251)

Worin bestehen die verallgemeinerungsfähigen Momente bürgerlichen Familienlebens und worin die Hindernisse?

Rosenbaum untersucht die Entwicklung von Familienformen und -verhältnissen in Deutschland in einer Zeit allgemeinen Wandels in den Familienformen aufgrund der Herausbildung des Bürgertums und des Proletariats als sich verbreitende Lebensweisen. Im Kontext des Ökonomischen untersucht Rosenbaum Wohn-, Heirats- und soziale Verhältnisse.

Ihre Thesen lauten zusammengefaßt:

1. Die bürgerliche Familie entwickelte sich in Abgrenzung zum Adel und dessen Haltungen, zwecks Abschottung mit der Folge, daß das Bürgertum die Frauen in die Isolation gezwungen habe.

2. Die proletarischen Familien hätten sich am bürgerlichen Leitbild orientiert, weil die Trennung in Arbeit und Freizeit bedingt durch die Kapitalisierung und Industrialisierung funktional gewesen sei.<sup>7</sup>

Heidi Rosenbaum beklagt die schlechte Materiallage zum Privatleben bürgerlicher Familien. So stützt sie sich neben Untersuchungen zur Wirtschaftsweise auf Familienchroniken, "gesellschaftskritische Betrachtungen von Zeitgenossen" und auf autobiographisches Material (ebd., 254). Auf diese Weise vermittelt sie ein Bild der sozialen Bedingungen im Kontext der Familienformen des 19. Jahrhunderts in den verschiedenen Schichten: Heiratsstrategien, Wohnverhältnisse, Kindererziehung, Ehebeziehungen, sexuelle Beziehungen, Schul- und Ausbildung.

Rosenbaum blickt in ihrer Untersuchung auf die Angleichungs- und Abgrenzungsweisen der sich herausbildenden Klasse nach oben zum Adel und nach unten zum Proletariat. Im Vordergrund stehen solche Bedingungen, die es ermöglichen, die Haltungen zu verändern. So konnten durch die Trennung von Erwerbsarbeits- und Familiensphäre die interpersonellen Beziehungen an Bedeutung gewinnen (ebd. 378 f.).<sup>8</sup> Doch, so ist zu vermuten, müßte sich mit dem forschenden Blick auf die positiven Ziele der Subjekte mehr darüber herausfinden lassen, warum sie welche Zusammenlebensformen erstrebten. Sich abzugrenzen allein kann kein Motiv sein, explizit eine alternative Lebensweise herausbilden zu wollen, ohne ein Ziel vor Augen zu haben. Wie sollten die Veränderungen aussehen und wie vonstatten gehen? Was fanden die Männer und Frauen des 18. und 19. Jahrhunderts so verwerflich an den Verhaltensweisen des Adels und warum? Was genau wollten sie dem positiv entgegensetzen und wie? Erste Hinweise, die über die Beschreibung der Bedingungen bürgerlichen Familienlebens hinausgehen, finden sich in der Studie über England von Leonore Davidoff und Catherine Hall (1987). Sie analysieren die Konstituierung der englischen

Mittelklasse in der Zeit von 1780 bis 1850 im Vergleich zweier Regionen, der städtischen von Birmingham und der ländlichen von Essex und Suffolk. Hier stehen die Handlungen der Individuen, der Männer und Frauen, im Vordergrund der Analyse. Einbezogen in die Studie werden sowohl allgemeine Daten, wie eine erste Statistik zu Beginn des 19. Jahrhunderts oder Zeugnisse der damaligen Moden für Kleider und Architektur, als auch persönliche Mitteilungen, wie Tagebuchaufzeichnungen und Briefe. Durch diese Art des Heran- gehens gelingt es ihnen u.a. zu zeigen, inwiefern Erfindun- gen wie Streichhölzer im 19. Jahrhundert den Frauen Ar- beitserleichterungen oder zusätzliche Aufgaben gebracht ha- ben; so mußten z.B. die eingeführten Öllampen und Wasch- schüsseln in jedem Zimmer von Frauen instand gehalten wer- den. Leonore Davidoff und Catherine Hall sehen den angege- benen Zeitraum als einen, in dem eher eine Kooperation zwis- chen sich artikulierenden Männern und Frauen der Mittel- schicht bestanden haben mag, wenn man betrachtet, wie stark sie am Aufbau einer materiellen, sozialen und religiösen Grundlage für ihre Identität gearbeitet haben, indem sie als bekehrende Minorität um ihren Platz in der Welt und der Richtigkeit ihrer Weltanschauung kämpften (Leonore Davidoff und Catherine Hall 1987, 454). Die familiäre Solidarität untereinander hat demnach zur Abgrenzung nach unten zur Ar- beiterklasse und nach oben zur "Aristocracy" und "Gentry" gedient. Christentum und Familie seien zusammengedacht wor- den. Aus der Verknüpfung von ihrem Familienbild und einer zu erstrebenden christlichen Gesellschaft hätten sie eine neue Ideologie für die neue Klasse geschaffen. Profitstre- ben ist demnach vorerst nicht das Ziel gewesen. Die Ge- schäfte der Männer hätten dazu gedient, ein beschauliches Leben auf dem Lande zu ermöglichen, da in der Stille und in der Natur die Nähe zu Gott als am größten gesehen wurde. In diesen Vorstellungen haben die Geschlechter "kooperativ- komplementär" zu einer neuen Gesellschaft beigetragen, in der ein Leben im Sinne Gottes möglich werden sollte. Die Beiträge der Geschlechter sind, nach Davidoff und Hall, als gleichwertige gesehen worden, schließlich seien ja auch vor Gott alle gleich. Familie sollte der Ort werden, wo ein

tieftes religiöses Leben für jede dieser kleinen Einheiten möglich sein sollte. Zusammen sollten diese familiären Einheiten die neue Gesellschaft bilden. Darin hätten sich die Frauen an einem zentralen Ort befunden, als Zuständige für die innere Ausstattung des familiären Lebens, während die Männer für die finanzielle Ermöglichung gesorgt haben.

Diese Konstruktion hätte auf Dauer nicht nur zum Ausschluß der Frauen aus den anderen Bereichen, sondern zunächst auch zur Partizipation der Männer an familiären Aufgaben geführt, z.B. der Unterrichtung der Kinder, der Bestellung des Rasens und anderer spezifischer Tätigkeiten bei der Bestellung des Gartens. Weil Familie so zentral für die Erreichung der gesellschaftlichen Vorstellungen geworden sei, durfte sie nicht allein den Frauen überlassen bleiben. Sei der Trend bei den Männern dahingegangen, sich um die innere Ausgestaltung des Familienlebens zu kümmern, hätten die Frauen danach gestrebt, ihre familiären Grenzen zu überschreiten, indem sie immer wieder versuchten, ein Stück außerfamiliären Lebens für sich zu gewinnen. In einer Zeit ohne staatliche Schulpflicht, in der männliche Lehrer zur Unterrichtung von Knaben bezahlt worden seien, hätten Frauen oft ohne Bezahlung Mädchen unterrichtet.

Doch dies sei eher den unverheirateten Frauen verblieben. Die Möglichkeiten der anderen Frauen, familiäre Grenzen zu überschreiten, seien stark eingeengt gewesen durch viele Geburten, lange Stillphasen und die kranken und sterbenden Kinder.

Fatal sei die Annahme gewesen, daß Frauen in der Isolation des Haushaltes wesentlichen Einfluß auf gesellschaftliche Entwicklungen nehmen könnten. Frauen hätten eine wichtige Aufgabe gehabt, sind insofern integriert gewesen in den Aufbau einer gesellschaftlichen Klasse, den sie engagiert und auch ideologisch unterstützt haben (u.a. durch das Verfassen von Gedichten), haben aber die Fähigkeiten, die sich die Männer in der Entwicklung des ökonomischen und politischen Bereiches angeeignet haben, nicht gelernt. Sie sind nicht an den Stellen gewesen, wo die Männer z.B. die Erbgesetze ausgehandelt haben. In dieser Periode sei der Unterschied zwischen aktivem Kapital und Eigentum bedeutsam ge-

worden. So hätten die Frauen Geld und Gut zwar besitzen, aber nicht in aktives Kapital umwandeln können, wodurch das Erbe der Frau an den Ehemann gegangen ist. Waren Frauen verwitwet, sei von ihnen zumeist erwartet worden, für sich selbst finanziell sorgen zu können. Zwar haben die Frauen durch die Bildung etwas von der Welt jenseits der familiären Zäune erfahren, aber kaum aus eigener Erfahrung.

Die Orte, wo sich die unverheirateten Männer und Frauen treffen konnten, sind auf die Privathaushalte und religiösen Zusammenkünfte beschränkt gewesen. Da die Mädchen oft zur Mithilfe in die Haushalte von Verwandten oder Geschäftspartnern geschickt wurden oder die Söhne in die Betriebe eben dieser Familien, seien Ehen zwischen Cousins und Cousinen nicht selten gewesen, wodurch oft die Gelder eines partnerschaftlich organisierten Geschäftes zusammengehalten werden konnten, ebenso wie die religiösen Gemeinschaften. Praktische Lebensweise, Religion und Ökonomie seien auf diese Weise effektvolle Verbindungen zur Konstituierung der neuen Klasse eingegangen.

Sich gleichwertig fühlend, haben die Frauen an den Geschlechterunterschieden mitgebaut. Gerade in der beschriebenen Zeit sind zahlreiche Gedichte u.ä. geschrieben worden, teils für die eigene Familie und zur Versicherung des eigenen Glaubens, teils zur Publikation. In der Familie seien die Frauen für den Zusammenhalt zuständig gewesen, indem sie Kontakte unter Verwandten durch lebhaftes Korrespondenz, durch Besuche usw. aufrechterhielten.

Beide Geschlechter haben in komplementärer Kooperation an ihrem Traum vom Glück - einer liebevollen Familie - in Konstituierung einer Klasse gebaut, worin sich die Räume für die Frauen verengten, während sich die Männer in ihren Aktivitäten ausbreiteten. Dabei gerieten sie durch die sich entwickelnden Anforderungen ihrer Geschäfte, dem Anspruch und der Notwendigkeit, nicht in den Konkurs gehen zu dürfen, um das familiäre Leben aufrechterhalten zu können, in Widerspruch zu ihren christlichen Ansprüchen.

Familie stand im sich herausbildenden Bürgertum an ganz zentraler Stelle, indem sie nicht nur den einzelnen ein Leben in Gott ermöglichen sollte, sondern die bürgerliche Fa-

milie mit ihrem Lebensstil und ihrer christlichen Haltung sollte, so der Plan der Bürger, zu einer Orientierung werden, letztlich um eine Welt im Sinne christlichen Glaubens zu errichten.

Heidi Rosenbaum (1982) arbeitet vorwiegend die Abgrenzungen des Bürgertums und seiner Familienform heraus, während Leonore Davidoff und Catherine Hall (1987) ihren Forschungsblick auf die positiven Elemente bürgerlichen Familienlebens (in England) richten.

Um zu ermessen, warum das bürgerliche Familienleben sich so positiv abgrenzen konnte, daß es bis heute orientierend wirkt, soll einigen theoretischen Entwürfen bürgerlichen (Familien-)Lebens nachgegangen werden. So findet sich in Jean-Jacques Rousseaus Abhandlung über die Erziehung "Emil" aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts implizit ein Entwurf einer bürgerlichen Familienform, der sich in seinen grundlegenden Konstruktionen in vielen Ländern (z.B. England und Deutschland) verbreitete, auf den sich viele Schriften über die Ausgestaltung von interpersonellen Beziehungen (in Deutschland vor allem das auch bis heute berühmte Buch des Freiherrn von Knigge) ebenso bezogen wie auch Feministinnen. Dieses Werk von Rousseau wird bis heute rezipiert. Des weiteren lösten Rousseaus Konzept und der Auftrieb des Bürgertums in Frankreich und Deutschland "große Debatten" um die Frauenfragen aus (vgl. Claudia Honneger 1991, 46 f.).

Doch vorab soll ein kurzer Blick auf das Familienleben sowohl des Adels als auch des Pöbels in Frankreich geworfen werden, damit deutlicher wird, wofür, wogegen und in welchen gesellschaftlichen Kontexten Rousseau seine Vorstellungen entwickelte.

#### **Exkurs: Nicht-bürgerliche Familien**

##### Der Adel von Paris:

Für diese Zwecke aufschlußreich erweisen sich die Schilderungen von Elisabeth Badinter (1984a), die zwei Frauenleben - eines aus dem Hoch- und eines aus dem Landadel - im Paris

des 18. Jahrhunderts auf der Basis von Tagebuchaufzeichnungen, Chroniken u.ä. darstellt.

Eine Frau des Hochadels: Gabrielle Emilie du Châtelet wurde als fünftes von insgesamt sechs Kindern, von denen nur drei überlebten, am 17.12.1706 in Paris geboren. Der Vater hatte Verbindungen zum König. Sie starb 1749.

Anders als damals üblich, verbrachte sie den größten Teil ihrer Jugend zu Hause bei den Eltern, mit Ausnahme eines wenige Monate dauernden Aufenthaltes in einem Kloster.

Nach Badinter lag zwischen Landadel und Hofadel eine Kluft, erstere übernahmen immer mehr "bürgerliche Wertvorstellungen" (ebd., 45). Anders der Hofadel: So hätte Emilie einen "scharfen Sinn für hierarchische Unterschiede" gehabt. Gegenüber Menschen, die sie zu den unterlegenden zählte, hätte sie eine "gönnerrhafte" oder sogar "verächtliche" Haltung eingenommen (ebd., 46). So hätte sie sich vor ihrem männlichen Diener ausgezogen, nicht aus Schamlosigkeit, sondern weil er für sie nicht existierte (ebd., 47).

"Kein Wissenszweig wurde ihr verwehrt, kein Zwang auferlegt mit Rücksicht auf ihr Geschlecht. Zu einer Zeit, da die Erziehung der Mädchen so vernachlässigt wurde und sich zu meist auf ein wenig Lesen und Schreiben, einige Brocken Geschichte und solche Künste beschränkte, die man zum Zeitvertreib pflegte, betrieb Emilie gründliche Studien, deren selbst viele Männer der besten Gesellschaft sich nicht rühmen konnten. Im Gegensatz zu ihren Zeitgenossinnen, die jahrelang in Klosterschulen verbannt wurden, erfuhr sie Annehmlichkeiten eines Privatunterrichts, der sich unter der Oberaufsicht ihrer Eltern vollzog, die sich der Leitung ihrer Studien annahmen. Ihr Vater kümmerte sich höchstpersönlich darum, daß seine Tochter möglichst vielfältige Kenntnisse und eine möglichst vielseitige Bildung erhielt." (ebd., 53)

Auch wenn die Situation eine Besonderheit für ein Mädchen ihrer Zeit darstellte, werden doch die Möglichkeiten des Adels deutlich, auch den Frauen Freiräume zu gewähren. Allerdings mußten die privilegierten Frauen "heiraten und Kinder bekommen, doch erlaubte ihnen die herrschende Ideologie Nachlässigkeit bei der Erfüllung dieser Pflichten.

Eheliche Untreue war kein Laster - man konnte sogar sagen, daß die Treue als ein überholter, beinahe lächerlicher Wert galt - und für eine Frau aus der besseren Gesellschaft galt es als unwürdig, sich um die Kinderpflege zu kümmern." (ebd., 80)

Emilie war 19 Jahre alt, als sie eine "Vernunftehe" einging, mit dem Marquis du Châtelet, welcher elf Jahre älter war als sie. Das Paar wohnte in einem Schloß in einer Provinzstadt. 1726 gebar sie ein Mädchen, 1727 einen Jungen, später noch ein drittes Kind. Danach lebte das Paar überwiegend getrennt. "Vom Eheleben unbefriedigt und nur darauf aus, sich zu zerstreuen, stürzt sie sich hemmungslos in den Trubel von Paris. Zwei Jahre lang führt sie als Junggesellin ein zügelloses Leben". (Badinter 1984a, 84) Nach Badinter erfährt man in den schriftlichen Nachlässen von Emilie fast nichts über ihre drei Kinder, außer z.B.:

"Mein Sohn ist letzte Nacht gestorben, Monsieur, und ich bin darüber, ich gestehe es, sehr traurig. Ich werde nicht ausgehen, wie Sie sich wohl denken können. Wenn Sie mich trösten wollen, werden Sie mich allein antreffen. Ich habe mir jeden Besuch verboten, doch spüre ich, daß es keinen Zeitpunkt gibt, zu dem es mir nicht ein höchstes Vergnügen bereitet, Sie zu sehen."

So lautete ein Brief vom August 1734 an ihren Liebhaber, gestorben war der Sohn im Alter von 16 Monaten (zit.n. Elisabeth Badinter 1984a, 94). Kinder als Individuen hatten nur geringe Bedeutung, dennoch wurde in der Erziehung zwischen Mädchen und Jungen unterschieden. Während der überlebende Sohn im Haus der Mutter aufwuchs, wurde die Tochter ins Kloster geschickt. Nach Badinter spielte Emilie, um sich zu berauschen.

"Ich stürze mich in die Gesellschaft, ohne es sonderlich zu mögen. weil alles auf eine kaum wahrnehmbare Weise ineinander übergeht, vergehen oft ganze Tage, ohne daß man merkt, daß man gelebt hat." (Brief an Sade 1735, zit.n. ebd., 99)

Sie kannte berühmte Leute, vor allem Voltaire, aber auch Newton, dessen Buch über die Mechanik sie übersetzte. "Glücklich ist man nur aufgrund befriedigter Neigungen und Leidenschaften." (Discours sur le bonheur, zit.n. ebd., 132) Gemeint sind die Liebhaber und die wissenschaftlichen Arbeiten in Physik und Mathematik. Beide stellten für sie



Vergnügen dar. Sie übersetzte und veröffentlichte selbst wissenschaftliche Arbeiten, wodurch sie der Kritik durch die Männer ausgesetzt war in einer Zeit, in der der "Schöngeist" der Frauen verpönt war. Da es Badinter um den weiblichen Ehrgeiz im 18. Jahrhundert geht, stellt der von ihr beschriebene Fall eine Besonderheit dar. Auch die zweite Frauenbiographie bildete eine Ausnahme. Dies betraf ihre Haltung zu Kindern.

Eine Frau aus dem Landadel: Louise d'Epinay, geboren am 11.3.1726 in Valenciennes, war die einzige Tochter des Gouverneurs der Festung von Valenciennes, seine Frau war 28 Jahre jünger als er.

Louise, der Bildung mit Ausnahme des Katechismus und des Lesens und Schreibens verwehrt wurde, heiratete am 23.12.1755 ihren Vetter ersten Grades, der kaum älter war als sie - eine Liebesheirat, die erst nach dem Tod der Tante zustandekommen konnte. Sie litt unter den Affären ihres Mannes, der ihr empfahl, es ihm gleich zu tun. Zum Bruch kam es nach einer zweijährigen Ehe, als ihr von ihrem Mann in betrunkenem Zustand ein Freund zur sexuellen Verfügung angeboten wurde (ebd., 86).

Insgesamt hatte sie vier Kinder, von denen eines starb - zwei von ihrem Ehemann und zwei von einem Liebhaber. Louise kam auf die für die damalige Zeit außergewöhnliche Idee, ihre Kinder selbst stillen zu wollen, statt sie einer Amme zu übergeben und stieß dabei auf Unverständnis und Widerstand sowohl ihres Mannes als auch ihrer Mutter.

"Das ist mal wieder eine der verrückten Ideen, die meiner armen kleinen Frau gelegentlich in den Sinn kommen! Sie und ihr Kind stillen? Ich hätte mich fast totgelacht. Selbst wenn Sie stark genug dafür wären, glauben Sie, daß ich einer solchen Lächerlichkeit zustimme?" (aus dem Brief des Ehemannes, zit.n. ebd., 89)

So wurde das erste Kind zehn Meilen entfernt bei einer Amme untergebracht. Der Vater kümmerte sich kaum darum. Die wichtigen Entscheidungen über das Kind traf die Mutter von Louise:

"Ich wüßte gern, was meine Mutter bezüglich meiner Kinder beschlossen hat. Holt sie die Kleine (von der Amme) zurück? Nimmt sie eine Gouvernante?" (zit.n. ebd., 91)

Überhaupt bestimmte die Mutter in der häufigen Abwesenheit des Ehemannes stark ihr Leben.

"Ich dürfte also überhaupt nicht mehr ausgehen und müßte mich entschließen, meinen Mann nicht mehr zu sehen, bis er, der Gesellschaft überdrüssig, zurückkommt und genauso lebt wie ich." (zit. n. ebd., 101)

Der Mann hingegen kam nicht zurück. Er machte Schulden im Hinblick auf sein väterliches Erbe (ebd., 103). Louise widmete ihre Zeit und ihre Bewunderung "der Politik, der Ökonomie, der Pädagogik und der Philantropie", wie in ihrer Umgebung üblich (vgl. ebd., 132). Sie reflektierte die widersprüchlichen Verhältnisse, in denen sie als Mädchen aufwuchs:

"Man stellt es uns als ein Verbrechen hin, unser Herz zu verschenken, und zugleich ist man nur darum bemüht, uns einzuschärfen, daß wir uns ein gefälliges Äußeres geben. Wir gehen in Gesellschaft? Geschlagene drei Stunden werden auf unsere Toilette verwandt ... Ein junger Mann in der Gesellschaft bekundet uns sein Interesse und führt uns gegenüber galante Reden? Sogleich strahlen die Gesichter unserer Mütter vor Freude, und mit der zufriedensten Miene flüstern sie uns ins Ohr, ihm nicht zu glauben und ihn nicht anzuhören. Bleibt man anderntags zuhause und erwartet man niemanden, so scheint ein unordentliches und manchmal sehr schmutziges Kleidungsstück, in dem man sich von dem Aufputz des Vorabends erholt, das der Etikette gemäße Gewand zu sein, um die Ratschläge, die Lektionen und die ganze Strenge und Gefühllosigkeit der Moralpredigten entgegenzunehmen, die man nach einem Fest unweigerlich über sich ergehen lassen muß ... Wenn an diesem Tag, wo man nicht angekleidet ist, irgendwelche Besucher kommen, vor allem, wenn es Männer sind, schickt man die junge Person fort, man sagt, sie sei nicht vorzeigbar, und man vergißt, daß man ihr eine Stunde zuvor ans Herz gelegt hat, auf den Aufputz keinerlei Wert zu legen." (ebd., 269)

Die Verhältnisse werden von Louise als widersprüchlich, oberflächlich und an Männern orientiert geschildert.

Die adeligen Frauen führten kaum ein Ehe- oder Familienleben im heutigen Sinn. Zwar mußten sie Kinder gebären und sich den Anweisungen des Mannes unterwerfen, hatten aber im übrigen kaum gesellschaftliche Aufgaben, weder im Bereich der Produktion des Lebens noch der Lebensmittel. Die berüchtigte Langeweile, die auch aufgrund des Ausschlusses aus den anderen gesellschaftlichen Bereichen zustande kam, führte viele in ein ausschweifendes Leben, mit wechselnden Liebhabern, Spielereien usw., einige wenige in ein Studium.

Aber auch der Pöbel kannte in dieser Zeit kaum ein monogames, dauerhaftes Familienleben.

#### Der Pöbel von Paris:

Anders als die Bürger oder die Adeligen hatten die Armen keine schriftlichen Fürsprecher wie z.B. Rousseau. So gibt es insgesamt wenig Zeugnisse über die Vorstellungen der armen Schichten im 18. Jahrhundert. Des Schreibens in der Regel unkundig, waren sie ausschließlich damit beschäftigt, jeden Tag aufs neue ihre Existenz zu sichern.

Doch ein Zeugnis ist geblieben - die Gerichtsakten von Paris. So ermöglichen es Arlette Farge und Michel Foucault (1989) durch ihre Analyse derselben einen kleinen Blick durch das Schlüsselloch zu erhaschen, auf das Leben des Pöbels und seinen Vorstellungen vom Familienleben in gerade der Stadt, vor der Rousseau die bürgerlichen Töchter und Frauen warnte, ob der dort herrschenden Lasterhaftigkeit, der nutzlosen Mode, dem Tand und den sittlichen Ausschweifungen (wie noch zu zeigen sein wird).

Arlette Farge (1989) beschreibt den Alltag in den Quartiers von Paris als tobendes Leben der armen Leute, der kleinen Handwerker und Schuhputzer, der ledigen Mütter, der BettlerInnen und Diebe, der ganz kleinen und kleinen HändlerInnen - eine unübersehbare Masse, dauernd in Veränderung begriffen. Die Menschen kamen und gingen auf der Suche nach einer besseren Existenzmöglichkeit, sie wurden eingekerkert und wieder freigelassen. Sie wohnten in winzigen Räumen und lebten überwiegend auf der Straße, dauernd kontrolliert durch Gendarmerie, die versuchte, für die Einhaltung der Gesetze zu sorgen, Ordnung zu halten, ins Gefängnis und vor Gericht zu zerren, die aber auch Kinder einfing, um sie in die französischen Kolonien zur Arbeit zu deportieren. Ein chaotisches und unsicheres Leben in Hunger und Existenzkampf begleitet von den königlich angeordneten Festen mit Speisen und Trank, dem Herrscher zu huldigen, der nichts tat, um die Lebensverhältnisse zu verbessern.

Doch das Idealbild eines gelungenen Lebens der Generationen und Geschlechter in den Augen des Pöbels von Paris können wir nicht mehr kennenlernen. Die Gerichtsakten geben viel-

mehr darüber Auskunft, welche Vorstellungen die angeklagten und klagenden Männer und Frauen darüber hatten, wie ein gelungenes Familienleben oder eine Eltern-Kind-Beziehung vermutlich in den Augen der Gesetzeshüter (oder gar der Vertreter des Königs) aussehen sollte.

Entsprechend widersprüchlich sind die Zeugnisse. Bekannt sind die übervollen Findelhäuser im 18. Jahrhundert (vgl. Jacques Donzelot 1980; Arlette Farge 1989). Arlette Farge stellt Streitfälle zwischen Vätern und Müttern dar, die davon handelten, daß ein Elternteil dafür war, das gemeinsame Kind ins Findelhaus zu geben und der andere dagegen, oder daß die Eltern, nachdem sich ihre ökonomische Situation gebessert hatte, ihre Kinder aus dem Findelhaus zurückverlangten. Oft standen auch Ammen vor Gericht, denen - wie so häufig - die in Pflege gegebenen Kinder im frühen Alter starben, angeklagt von der Mutter wegen Vernachlässigung. Es gab wenig Möglichkeiten, die kleinen Kinder unterzubringen. Das Stillen der Kinder war den Müttern oft nicht möglich, weil sie darauf angewiesen waren, gleich nach der Geburt weiterzuarbeiten, um den Lebensunterhalt zu verdienen. So selbstverständlich es war, die Kinder wegzugeben, so selbstverständlich war es andererseits, um sie zu kämpfen, wenn sie von der Polizei aufgegriffen wurden, um verschleppt zu werden; auch davon zeugen die von Arlette Farge (1989) bearbeiteten Gerichtsakten.

Die Armut und der ständige Kampf ums Überleben machte die Geschlechter z.T. gleich, wenn Männer und Frauen arbeiteten (oder stahlen). Unter der Prämisse, daß man Kinder nicht einfach sterben lassen sollte, sorgte "die Biologie" dafür, daß die Frauen für die Kinder aufzukommen hatten, weil oft die entsprechenden Väter verschwanden. Sie waren auch damals schon unterhaltspflichtig und suchten sich dem Zugriff des Gerichts zu entziehen. In den Verhandlungen ging es dann darum, ob eine Ehe versprochen oder zustandegekommen war oder ob der Mann davon ausgehen konnte, es mit einem "liederlichen Frauenzimmer" zu tun zu haben. Die Männer versuchten, den Frauen Promiskuität nachzuweisen und die Frauen hoben die Heiratsanträge hervor, die allein dafür verantwortlich gewesen wären, daß sie sich auf eine sexu-

elle Beziehung einließen. Zeugen waren die Nachbarn, Freunde und Bekannte, die fast alles mitbekamen; eine Intimsphäre gab es in der Regel nicht einmal für den Beischlaf. Der größte Teil des Lebens fand auf den Straßen statt. Kinder schliefen in demselben Zimmer, "in dem ihre Eltern schliefen und der Liebe nachgingen." (Richard Sennett 1991, 46)

Arlette Farge und Michel Foucault dokumentieren in diesem Zusammenhang die Inhalte einer historischen und französischen Besonderheit, die "Lettres de cachet", Bittschriften an den "Polizeileutnant oder an die Kanzlei des Königs" (ebd. 1989, 9), eine königliche Order zu erhalten, um die Inhaftierung einer Person in Gefängnis oder Irrenhaus oder die Verbannung in die Kolonien zu erwirken, wobei die BittstellerInnen für den Unterhalt der Inhaftierten aufzukommen hatten. Der Vorteil der "Lettres de cachet" hätte in der Umgehung der Justiz, einer korrupten und kompromittierenden Institution gelegen, "während das Geheimnis, das man dem König anvertraut, gewahrt bleibt und keine Schande macht" (ebd., 30), aber dennoch die "Störenfriede" ihrem Wirkungskreis entzogen wurden. Denn Ehegatten vor Gericht zu zerren, wäre anstößig gewesen.<sup>9</sup> Arlette Farge und Michel Foucault (1989) fanden vor allem Familienkonflikte so geregelt. So trug nicht nur der familiäre Frieden zur Reproduktion von Herrschaft bei, sondern auch Konflikte zwischen Eheleuten sowie Eltern und Kindern. Um eine "Lettre de cachet" zu erhalten, war es nicht nur notwendig, sich untertänig gegenüber dem Monarchen zu artikulieren, einen Schreiber zu finanzieren und ihn einzuweihen, sondern auch das Verhalten des zu verhaftenden Familienmitgliedes so darzustellen, daß es der "Familienehre" zuwiderlief und/oder öffentliches Ärgernis hervorrief. Hier gerieten die privaten Affären und interpersonellen Beziehungen an eine breite Öffentlichkeit; um glaubwürdig zu sein, zog man Nachbarn, Pfarrer, Polizisten, Kaufleute und Verwandte als Zeugen heran. Sie alle mischten sich ein, ergriffen Partei für oder gegen ein Mitglied ihrer näheren Umgebung. Manchmal wurden Nachbarn oder andere aktiv, um dem (ver-

meintlichen) Mißbrauch eines Bittstellers oder einer Bittstellerin entgegenzuwirken.

"Die Konfrontation zwischen Mann und Frau hat hier den gleichen Status wie Hochverrat und Ketzerei." (ebd., 56) Der private Bereich konnte sich, nach Arlette Farge und Michel Foucault, installieren, indem die öffentliche Verhandlung privater Probleme möglich wurde, die Obrigkeit auf Wunsch einschritt, um intime Konflikte durch Isolierung "Unsittlicher" zu lösen. "Unsittlich verhält sich alles in allem der oder die, welche(r) sich anderen Dingen 'widmet' als seiner Arbeit, seinem Zuhause oder der Mehrung seines Vermögens." (ebd. 1989, 35) Auffällig für Arlette Farge und Michel Foucault waren weniger die sich kaum unterscheidenden "Delikte", die Männer ihren Frauen ankreideten und vice versa, auch die häufige physische Gewaltanwendung der Männer gegenüber Frauen erstaunt nicht, sondern die Art der Inanspruchnahme von Zeugen. So hätten Männer eher auf verwandtschaftliche Zeugenaussagen zurückgegriffen, um ihre Frauen festsetzen zu lassen, während Frauen eher die Aussagen der Nachbarn in Anspruch genommen hätten, um ihren Bittschriften Glaubwürdigkeit zu verleihen. Hier zeichnete sich für die AutorInnen die geschlechtsspezifische Trennung der Bereiche ab, die zum Ende des Jahrhunderts im Übergang zu einer autoritären männlichen Familienherrschaft gipfelte, wobei die Frauen die öffentliche Bühne verlassen mußten.

Sie konstatieren zudem eine zunehmende Pädagogisierung in den Bittschriften von Eltern wider ihre (zumeist) volljährigen Kinder. Diese sollten durch Inhaftierung nicht nur dem elterlichen Wirkungskreis entzogen werden, sondern sich durch die Haft bessern und bereuen, um dann wieder zurückzukehren und sich anzupassen. Die Volljährigkeit der betroffenen Kinder zeigt den großen Einfluß der Eltern auf die Zukunft ihrer Söhne und Töchter (oft bis zum 35. Lebensjahr, vgl. Arlette Farge 1989), worin sie der Staat stützte. Die Erziehung der Kinder geriet damit auch aus dem familiären Raum der armen Schichten, Zwang war anerkanntes Erziehungsmittel.

Es lassen sich in den von Arlette Farge und Michel Foucault dargestellten Beispielen Hinweise auf heutige Unterdrückungsformen finden, wenn zum Beispiel intime Eheerlebnisse ausgebreitet werden müssen, um Erfolg beim König zu haben, aber durchgehend sexuelle Gewaltanwendung seitens der Männer von den Frauen nur als unaussprechliche Unzucht angedeutet wird: die Quälereien "sind so zahlreich und in den Einzelheiten so furchtbar, daß sie hier vor den Augen Ihrer Gnaden nur einen kleinen Teil davon ausbreiten kann" (ebd., 95). Jede(r) schien zu wissen, was gemeint war und trug so dazu bei, daß die sexuelle Unterdrückung der Frauen durch die Männer (in der Ehe) nicht analysiert, sondern als unveränderbar in der Geschlechterbeziehung hingenommen wurde, zum Teil bis heute.<sup>10</sup>

Obwohl die Geschlechter die Hilfe des Königs für ähnliche Vergehen ihrer Ehepartner anriefen, richtete sich die Wirkung im Effekt gegen die Frauen. Ähnlich wie heute war es damals nicht die Bedienung der Gesetze und Regeln, sondern es waren die unterschiedlichen Voraussetzungen, mit denen Männer und Frauen vor die staatliche Obrigkeit traten. So ist es schwer, Arlette Farge und Michel Foucault (1989) zu folgen, wenn sie konstatieren, über die "Lettres de cachet" und den daraus resultierenden Widerwillen der Obrigkeiten habe sich eine patriarchale Familienordnung in den unteren Schichten herausgebildet (ebd., 57). Das männliche Familienoberhaupt erhielt nicht erst die Macht vom König, als der nicht mehr bereit war, sich mit den familiären Konflikten der unteren Schichten zu beschäftigen, sondern hatte es sie nicht schon vorher, indem es seinen Lohn in der Familie abgab? Und was weiß man über die vielen geschlagenen Ehefrauen, die es nicht wagten, dem König zu schreiben, aus Angst - wenn doch Schläge "die männliche Waffe schlechthin" (ebd., 37) waren - oder aus finanziellem Mangel?

Die familiären Themen in den "Lettres de cachet" waren: Geld, das einer durchbrachte, Gewalt, Ungehorsam von Kindern. Familie im allgemeinen oder die Beziehungen zwischen Männern und Frauen sowie Eltern und Kindern erhielten Bedeutung durch die Inanspruchnahme der Einmischung der Obrigkeit. Eltern fühlten sich für ihre Kinder zuständig,

auch wenn sie es in der Praxis aufgrund der sozialen Verhältnisse nicht immer sein konnten. Mütter gaben ihre Säuglinge zu Ammen, wie die Reichen, aber aus anderen Gründen – sie mußten ihren Lebensunterhalt verdienen.

Die Obrigkeit deportierte Kinder und Jugendliche, ohne die Eltern zu informieren, dieses Verhalten ist nur zu erklären, wenn man davon ausgeht, daß die Eltern dies nicht zulassen würden. Die Eltern fühlten sich für die Kinder zuständig, weniger in Form von individueller Verantwortung für das Verhalten der Kinder, sondern vielmehr, indem sie ihnen staatliche Gewalt explizit auferlegten.

Zu lernen ist daraus, daß die heutige Vorstellung, wonach die Kinder von den Eltern erzogen werden, bei denen sie aufwachsen, historisch relativ neu ist und damit gar nicht so selbstverständlich.

#### Die armen und die reichen Frauen:

Was den Pöbel mit dem Adel verbindet, ist die Unterwerfung der Frauen. Die adeligen Frauen sollten nicht arbeiten (z.B. Wissenschaft betreiben), um den Ruf der Familie nicht zu gefährden, sondern sich vielmehr ihren Lüsten und Liebhabern hingeben, sie lebten in vergoldeten Käfigen. Die Frauen der unteren Schichten mußten ihren Lebensunterhalt und den ihrer Kinder verdienen. So waren sie entweder einem Mann unterworfen, der mit für sie sorgte oder der sie mit den Kindern allein ließ und damit auch mit den existentiellen Problemen des Unterhalts. Die Frauen des Adels langweilten sich in ihrer Unterwerfung. Die Frauen des Pöbels kämpften um ihre nackte Existenz und die ihrer Kinder. Sie stritten sowohl gegen die Männer als auch gegen die Obrigkeit. Sich ausführlich um die Kinder zu kümmern, war in beiden Fällen keineswegs selbstverständlich und nicht immer möglich. Die Bürde der ganztägigen Kinderversorgung wurde den Frauen explizit im Kontext der Konstituierung der bürgerlichen Familienform auferlegt.

Eine grundlegende Abhandlung über die Erschaffung der bürgerlichen Familienform findet sich in Rousseaus Vorstellungen zu Erziehung. Das diesen Vorstellungen immanente Konzept einer bürgerlichen Familienform ist als selbstver-



ständliches, z.T. zu erweiterndes Konzept in die nachfolgenden Abhandlungen bürgerlicher AutorInnen eingegangen.

**Jean-Jacques Rousseau:**

**"Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden."**

Im folgenden soll an Hand der auch zeitgenössisch einflußreichen Abhandlung über die Erziehung "Emil" von Jean-Jacques Rousseau herausgearbeitet werden, wie gemäß diesen idealen Vorstellungen in der späten Mitte des 18. Jahrhunderts (Erstveröffentlichung: 1762b) die Aufgaben in der Familie erfüllt werden sollten, und welche Gründe dazu dienten, die Frauen im Haus zu halten.

Der Vorteil einer solchen Analyse liegt nicht darin begründet, eine Darstellung des täglichen Lebens der bürgerlichen Familienmitglieder zu erhalten, vielmehr geben die Diskurse Auskunft über allgemeine Ziele, Begründungen und Orientierungen im Zuge der Konstituierung einer bürgerlichen Gesellschaftsform.

#### Familie und Staat:

Rousseau sieht die soziale Ordnung als veränderliche an und will somit demonstrieren, wie man einen Zögling (den Rousseau in seiner Abhandlung Emil nennt) auf alle Lebenslagen vorbereitet. Die Erziehung tritt in den Mittelpunkt, weil hiermit auch die Basis für eine bestimmte Form des Familienlebens geschaffen wird, die wiederum eng mit dem Allgemeinen verbunden ist.

"Ich spreche von dieser Promiskuität, die überall unterschiedslos die beiden Geschlechter in den Beschäftigungen und Arbeiten austauscht, was notwendigerweise zu den unerträglichen Mißbräuchen führen muß. Ich spreche von dieser Zerrüttung der süßesten natürlichen Empfindungen, die einem künstlichen Gefühl geopfert werden, das durch sie bestehen kann: als ob es nicht natürlicher Beziehungen bedürfte, um konventionelle Bande zu knüpfen! als ob Nächstenliebe nicht das Prinzip wäre für die Liebe, die man dem Staat schuldet! als ob sich nicht durch das kleine Vaterland der Familie das Herz an das große anschlosse! als ob nicht der gute Sohn, der gute Ehemann, der gute Vater den guten Bürger ausmachten!" (ebd., 392)

Rousseau begründet die Abschaffung der Promiskuität mit dem Wohl des Staates. Nächstenliebe wird dem Staat geschuldet,

gelernt werden soll sie in der Familie. So wird die Familie zur Grundlage des Staates und seiner Bürger, indem die Liebe zum Land über die Familie vermittelt werden soll. In der Familie sollten die Söhne zu Bürgern erzogen und damit in die Lage versetzt werden, gemäß dem "Gesellschaftsvertrag" (contract social), wie ihn Rousseau (1762a) formuliert hat, zu handeln.

"Jeder von uns bringt seine Güter, seine Person, sein Leben und seine ganze Macht unter der obersten Leitung des Allgemeinenwillens ein, und wir empfangen als Körper jedes Glied als einen untrennbaren Teil des Ganzen." (ebd. 1762b, 507)

Emil sollte also am Ende seiner Erziehung fähig sein, sich über die bestehende Regierungsform, sei es nun Demokratie, Aristokratie oder Monarchie, "ein gesundes Urteil" zu bilden, "er muß wissen, was sein muß, um das, was ist, richtig zu beurteilen." (ebd., 505)

Damit hängt für Rousseau der Zustand der gesamten Gesellschaft eines Landes von dem ihrer Familien ab, um so mehr als er sich explizit gegen die Erziehung außerhalb der Familie richtet.

Das sich konstituierende Bürgertum sah seine Chance in der Herausbildung einer bestimmten Familienform als Voraussetzung staatlicher und damit gesamtgesellschaftlicher Einflußnahme (vgl. Leonore Davidoff und Catherine Hall 1987). Erstaunlicherweise liegen Rousseaus Begründungen seiner gesellschaftlichen Ziele vordergründig weder im Sozialen noch im Philantropischen oder Religiösen, auch wenn diese Aspekte jeweils eine große Rolle spielen, sondern in der Natur. Dabei ist Natur alles, was nicht als von Menschen geschaffen erscheint, also zunächst das Gegenteil des Sozialen. Rousseaus Konstruktion des Natürlichen ist zugleich fortschrittlich und rückschrittlich. Fortschrittlich ist sein Vorschlag bezogen auf die Gesundheit der Kinder, wenn er dazu aufruft, aufs Land zu ziehen, um Kinder zu erziehen, weil die Luft dort gesünder sei. Der Rückschritt besteht in der Installierung einer völligen Isolation der Frauen vom außerfamiliären gesellschaftlichen Leben. Gerade dieses zurückgezogene Landleben zu tradieren, erforderte die Beschränkung auf Familie vom Anfang der sozialen Entwicklung des Menschen an:

"Um das friedliche und häusliche Leben zu lieben, muß man es kennen. Man muß seine Beglückung von Kindheit an gespürt haben. Nur im Vaterhaus gewinnt man den Sinn für das eigene Heim, und keine Frau, die nicht von der Mutter erzogen worden ist, hat später Freude daran, ihre eigenen Kinder zu erziehen. Unglücklicherweise gibt es in unseren Städten keine häusliche Erziehung mehr. Die Gesellschaft hat dort alles durchdrungen und ist so gemischt, daß es für ein zurückgezogenes Leben keine Zuflucht mehr gibt und man in seinem Haus wie auf dem Marktplatz lebt. Wenn man nur in der Gesellschaft lebt, hat man natürlich keine Familie mehr. Kaum, daß man noch seine Eltern kennt. Man empfindet sie als fremd, und die Einfachheit häuslicher Sitten erlischt mit der süßen Vertrautheit, die ihren Reiz ausmacht. So saugt man mit der Muttermilch schon den Geschmack der Vergnügungen unseres Jahrhunderts und der Maximen ein, die man jetzt herrschen sieht." (Rousseau 1762b, 423)

Das beschauliche Familienleben auf dem Lande kann nur lieben, wer es kennt, argumentiert Rousseau. Die Frage, ob dies nur möglich ist, wenn man Alternativen gar nicht erst kennenlernt, stellt er nicht, sie liegt aber seinen Vorstellungen implizit zugrunde. Familie dient hier als Schutz vor dem moralischen Verfall, d.h. auch vor der Vorstellung, alles, insbesondere die Erziehung, über Personen, die nicht verwandtschaftlich mit den Familienmitgliedern verbunden sind (vor allem Ammen und Hauslehrer), gegen Bezahlung regeln zu wollen. Disziplin und konsequentes Verhalten sollten so insbesondere in der Familie mithergestellt werden. Familie erhielt ihren Sinn im Gesamtgefüge der Gesellschaft und verlieh den einzelnen darin Bedeutung. Diese aber wird geschlechtsspezifisch konstruiert. Die Beschränkung der Frauen auf Haushalt und Kinder stellte aus damaliger Sicht für einige Frauen eine Erweiterung ihrer Aufgaben dar. (Vergleiche hierzu die Situation der adligen Frauen, die sich vorher kaum persönlich um ihre Kinder kümmerten.) Die neuen Aufgaben sollten den Töchtern durch die Erziehung in der Familie nahegebracht werden. Familie sollte zur Tradierung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen dienen, die Frauen sind darin explizit eingebaut, indem sie Vorbildfunktion erhalten sollten.

Der von Rousseau als natürlich propagierte Alltag ist somit einer, der sozial hergestellt und gelernt werden muß. In der Familie soll nicht nur für die Reproduktion der Gattung gesorgt, die Kinder zu christlichen Philantropen erzogen

werden, die ihre Aufgaben in und für die Gesellschaft kennen, sondern über die so gestaltete Familie soll eben diese Familienform tradiert werden, sowohl bezüglich der nachkommenden Generationen als auch als Vorbild für die Nachbarschaft. Das Zusammenwohnen von Eltern und Kindern gehörte nicht zur Norm und Praxis des 18. Jahrhunderts, weder im Adel noch in allen Teilen der unteren Schichten (wie gezeigt), sondern wurde von Rousseau explizit als "natürlich" sozial konstruiert. Wie gut es in den letzten 230 Jahren gelungen ist, seine Vorstellungen von Ordnung in ein Verständnis von "Natur" zu transformieren, zeigt sich an der Selbstverständlichkeit, mit der das Leben von Eltern und Kindern in unseren heutigen Vorstellungen quasi untrennbar miteinander verknüpft ist.

In Rousseaus Konzept sind Familie und Gesellschaft strikt getrennt, solange es um Verhaltensweisen geht, die er nicht billigt: "Wenn man nur in der Gesellschaft lebt, hat man natürlich keine Familie mehr." (ebd., 432) Zugleich ist Familie in Rousseaus Vorstellungen dominanter Teil der Gesellschaft, wenn es um die Etablierung einer in seinen Augen "natürlichen" Ordnung geht, orientiert am philanthropischen Allgemeinwohl. Hier ist bereits ein Widerspruch angelegt, der bis in die zeitgenössische Soziologie hinein wirkt: Familie ist konstruiert als ein Bereich außerhalb der Gesellschaft (z.B. als "Insel" wie in den Vorstellungen von Brigitte Berger und Peter L. Berger 1984), aber zugleich tragende Säule einer zu errichtenden Gesellschaft. Für die Frauen wurde so ein gesellschaftlicher Ort errichtet, der gleichzeitig als ungesellschaftlicher gelten sollte. Damit aber befinden sich Frauen innerhalb und außerhalb von Gesellschaft zugleich, können so an strategischer Stelle im Aufbau einer neuen Gesellschaft stehen, ohne eine unmittelbar gesamtgesellschaftlich relevante Bedeutung zu erhalten. Auf der Grundlage dieses Widerspruchs gelingt es Rousseau (und allen seinen NachfolgerInnen), allgemeine gesellschaftliche Ziele und Aufgaben zu formulieren, die letztlich nur für Männer gelten, z.B. bei der Vermittlung eines so strategischen Begriffes (in der bür-

gerlichen und kapitalistischen Gesellschaft) wie den des Eigentums.

#### Eigentum:

"Der erste Begriff, dem man dem Kind vermitteln muß, ist weniger der Begriff der Freiheit, als der des Eigentums. Damit es ihn gewinnen kann, muß es Eigentum besitzen." (ebd., 78)

Nach Rousseau reicht es dafür nicht, daß das Kind Dinge besitzt, die es geschenkt bekommen hat - was ja für beide Geschlechter gelten würde. Er schlägt vielmehr vor, daß das Kind begreifen soll, was das Eigentum eines anderen bedeutet, indem er es Gemüse auf Land pflanzen läßt, das einem Gärtner gehört. Letzterer entfernt das Gemüse und beklagt sich über die Zerstörung seines Landes, auf dem Melonen gepflanzt waren.

"An diesem Versuch über die Art, den Kindern den Begriff des Eigentums zu vermitteln, sieht man, wie man ihn auf natürliche Weise auf das Recht der ersten Besitznahme durch die Arbeit zurückführt. Das ist klar, deutlich, einfach und jedem Kind faßlich." (ebd., 80)

Eigentum, basierend auf dem "Recht der ersten Besitznahme durch die Arbeit", hier den Pflanzenanbau, gilt gemäß Rousseaus Konzept nur/vorwiegend für Männer. Sie sind in der Regel diejenigen, die Land in Besitz nehmen, Farmen und Fabriken darauf errichten. Im England des 18. Jahrhunderts war sogar der Gartenbau den bürgerlichen Hausherrn vorbehalten (vgl. Leonore Davidoff und Catherine Hall 1987). Rousseau spricht sich aber auch gegen Eigentum aus:

"Der Eigentumsteufel vergiftet alles. Ein Reicher will überall Herr sein und fühlt sich nur da wohl, wo er es nicht ist: er muß immer vor sich selbst fliehen." (ebd. 1762b, 383)

Demnach schränken Reichtum und die Notwendigkeit, ihn mit Mauern zu schützen, die Bewegungsfreiheit ein. Für Rousseau hängen Reichtum und Einfluß zusammen. Er warnt Emil davor, sich Land zu suchen, um dort zu leben, wo es wieder genommen werden kann, die Steuern hoch sind usw. (vgl. ebd., 503 f.). Letztlich, so könnte man zuspitzen, können die Reichen eine Bedrohung für das Familienleben der Bürger darstellen, wenn sie versuchen, Familien vom Grund und Boden zu vertreiben. Dies zu verhindern ist Aufgabe des Familienvaters.

Nicht nur die Reichen stellten ein Problem für die Bürger dar, auch die Armen. In Rousseaus Konzept ist Philantropie und christliche Nächstenliebe explizit eingebaut. So gehört für ihn zum gesellschaftlich verantwortlichen Umgang mit dem Eigentum, daß die Bürger lernten, von ihrem Reichtum an die Armen abzugeben.

"Der Mensch und Bürger, er sei, was er wolle, kann der Gesellschaft nichts anderes geben als sich selbst, denn seine anderen Güter gehören ihr ohnehin. Wenn ein Mann reich ist, so nützt er entweder seinen Reichtum nicht, oder die Öffentlichkeit nimmt daran teil. Im ersten Fall stiehlt er den anderen, was er sich selbst versagt. Im zweiten gibt er ihnen nichts. Folglich bleibt er der Gesellschaft alles schuldig, solange er nur mit seinen Gütern bezahlt. 'Aber mein Vater hat doch, als er den Reichtum erwarb, der Gesellschaft gedient'... Mag sein. Er hat seine Schuld bezahlt, aber nicht deine. Du schuldest den anderen mehr, als wenn du arm geboren wärest, und es ist nicht gerecht, daß das, was ein Mensch für die Gesellschaft getan hat, einen anderen von den Schulden entbindet. Denn jeder muß sich ganz geben, kann nur für sich bezahlen, und kein Vater kann seinem Sohn das Recht vererben, ein unnützes Glied der Gesellschaft zu werden. ... Wer im Müßiggang verzehrt, was er nicht verdient hat, stiehlt es." (ebd., 193)

Unter Verwendung des Schuldbegriffes spricht Rousseau eindeutig gegen ein Schmarotzertum, gegen eine Gesellschaft, in der einige arbeiten und andere nicht. Das Erbe von Eigentum stellte demnach eine Verpflichtung dar, es im öffentlichen Interesse zu nutzen. Doch die Bestimmung zur Art der Nutzung sollte beim Eigentümer verbleiben; die Bürger sollten wissen, was die Armen brauchen. Auf diese Weise konnten sich die Unterschiede zwischen Armen und Reichen, Besitzenden und Habenichtsen reproduzieren. Indem Rousseau keine allgemeinen Umverteilungen von Eigentum forderte, aber zu individuellen wohlthätigen Schenkungen aufrief, konnten die ungleichen Eigentumsverhältnisse bestehen bleiben, ohne gegen die Lehren des Neuen Testaments zu verstoßen. Gleichzeitig, wenn auch unexpliziert, wurden hier bereits die Weichen für die geschlechtsspezifische Eigentumsverteilung gestellt. Wenn die Besitzenden überwiegend Männer sind, weil sie Hab und Gut erwerben, während die Frauen zu Hause die Kinder versorgen, dann sind auch die Frauen auf die Wohltätigkeit der Männer angewiesen und auf deren Einschätzung der Bedürfnisse von Frauen.

Deutlich wird auch, warum Rousseau es nicht für günstig hält, sich in den Städten (v.a. Paris) anzusiedeln. Dort würde man unter den Armen wohnen. Die Philantropie der Bürger hätte für die Massen der Armen nie und nimmer gereicht. Die biblische Pflicht der Gabe des Zehnten an die Armen wäre drastisch als unerfüllbar zutage getreten, hätte das Konzept der individuellen Philantropie der Bürger, die als verallgemeinerbare dargestellt wurde, ad absurdum geführt. Auch die Deportation von Kindern in die Kolonien (vgl. Arlette Farge 1989) gegen den Willen ihrer Eltern hätte in den idealtypischen Vorstellungen von Rousseau über den familiären Zusammenhalt keinen Raum gefunden. Denn profitierten nicht irgendwann auch die sich konstituierenden Bürger von der in den Kolonien geleisteten Zwangsarbeit ihrer ehemaligen Mitmenschen?

Knapp hundert Jahre später (1849) verweist Marx auf die existentielle Notwendigkeit der Philantropie der englischen Bürger zur Aufrechterhaltung der Klassenunterschiede und zur Funktionalität bürgerlicher Lebensweise:

"Und selbst diese 'grausame Mildtätigkeit' der englischen Bourgeoisie beruht keineswegs auf schwärmenden, sondern auf sehr praktischen, ganz berechenbaren Gründen. Einerseits könnte die bürgerliche Ordnung und die Handelstätigkeit auf eine beunruhigende Weise leiden, würden die Pauper von ganz Großbritannien plötzlich auf die Straße geschleudert. Andererseits bewegt sich die englische Industrie bald in Perioden fieberhafter Überproduktion, wo der Nachfrage nach Händen kaum zu entsprechen ist und die Hände doch so wohlfeil als möglich beschafft werden sollen, bald in Perioden der Handeilerschlaffung, wo die Produktion der Konsumtion weit vorausseilt und nur mit Mühe die Hälfte der Arbeiterarmee mit halber Löhnung nutzbar beschäftigt werden kann." (MEW 6, 151 f.)

Doch diese Auf- und Abwärtsbewegungen der Produktion konnte Rousseau nicht voraussehen. Dennoch zeigen sich in Rousseaus Konzepten bereits die Strukturen, die zur Aufrechterhaltung der ungleichen Eigentumsverteilung beitragen, zwischen den Klassen und zwischen den Geschlechtern.

Rousseau begreift die Gesamtgesellschaft als veränderliche, wenn er davon ausgeht, mit einem klar bestimmten Familienkonzept gesellschaftsorientierend wirken zu können. Darin erhalten auch die konkreten politischen Verhältnisse existentielle Relevanz:

"Ihr verlaßt euch auf die bestehende Gesellschaftsordnung und bedenkt nicht, daß sie unvermeidlichen Veränderungen unterworfen ist, und daß ihr diejenigen, die eure Kinder erleben werden, weder voraussetzen noch verhindern könnt. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch Untertan." (ebd. 1762b, 192)

Rousseau, der mit Revolutionen und mit dem Untergang der Monarchien Europas rechnete, entwickelte eine Familienform, die die Mitglieder vor zu erwartenden negativen Folgen so großer gesellschaftlicher Umstrukturierungen schützen sollte.

Die bürgerlichen Eheleute, wie sie sich Rousseau vorstellt, sollen arbeiten, für den Familienunterhalt sorgen, ihre Kinder im Sinne Rousseaus erziehen. Das bürgerliche Leben war als ein verantwortliches gedacht, was das Eigentum betrifft und als ein vorbildhaftes, was den Alltag anging. Ersteres sollte die Aufgabe des Mannes sein, letzteres gehörte zum Aufgabenbereich der Frau.

Die Frauen sollten nicht nur für die binnenfamiliäre Harmonie sorgen, sondern auch für einen vorbildhaften Eindruck nach außen. Damit aber waren sie zentral für das Familienbild zuständig und somit für das Gelingen der Verbreitung dieser Familienform. Zugleich sollten sie relativ isoliert auf dem Land leben, zusammen mit ein paar Diensthilfen und den anderen Familienmitgliedern, und sich der Reproduktion der Gattung widmen (mit mindestens vier Kindern, um die Bevölkerungszahl zu reproduzieren), womit sie im 18. Jahrhundert auch vollauf beschäftigt waren. Rousseau spricht sich für eine große Anzahl von Kindern pro Familie aus. "Denn von allen Kindern, die geboren werden, stirbt ungefähr die Hälfte, ehe sie selbst wieder Kinder haben können." (ebd. 1762b, 391) Weder die Langeweile der adligen Frauen konnte so aufkommen, noch mußten die bürgerlichen Frauen wie die Frauen der unteren Schichten für ihr ökonomisches Überleben sorgen. Um eine solche Verfahrensweise konsequent durchzuführen, brauchte es auch eine Erziehungsanleitung für Mädchen. So erfindet Rousseau Sophie.



### Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung:

Rousseau beschreibt, was Sophie alles lernen und was sie bei der Verrichtung der Aufgaben empfinden soll:

"Es gibt keine Nadelarbeit, die sie nicht machen könnte und die sie nicht mit Vergnügen macht. ... Auch aller Angelegenheiten des Haushalts hat sie sich angenommen. Sie kennt sich in der Küche und in der Speisekammer aus. Sie kennt die Preise der Lebensmittel und ihre Qualitäten. Sie kann Buch führen und dient ihrer Mutter als Haushofmeister. Erzogen, eines Tages selbst Familienmutter zu sein, lernt sie bei der Verwaltung des Vaterhauses ihr eigenes zu verwalten. Sie kann den Diensthofen bei ihrer Arbeit helfen und macht es gerne. Man kann nur das richtig befehlen, was man auch selbst ausführen kann: das sind die Gründe, warum sie ihre Mutter damit beschäftigt." (1762b, 430 f.)

Sophie soll innerhalb der Familie die Aufgabenerfüllung lernen, die später für sie vorgesehen ist. Auffällig ist Rousseaus Betonung von "Vergnügen", das er unterstellt. Er legt bei den Frauen auch Wert auf die künstlerische Erziehung für den Hausgebrauch, z.B. zu singen und zu musizieren.

"Sophies Geist ist nicht glänzend, dafür aber angenehm; er ist nicht tief, aber gediegen; ein Geist, von dem man nichts sagen kann, weil er dem gleicht, den man selber hat: ihr Geist gefällt den Leuten, die mit ihr reden, obwohl er nicht der Vorstellung gleicht, die wir uns von der Kultur einer geistreichen Frau machen, denn ihr Geist ist nicht durch Lektüre gebildet, nur durch die Gespräche mit Vater und Mutter und durch die eigenen Überlegungen über die kleine Welt, die sie bisher kennengelernt hat." (ebd., 432)

Ebenso wie mit dem Glauben soll es sich mit dem Intellekt verhalten, nicht zuviel und nicht zuwenig und vor allem keine Position, die über die häusliche Erlebniswelt hinausgeht.

Rousseau ruft den Lehrer des Knaben auf:

"... wendet seinen Blick zuerst auf das Gewerbe und das Handwerk, womit sich die Menschen untereinander helfen. Führt ihn von Werkstatt zu Werkstatt; duldet jedoch niemals, daß er nur zusieht, ohne selbst mit Hand anzulegen, oder daß er fortgeht, ohne genau begriffen zu haben, was dort geschieht oder was er dort beobachtet hat! Darum müßt ihr auch arbeiten und ihm überall ein Beispiel geben. Ihr müßt überall Lehrling sein, damit er Meister wird." (1762b, 182)

Der Schüler soll lernen, was die einzelnen Dinge wirklich "wert" sind, denn Handwerker arbeiten für alle und Künstler nur für die Reichen (ebd.). So soll auch Emil ein Handwerk

lernen, das nützlich ist, er soll eher Schuster werden als Porzellanmaler.

"Gebt dem Mann ein Handwerk, das seinem Geschlecht, dem Jüngling ein Handwerk, das seinem Alter entspricht. Kein Beruf, den man sitzend im Hause ausüben muß, der den Körper verweichlicht und erschläfft, gefällt ihm und ist ihm angemessen. Kein junger Mann will von sich aus Schneider werden. Es ist ein Kunststück, Männer für dieses ausgesprochene Frauenhandwerk zu gewinnen. Dieselbe Hand kann nicht Nadel und Degen gleichzeitig führen. Wenn ich Herrscher wäre, so dürften nur Frauen und Gelähmte nähen und schneiden." (ebd., 199)

Arbeit im Sitzen zu verrichten, ist etwas für Frauen, körperliche Arbeit etwas für Männer. Rousseau schafft so nicht nur einfache Kriterien, Arbeit geschlechtsspezifisch einordnen zu können, sondern verweist zugleich weibliche Arbeit und Arbeit für männliche Körperbehinderte auf eine Ebene.

"Junger Mann, drück deinen Arbeiten die Zeichen der Männerhand auf! Lern mit kräftigem Arm Axt und Säge gebrauchen, einen Balken behauen, einen Dachstuhl setzen, Trag- und Bindebalken befestigen! Ruf dann deine Schwester, sie soll dir bei der Arbeit helfen, wie sie dich gerufen hat, ihr bei der Kreuzstickerei zu helfen!" (ebd.)

Die komplementär angeordnete geschlechtsspezifische Arbeitsteilung läßt gerade so viele Überschneidungen zu, daß jede/r für den anderen Hilfsdienste verrichten kann, aber nie die jeweilige Arbeit insgesamt. So bleibt trotz Arbeitsteilung ein Überblick über alle, für die Familie, relevanten Aufgaben gewährleistet.

"Er muß wie ein Bauer arbeiten und wie ein Philosoph denken, damit er kein Tagedieb wird wie ein Wilder. Das große Geheimnis der Erziehung ist, daß die Leibeserziehung und die geistige Arbeit sich zur gegenseitigen Entspannung dienen." (ebd., 202)

Für Sophie sieht Rousseau keine Entspannung in der Philosophie vor. Überhaupt wird bei Sophie an Entspannung nicht gedacht. Im Gegenteil - ihre Erziehung sieht vor, stets aus dem Spiel aufgrund einer Hausarbeit herausgerissen zu werden, als Übung für ihr späteres Dasein als Hausfrau und Mutter.

In der Bestimmung der Aufgaben der beiden Geschlechter sind die Arbeiten komplementär zueinander gedacht. Die gleiche Hand könne nicht den Degen und die Nadel führen. Hier wird

deutlich, daß zwar alles gelernt werden soll, aber nicht unbedingt, um es stets selber auszuführen, sondern um anleiten zu können. Sophie wird ihre Diensthofen haben und Emil läßt so viele Berufe außer Betracht, die gesamtgesellschaftlich gesehen ja ausgeführt werden müssen. Aber ehe Emil zur Nähnael greift, soll er doch eher ein niederes "männliches" Handwerk ausüben. In dieser Konstruktion ist es besser, in der Hierarchie der sozialen Gruppen abzusinken, als auf die Ebene des anderen Geschlechtes zu gelangen. Das Geschlechterverhältnis ist explizit in die Arbeitsteilung eingebaut, wenn Rousseau aufruft:

"Frau, ehre deinen Gebieter! Er arbeitet für dich, er verdient sein Brot, das dich ernährt: das ist der Mann." (ebd., 482)

Eigentum und Vorherrschaft befinden sich hier eindeutig auf seiten der Männer und gehören zusammen. Aber auch die Akzeptanz dieses Geschlechterverhältnisses mußte von Rousseau erst hergestellt werden.

#### Geschlechtsspezifische Moral:

Mädchen sollen lernen, das Landleben zu lieben, die Gefahren der Großstädte zu erkennen und sich so zu verhalten, daß sie einerseits so etwas wie eine Orientierung fürs Leben erwerben, aber zugleich flexibel genug bleiben, sich sowohl den Wünschen eines Mannes als auch dessen Lebensstandard zu unterwerfen. Demnach ist die Erziehung explizit geschlechtsspezifisch.

Rousseau will durch Erziehung verhindern, daß die Mädchen und jungen Frauen den Lastern der Großstadt frönen.

"In den großen Städten beginnt die Verderbnis mit der Geburt, in den kleinen mit dem Erwachen der Vernunft. Junge Mädchen, die man gelehrt hat, die glückliche Einfachheit ihrer Sitten zu verachten, haben nichts Besseres zu tun, als nach Paris zu kommen und die Verderbtheit unserer Sitten zu teilen. Laster, die man mit dem schönen Namen Talent zierte, sind das einzige Ziel ihrer Reise. Bei ihrer Ankunft schämen sie sich, so weit hinter der vornehmen Liederlichkeit der Einheimischen zurück zu sein, und sie tun eilig alles, um der Hauptstadt würdig zu sein. Wo beginnt eurer Meinung nach das Übel? Dort, wo man es ausbrütet oder dort, wo man es begeht?" (ebd., 424)

Er deutet nur an, worin die städtischen Laster bestehen: "Mode", sich "auspfeifen" lassen, "vor dem Idol beugen und

dem "unvernünftigen Kult" huldigen (ebd.). So könne man nach Rousseau nicht glücklich werden - im Gegenteil, nur im bescheidenen Heim: Man "ist dort viel glücklicher als in den Palästen hier". Zur Unterstützung führt Rousseau noch Frauen an, die dies erkannt hätten und unbedingt zurück aufs Land wollten.

"Die Herrschaft der Frau beginnt mit ihren Tugenden. Kaum haben sich ihre Reize entwickelt, so herrscht sie schon durch die Sanfttheit ihres Charakters und flößt durch ihre Sittsamkeit Achtung ein. Jeder Mann, mag er noch so gefühllos und roh sein, mäßigt seinen Hochmut und wird in Gegenwart eines Mädchens von sechzehn Jahren höflicher, das liebenswürdig und klug ist, wenig spricht, zuhört, sich sittsam benimmt und ehrbar ausdrückt, das über seine Schönheit weder sein Geschlecht noch seine Jugend vergißt, das gerade durch seine Schüchternheit fesselt und die Achtung erwirbt, die es jedermann erweist!" (ebd., 425)

Rousseau verspricht den Frauen Herrschaft durch Achtung von anderen. Anpassung und Zurückhaltung werden so in ihr Gegenteil, in Herrschaft, umdefiniert. Frauen sollen nicht den Männern gleichgestellt werden, sondern "geachtet". "Keuschheit muß die kostbarste Tugend für eine Frau sein, die nur ein bißchen Seele hat." (ebd., 427) Der Lohn der "Entbehrungen" ist die Achtung. Obwohl sich Rousseau für ein, wenn auch undogmatisches, religiöses Leben einsetzt, argumentiert er weder mit biblischen noch mit kirchlichen Vorstellungen, sondern mit der Natur und dem Allgemeinwohl, also weltlich orientiert, implizit sowohl gegen die Praxen des Adels als auch die der unteren Schichten.

"Sophie ist gläubig; aber ihr Glaube ist vernünftig und einfach. wenige Dogmen und noch weniger Devotionsübungen; oder vielmehr: da sie als wesentliche Übung nur die Moral kennt, widmet sie ihr ganzes Leben dem Dienst Gottes, indem sie Gutes tut." (ebd., 433)

Diese Form des Glaubens ermöglicht es Sophie, sich an alle möglichen Varianten christlichen Glaubens eines potentiellen Ehemannes anzupassen. Rousseau konzeptioniert die Erziehung der Frau (Sophie) so, daß ihr Produkt zu Emil paßt, Emil sich im Laufe seiner Entwicklung zwischen verschiedenen möglichen Berufen entscheiden lernen soll, während die Aufgaben von Sophie durch ihre Geburt als Mädchen bereits festgelegt werden sollen (vgl. auch Barbara Schaeffer-Hegel 1990b).

Rousseau braucht in seinem Konzept die Monogamie zur Aufrechterhaltung der Familie, quasi als Sicherheitspolice für die Dauer der Ehen und Familien.

#### Monogamie:

Die Monogamie war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht selbstverständlich - im Gegenteil. Im Adel gehörte es zum Alltag, daß sich die Eheleute, Mann und Frau, auch außerhalb der Ehe sexuell vergnügten. Die Mitglieder der unteren Schichten gingen oft nicht einmal Ehen ein, viele Frauen und Mädchen mußten sich aufgrund der miserablen finanziellen Situation prostituieren.<sup>11</sup> Auch die Selbstverständlichkeit der Monogamie muß Rousseau erst herstellen und wieder dient die Natur als Begründung. Erstaunlicherweise ist für Rousseau der Mann von Natur aus für die Monogamie geschaffen:

"Wenn man nun das Menschengeschlecht in seiner ursprünglichen Einfachheit betrachtet, so ist aus dem begrenzten Vermögen des Mannes und aus seinen gemäßigten Begierden leicht zu ersehen, daß ihm von Natur aus bestimmt ist, sich mit einer einzigen Frau zu begnügen. Das wird auch, wenigstens in unserem Klima, erhärtet durch die zahlenmäßige Gleichheit der Einzelwesen beider Geschlechter; eine Gleichheit, die bei weitem nicht vorhanden ist bei den Gattungen, wo die größere Kraft der Männchen mehrere Weibchen um sich scharf. Obwohl der Mann nicht wie ein Täuberich brütet und keine Nährbrüste hat, gehört er doch in die Klasse der Vierfüßler. Die Kinder sind schwach und können lange nur kriechen, so daß Mutter und Kinder schwerlich auf die väterliche Anhänglichkeit und Fürsorge, die deren Folgen sind, verzichten könnten." (1762b, 473)

Gemäß dieser Konstruktion ist es also die Natur, die die bürgerliche Familienform fordert oder zumindest nahelegt. Könnte die Betonung der "Natürlichkeit" männlicher Monogamie ein Schachzug gewesen sein, um diese überhaupt in den Vorstellungen zu etablieren? Das natürliche, beschränkte sexuelle Vermögen der Männer korrespondiert nach Rousseau mit der Notwendigkeit der besonderen Fürsorge für die zunächst hilflosen Nachkommen durch die Mutter. Beide sind auf die väterliche Versorgung angewiesen.

Rousseau will die sexuelle Monogamie verallgemeinern als Garantin familiären Zusammenhaltes, damit zum Wohl des Staates und der Gesamtgesellschaft, fördert aber zugleich

die Doppelmoral, die vorher vor allem im Adel gar nicht selbstverständlich auf die Männer beschränkt war:

"Ohne Zweifel ist es niemandem erlaubt, die Treue zu brechen, und jeder untreue Mann, der seiner Frau den einzigen Lohn für die schweren Pflichten ihres Geschlechtes nimmt, ist ungerecht und ein Barbar. Aber die untreue Frau tut mehr: sie löst die Familie auf und bricht alle Bande der Natur. Gibt sie dem Mann Kinder, die nicht von ihm sind, so verrät sie beide und fügt der Treulosigkeit noch den Betrug hinzu. Ich kann mir gar nicht vorstellen, welche Zerrüttung und welche Verbrechen davon abhängen. Gibt es etwas Schrecklicheres auf Erden als einen unglücklichen Vater, der, weil er kein Vertrauen mehr in seine Frau hat, es nicht mehr wagt, sich seinen Gefühlen hinzugeben; der, wenn er seine Kinder küßt, daran zweifelt, ob er nicht das Kind eines anderen küßt, das Unterpfand seiner Entehrung, den Dieb des Gutes seiner eigenen Kinder. Was ist die Familie dann anderes als eine Gesellschaft heimlicher Feinde, die eine schuldige Frau gegeneinander aufhetzt, indem sie sie zwingt, gegenseitig Liebe zu heucheln." (1762b, 390)

Liebe wird an die Monogamie der Frauen ebenso gebunden wie das "Wohl" des Kindes und der Familie insgesamt.

"Es kommt also nicht nur darauf an, daß die Frau treu ist, sondern daß sie auch von ihrem Mann, ihren Nächsten und von jedermann dafür gehalten wird." (ebd.)

Die Frau wird so nicht nur für ihr tatsächliches Verhalten verantwortlich gemacht, sondern ist auch zuständig für die eigene Reputation. Damit aber wurden dem Wirkungskreis der Frau willkürliche Grenzen gesetzt, ihr Verhalten stets von der Bewertung anderer abhängig gemacht, so daß sie in ihren Plänen und Vorhaben bereits die potentiellen Bewertungen anderer vorwegnehmen sollte, um angemessen, also vorbildhaft, zu handeln. Sie sollte nicht nur zuständig für ihr Verhalten sein, sondern auch für die Bewertungen der anderen, war also bei Beschuldigungen in letzter Konsequenz immer beweispflichtig. In dubio pro reo gilt hier nicht für Frauen.

#### Liebe:

Damit die Geschlechter in der von Rousseau vorgeschlagenen Weise zusammenleben und -wirken konnten, mußte er von einem selbstbestimmten Zusammenkommen der Eheleute ausgehen. Dies sollte nicht der zufälligen Leidenschaft junger Liebender überlassen bleiben, da die Ehe (und zwar jede einzelne)

tragend für die Familie und diese wiederum für die Gesellschaft sein sollte.

Die Frage des Zueinanderpassens sollte daher von außen betrachtet und ein Zusammenkommen gefördert oder arrangiert werden. Das Paar selbst hat in Rousseaus Vorstellung kein Konzept von der Liebe, weil beide zu unerfahren sind, um sich einen passenden Partner aussuchen zu können - dies wird auch gar nicht erwartet. Die Liebenden sollen demnach einfach aufeinander zustreben. Rousseau beschreibt affirmativ Emils Verhalten, wenn Rousseau "ironisch" feststellt, daß Emil Sophie Lehren über Gegenstände erteilt, die ihn gerade interessieren, ohne Rücksicht auf das, was sie weiß oder braucht.

Das Bindende des Paares sollte explizit nicht das Geld sein, sondern die familiäre Orientierung. Herausgebildet werden sollten selbstbestimmte Individuen, die sich an den Vorschlägen der Erzieher, je nach Geschlecht Mutter oder Vater, orientieren sollten. Selbst die auf Liebe gegründete Heirat soll auf das Arrangement des Erziehers zurückzuführen sein sowie auf seine Tricks, die Leidenschaft durch räumliche und zeitliche Trennungen am "Kochen" zu halten. Die Isolation der bürgerlichen Familien auf dem Lande, die Rousseau vorschlägt, begünstigte seine Vorstellungen von Heiratsarrangements. So beschreibt Rousseau am Beispiel von Sophies Eltern, die ihr jede Wahl selbstbestimmt überlassen. Aber wen konnte sie denn wählen, doch nur die, die ihr ins Haus gebracht wurden. Die Heiraten wurden abhängig davon, zu wem die Eltern ihre Söhne schickten und wessen Söhne sie in ihrem Hause zeitweilig aufnahmen. So war die Selbstbestimmung eine freiwillige Zustimmung zur Wahl der Eltern. Die zukünftigen Eheleute bedurften keiner eigenen Konzepte von Liebe, sondern wählten zwischen den wenigen Möglichkeiten. So konnten vor allem auch die Frauen zu selbstbestimmten Individuen werden, ohne eine tatsächliche Wahl zu haben. Nur in diesem Sinne wurden Ehen aus Neigung geschlossen (vgl. auch Leonore Davidoff und Catherine Hall 1987).

Eine Hauptgefahr für die Liebe sah Rousseau in der Eifersucht in verschiedenen Ausprägungen, die er wiederum in natürliche und nicht natürliche einordnet.

"Die Abneigung gegen alles, was unsere Vergnügungen stört und bekämpft, ist eine natürliche Regung; ... Ebenso verhält es sich bis zu einem gewissen Punkt mit dem Wunsch, das, was einem gefällt, allein zu besitzen. Wenn aber dieser Wunsch, zur Leidenschaft geworden, sich in Raserei oder in einen argwöhnischen und quälenden Überdruß verwandelt, ..., dann ist das etwas anderes." (1762b, 472)

Ein Grund, warum sich Rousseau so für das Thema Eifersucht interessiert, mag in seiner Vorstellung von der Dominanz der Eifersucht über die Liebe liegen.

"Bei den meisten Liebschaften haßt der Liebhaber seinen Nebenbuhler weit mehr, als er seine Geliebte liebt. Fürchtet er, nicht der einzige zu sein, so ist das die Wirkung jener Eigenliebe, ..., seine Eitelkeit ist mehr gekränkt als seine Liebe." (ebd., 473)

Schuld daran tragen die Frauen, die dazu erzogen würden, sich zu verstellen, Gefühle je nachdem zu verschleiern oder vorzutäuschen.

Gegen diese Vorstellungen setzt Rousseau eine Form von Liebe, "die soviel gibt als sie fordert" - eine Tauschbeziehung. "Keine Liebe bestand jemals ohne Verehrung, weil jeder in dem, was er liebt, nur die Eigenschaften liebt, die er selbst ehrt." (ebd., 474)

"Ist Emil verliebt und eifersüchtig, so wird er keineswegs zornig, düster oder mißtrauisch sein, sondern zärtlich, empfindsam und ängstlich. Er wird eher beunruhigt als gereizt sein; er wird sich eher bemühen, seine Geliebte zu gewinnen, als seinen Nebenbuhler zu bedrohen. ... Nachdem er begriffen hat, daß die Bevorzugung einzig auf dem Verdienst und die Ehre auf dem Erfolg beruht, so wird er sich doppelt mühen, um liebenswert zu sein, und wahrscheinlich wird es ihm glücken." (ebd.)

In dieser Vorstellung steckt die Annahme, daß man sich die Liebenswürdigkeit erarbeiten kann. Nicht Lieben ist eine Anstrengung, sondern geliebt zu werden. Das Positive steckt hier in der Orientierung auf das Produktive im Bemühen um die Geliebte und nicht in der Zerstörung des Nebenbuhlers. Darin liegt einerseits ein fortschrittlicher Gedanke und andererseits eine Falle, an der wir heute immer noch "leiden". Frauen müssen sich seit über 230 Jahren die Liebenswürdigkeit unter anderen Bedingungen als Männer erarbeiten,



wenn sie ökonomisch vom Mann oder vom guten und schlechten Zeugnis der Nachbarn abhängig sind. Zugleich sollen sie bereits in der Kindheit lernen, gefällig zu sein, abzuwarten und sich anzupassen.

Frauen erleben es bis heute als persönliches Scheitern, wenn ihre Anstrengungen bezogen auf den Erhalt einer Liebesbeziehung, nicht den erwarteten Erfolg erzielen. Das führt häufig zu Selbstzweifeln und psychischem Leiden, wie an Hand zeitgenössischer Erfahrungen von Frauen im Kapitel "Liebe und Erfahrungen" gezeigt wird.

#### Resümee:

In Rousseaus Ansatz steht die Regelung der Produktion des Lebens im Vordergrund, sie ist genauso wichtig für die bürgerliche Gesellschaft und die Erfüllung des "Contract social" wie die Produktion der Lebensmittel. Ihm geht es dabei um eine bestmögliche Entwicklung der Menschen, die er allerdings geschlechtsspezifisch unterschiedlich faßt. Die Produktion des Lebens wird ausschließlich und explizit in die Familie delegiert, in einer derart strengen Ordnung, daß Einmischungen "von außen" zunächst kaum möglich sein sollten. Die Kinder sollten innerhalb der Familie (geschlechtsspezifisch) erzogen, Familie sollte damit eine schwer zugängliche Insel werden, aber gesellschaftlich insofern, als sie verallgemeinerbaren Charakter annehmen sollte.

Der enorm ausgeklügelte Erziehungsaufwand, wie ihn Rousseau vorschlägt, zeigt, wie schwierig es gewesen sein muß, diese Ideale durchzusetzen und damit auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als natürliche anzusehen. Obwohl es dem sich konstituierenden Bürgertum darum ging, eine christlich orientierte Gesellschaft zu etablieren (vgl. Leonore Davidoff und Catherine Hall 1987), argumentiert Rousseau nicht religiös.

Die von ihm vorgeschlagene Haltung zur Religion ist innerhalb des christlichen Glaubens eine relativ offene, verbal gegen Dogmatismus gerichtet und implizit gegen die Machenschaften der Kirche, da der Glaube in der Familie gelebt, praktiziert und mit Sinn gefüllt werden sollte. So konnten

die neuen bürgerlichen Familien sowohl gläubig als auch in ihrem Tun weltlich orientiert sein. Nicht nur der Arme schuldete dem Reichen etwas: Gehorsam, sondern der Reiche wurde von Rousseau moralisch verpflichtet, mit dem Eigentum im Sinne eines (von ihm bestimmten) Gemeinwohls umzugehen, insbesondere mit dem ererbten. Ungleiche Eigentumsverteilungen zwischen Klassen und Geschlechtern allerdings waren kein Problem für Rousseau.

In Rousseaus Konzept stößt man auf Widersprüche immer dann, wenn er versucht, vorauszusetzen, was er erst erschaffen will. Zentral für die Legitimation der bürgerlichen Gesellschaft ist seine Vorstellung von Natur. So behauptet er die Sorge um die Versorgung und Entwicklung der Kinder durch die Eltern als natürlich, was im 18. Jahrhundert keineswegs selbstverständlich war. Rousseau macht so detaillierte Vorschläge für die Erziehung der Kinder: Von der Säuglingspflege (Hygiene, Nahrung) durch die Mutter bis zur Erziehung der heranwachsenden Söhne durch die Väter und der Töchter durch die Mütter. Ebenso mit Natur begründet wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung insgesamt.

Claudia Honegger (1991) zeigt in ihrer Studie über die Ordnung der Geschlechter, wie der Naturbegriff, wie er von Rousseau und seinen Zeitgenossen verwendet wurde, zur Konstruktion einer biologischen Geschlechterdifferenz herangezogen wurde. Im Kontext der aufkommenden Humanwissenschaften wie Medizin und Anthropologie wurde, so Honegger, im Anschluß an diese Vorstellungen versucht, eben diese einst postulierten Differenzen zwischen den Geschlechtern wissenschaftlich zu beweisen. Somit stand vor diesen wissenschaftlichen Beweisen bereits die Behauptung, die als Voraussetzung dient für das, was erst gezeigt werden sollte. Dies liefert einen weiteren Hinweis auf die den sogenannten exakten Naturwissenschaften insgesamt zugrundeliegende patriarchale Konstruktion.<sup>12</sup>

Auch die bürgerliche Familienform wird von Rousseau als durch die Natur nahegelegte dargestellt und in diesem Kontext viele solcher Elemente, die bis heute Bedeutung haben: die dauerhafte monogame Ehe und die damit zusammenhängende Doppelmoral der Männer, die geschlechtsspezifische Arbeits-

teilung und -erziehung. Die so als natürlich definierte Familienform mit ihren geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten wird in Rousseaus Konzept zum Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, zur Voraussetzung des "Contract social". Allerdings werden, je nach Bedarf, Familie und Gesellschaft als getrennte Bereiche dargestellt, immer dann wenn Familie nicht den von Rousseau erwünschten Vorstellungen entspricht. In diesem grundlegenden Widerspruch in der bürgerlichen Gesellschaft liegt ein erster Hinweis darauf, warum es den Sozialwissenschaften und -politiken bis heute gelingen kann, allgemeine Mängel im familiären Verhalten aufzuzeigen und zugleich an der Form festzuhalten, wie bereits dargelegt.

Die Frauen, blickt man auf den Adel, erhielten eine gesellschaftliche Aufgabe. Blickt man auf den Pöbel, wurden sie vom nackten Existenzkampf zumindest partiell befreit, indem sie nur noch geschwängert werden sollten, wenn Aussicht auf ökonomische Versorgung durch einen Mann bestand. Gemäß den Vorstellungen von Rousseau verbesserte sich also die Lage der Frauen historisch in beiden Fällen erheblich. Die Frauen erhielten gesellschaftliche Verantwortung und Zentralität, indem diese auf nur einen Teil der Gesellschaft beschränkt wurde. Letztlich hing ein dauerhaft gelungenes Familienleben von ihnen ab; versagte der Mann in der Ökonomie, sollten sie sparen können. So konnte ihre Befreiung zur Fessel werden.

Die Frauen erhalten eine immense Bedeutung in der Familie und damit in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, zugleich werden sie aber als außerhalb der Gesellschaft Stehende gesehen. Rousseau betont die Verallgemeinerungen in spezifischer Weise: Die Männer sollten gesellschaftlich verantwortlich mit Eigentum umgehen und die Armen an dem Reichtum teilhaben lassen. Die Frauen wurden für das positive Familienbild nach außen verantwortlich gemacht, um durch vorbildhaftes Verhalten zur Verbreiterung der bürgerlichen Familienform beizutragen. In der Erfüllung der ihnen zugedachten existentiell wichtigen Aufgaben, der Betreuung der Kinder, um sowohl ihr Überleben als auch ihre gesellschaftliche Entwicklung zu sichern, sollten sich die Frauen

in doppelter Weise unterwerfen, dem Projekt der Errichtung einer bürgerlichen Gesellschaft und dem je eigenen Ehemann im Familienzusammenhang. Ohne diese Vorstellungen über die Aufgaben der Frauen wäre Rousseaus Konzept ebenso unvorstellbar, wie ohne ihre Unterwerfung.

Das Faszinierende am Konzept des Jean-Jacques Rousseau ist, daß darin alle Menschen als Subjekte vorkommen, die Armen und die Reichen, die Alten und die Jungen, die Männer und die Frauen. Zugleich aber sind sie hierarchisch angeordnet. Die jeweiligen Plätze sollen nicht mehr per Zwang zugewiesen, sondern freiwillig von den einzelnen eingenommen werden. Die Orientierung sollte die Erziehung vermitteln.

Doch den Entwicklungsmöglichkeiten der Frauen wurde dieses Konzept zum Verhängnis: Mit der Bekräftigung der natürlichen Unterschiede wurden sie in die bürgerliche Familienform verwiesen, darin auf die selbstbestimmte Unterwerfung unter den Ehemann und die missionarische Tätigkeit der Verbreitung der Familienform. Das Ziel des bürgerlichen Projektes unterwarf sie somit der Anforderung, den Schein zu wahren. An dieser Stelle sollten Frauen zentral wirken und zugleich aus anderen gesellschaftlichen Bereichen ebenso ausgeschlossen werden wie aus einer umfassenden Bildung und fast allen Berufen. Frauen sollten auf diskursiver Ebene bedeutungsvoll und bedeutungslos zugleich werden, auf der Ebene des konkreten Projektes, der Errichtung einer bürgerlichen Familienform als Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft, waren sie ebenso tragend eingebaut wie die Männer. Motive in dieses Projekt einzusteigen, sollten freie Partnerwahl und Liebe werden. Den Töchtern sollte zwar explizit diese Möglichkeit der Wahl zugestanden werden, aber die Eltern sollten die Wahlalternativen vorgeben. Die Frauen erhielten einen zentralen Stellenwert im Projekt der Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft, aber explizit ohne die Möglichkeit, am "Projektdesign" mitzuwirken, da Rousseau ihren Ausschluß aus der Aneignung von Philosophie und einer Religion, die über das Studium des Katechismus hinausging, forderte, indem er sich für die Beschränkung weiblicher Studien auf den Erfahrungsbereich der Frauen einsetzte.

Rousseau setzte zur Erfüllung seines "Contract social" auf die zu etablierende Familienform und darin auf die Selbstbestimmung der Männer und Frauen, die - im vorgegebenen Rahmen - in die Lage versetzt werden sollten, Entscheidungen treffen zu können und auf Veränderungen zu reagieren. Um den Erhalt dieser je konkreten Familie strukturell nicht zu gefährden, mußte die Unterwerfung des einen Teils des Ehepaares im Zweifelsfall (oder bei Konflikten) unter den anderen vorausgesetzt werden. Dem Hausvater oblag demnach die Entscheidung in letzter Instanz, in Anknüpfung an bereits bestehende Geschlechterverhältnisse, wie sie auch beim Adel und z.T. beim Pöbel existierten. Damit aber ist die bürgerliche Gesellschaft von Anfang an ebenso auf das Engagement und die Tatkraft der Frauen gebaut wie auf ihre Unterwerfung.

Beschreibt Rousseau (in: "Emil") sehr detailliert die Erziehung im idealtypischen Fall, geht es Knigge (in: "über den Umgang mit Menschen" von 1788) später um die Umgangsformen innerhalb der Familien und zwischen ihnen. Sollte die Rousseausche Erziehung dafür sorgen, daß aus den Menschen männliche und weibliche Bürger werden, dem Leben gewachsen und die bürgerlichen Lebensvorstellungen tradierend und verbreitend gegen die Stürme des Lebens, wie die von Rousseau vorhergesehenen Revolutionen oder individuelle, vor allem finanzielle Einbußen, geht es Knigge darum, den bürgerlichen Alltag so zu gestalten, daß er in der damaligen Gegenwart lebbar werden konnte/sollte im friedlichen Miteinander der Klassen und Stände und der Geschlechter und Generationen. In seinen Vermittlungsvorschlägen zwischen Armen und Reichen wurden alle Gruppen sichtbar, konnten insbesondere die Armen von den Reichen nicht mehr ignoriert werden.

Beide Werke erreichten hohe Auflagen in der Zeit ihres Erscheinens - bis heute. Die populistische Verbreitung dieser Orientierungen im Umgang miteinander und in der Erziehung kann als Indiz für einen enormen Bedarf nach Orientierung gewertet werden, nach Verhaltensregeln und -hilfen.

Die Kraft, auf die die Bürger(Innen) setzten, war jede einzelne Familie. Diese bürgerliche Familie, von deren gesell-

schaftlichem Rückzug soviel geschrieben wurde, stand auf Gedeih und Verderb im Rampenlicht der Öffentlichkeit, insofern als sie stets und überall Vorbildcharakter nach außen haben sollte und innerhalb der Gruppe der Familienmitglieder vielen Schwierigkeiten gewachsen sein mußte. So mutet es nahezu als selbstverständlich an, daß soviel Wert darauf gelegt wurde, daß die Eheleute zueinander passen sollten - in gleicher Gesinnung oder Ergänzung.

**Adolph Freiherr von Knigge:**

**"Zwang tötet alles edle, freiwillige Hingebung."**

Knigge, selbst aus dem Adel stammend, aber verarmt, verstand sich explizit als Mittler zwischen den Schichten und Ständen. Er war ein Anhänger Rousseaus. So verwundert es nicht, daß er seiner Verhaltensanleitung ein ähnliches Familienkonzept zugrundelegte wie Rousseau und für dessen Verbreitung in Deutschland eintrat. Ihm ging es weniger um die Kinder, sondern darüber hinaus um soziale Beziehungen insgesamt.<sup>13</sup>

#### Umgang unter Eheleuten:

Noch vehementer als Jean-Jacques Rousseau (1762b) ist Adolph Freiherr von Knigge (1788) darauf bedacht, eine harmonische Ehe auf Dauer zu installieren, indem er den Eheleuten sehr detaillierte Vorschläge dazu macht.

"Eine weise und gute Wahl bei Knüpfung des wichtigsten Bandes im menschlichen Leben, die ist freilich das sicherste Mittel, um in der Folge sich Freude und Glück in dem Umgange unter Eheleuten versprechen zu können." (ebd., 153)

Das Konzept setzte stark auf Selbstbestimmung und mußte es auch, wie sonst hätten die Familienmitglieder ihre Probleme lösen sollen. Doch hier zeigt sich, wie schwierig die Wahl gewesen sein muß. Sollte die Familie von Anfang an auf Selbstbestimmung setzen, mußte den Männern und Frauen die Wahl zugestanden werden. Das stieß auf alters- und erfahrungsbedingte Schwierigkeiten.

"Überlegt man aber, daß gewöhnlich auch diejenigen Ehen, welche auf eigener Wahl beruhen, in einem Alter und unter Umständen geschlossen werden, wo weniger reife Überlegung und Vernunft als blinde Leidenschaft und Naturtrieb diese Wahl bestimmen, obgleich man in dieser Verblendung wohl

sehr viel von Sympathie und Herzenshange träumt und schwätzt, so sollte man sich beinahe verwundern darüber, daß es noch so viele glückliche Ehen in der Welt gibt." (ebd., 154)

Knigge verdeutlicht, daß eine Partnerwahl getroffen werden sollte, die so gar nicht möglich sein konnte. Wie bei Rousseau bereits gezeigt, sollten die Eltern oder ErzieherInnen bestimmte Entscheidungen lancieren. Zu junger Liebe und Leidenschaft als Basis für das Projekt der bürgerlichen Familien hatten weder Rousseau noch Knigge großes Zutrauen und mußten doch auf diese Halbwüchsigen setzen, die heiraten wollten/sollten. Knigge hoffte auf die Gewohnheit und den Alltag.

"Dazu kommen dann nach und nach Gewohnheit, Bedürfnis, miteinander zu leben, gemeinschaftliches Interesse, häusliche Geschäfte, die uns nicht viel Zeit zu müßigen Grillen lassen, Freude an Kindern, geteilte Sorgfalt über derselben Erziehung und Versorgung - welches alles, statt die Last des Ehestandes zu erschweren, in den Jahren, wo Jugend, Kräfte und Munterkeit mitwirken, dies Joch sehr süß machen und mannigfaltig abwechselnde Freuden gewähren, die durch Teilung mit einer Gattin doppelt schmackhaft werden." (ebd., 154)

Beides mußte installiert werden, sowohl die dauerhafte monogame Paarbeziehung als auch die garantierte körperliche und mentale Versorgung der Kinder. Die "Freude an Kindern" sollte dauerhafte Bande zwischen den Eheleuten knüpfen. Gerade die Beziehungen, die sonst vernachlässigt wurden, sollten zur gemeinsamen Sache der Eltern avancieren. Zugleich sollte die Dauer der Ehe zum Garanten der Kinderversorgung werden. Beides sah Knigge ständig gefährdet durch die interpersonellen Beziehungen der Eheleute.

"Bei einem Bande, das auf gemeinschaftlichem Interesse beruht, und wo alle Ungemächlichkeit des Teils zugleich mit auf den andern fällt, ist es zur Vermeidung übereilter Schritte und deren schädlichen Folgen oft sehr gut, wenn die zu große Lebhaftigkeit, das rasche Feuer des Mannes durch Sanftmut oder ein wenig Phlegma von Seiten des Weibes gedämpft wird, und umgekehrt." (ebd., 156)

Dies sei sogar oft notwendig zum Erhalt des Haushalts, der zugrunde gehen würde, wenn beide Eheleute viel Lust an Pracht und Aufwand hätten (ebd.). Zwei Voraussetzungen sollten für die Dauer der Ehe sorgen, das gemeinsame Interesse (am bürgerlichen Familienprojekt) und die Ergänzung der PartnerInnen, die für Knigge über die geschlechtsspezi-

fische Arbeitsteilung hinausgehen sollte. Knigge widerspricht hier seinen eigenen Argumenten, wenn einerseits die Gewohnheit eine dauerhafte Ehe garantieren soll und zugleich zur Gefährdung des ehelichen Alltags erklärt wird, denn

Knigge sorgt sich auch darum, daß die Eheleute einander langweilig werden könnten und rät dazu, den Alltag explizit abwechslungsreich zu gestalten.

"Sehr gut ist es desfalls, wenn der Mann bestimmte Berufsarbeiten hat, die ihn wenigstens einige Stunden täglich an den Schreibtisch fesseln oder außer Haus rufen, wenn zuweilen kleine Abwesenheiten, Reisen in Geschäften und dergleichen seiner Gegenwart neuen Reiz geben." (ebd., 158)

Zuneigung ist für ihn etwas, das immer wieder hergestellt werden muß und auf Gewohnheit beruht. Deutlich wird, wie schwierig es Ende des 18. Jahrhunderts gewesen sein muß, eine dauerhafte Paarbeziehung herzustellen. "Sorgsame Pflichterfüllung in allen Rücksichten ist also das sicherste Mittel, der beständig fortdauernden Zärtlichkeit seiner Ehehälfte gewiß zu sein." (ebd., 159) Die Eheleute sollen alles gemeinschaftlich tragen und aufeinander zugehen, "wenn der eine Sinn für das zu bekommen sucht, was der andere liebt" (ebd., 164)

Geschlechtsspezifisch unterschiedliches Verhalten der Eheleute wird von ihren Aufgaben her begründet. So sollten die Eheleute offen zueinander sein, aber für den Mann als Verantwortlichen gegenüber dem Staat sei es manchmal notwendig, Geheimnisse zu haben; "da der Staat sich nur an ihn hält; da die Frau eigentlich gar keine Person in der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht" (ebd., 165).

"Ich rate aus Gründen, die wohl jeder vernünftige Mensch selbst einsehn wird, auch nicht einmal an, daß Eheleute alle Geschäfte gemeinschaftlich treiben, sondern daß jeder seinen angewiesenen Wirkungskreis habe." (ebd., 167)

Knigge ist dagegen, daß Ehemänner ihre Frauen wie Bedienstete behandeln. "Gib also Deiner Hausfrau ... eine Summe Geldes, die Deinen Umständen angemessen sei, zur Ausgabe. Wenn diese verwendet ist, so komme sie und fordere mehr von Dir." (ebd., 167)

Beide sollen sich dann gemeinsam überlegen, wo gespart werden könne und wo nicht, wobei die Frau auch über das Ein-



kommen des Mannes unterrichtet sein soll. Der Mann wird in diesen Vorstellungen zu einem "primus inter pares". Auffällig ist, wie schon bei Rousseau, daß immer wieder zu Sparsamkeit geraten wird und daß diese gelernt werden muß. Knigge malt ein düsteres Bild einer verschuldeten Familie. Bezogen auf Unterschiede in Reichtum und Klugheit von Mann und Frau finden sich bei Knigge die Vorschläge von Rousseau wieder (ebd., 169 ff.):

"Schwächerer Körperbau; eingepflanzte Neigung zu weniger dauerhaften Freuden; Launen aller Art, die den Verstand oft in den entscheidensten Augenblicken fesseln; Erziehung und endlich bürgerliche Verfassung, welche die Verantwortung des Hausregiments allein auf den Mann wälzt; das alles bestimmt laut die Gattin, Schutz zu suchen, und legt dem Gatten die Pflicht auf zu schützen. Nun ist aber doch nichts lächerlicher, als wenn der Weisere und Stärkere Schutz suchen soll bei Toren und Schwachen." (ebd., 171)

Auffällig ist auch der wiederkehrende Rat, finanzielles oder anderes Unglück nicht außerhalb der Familie bekannt werden zu lassen. Wenn vermeidbar, soll selbst die Frau nichts erfahren.

"Verschließe Dich in Dein Kämmerlein, wenn das Herz zu schwer wird. Dort erleichtre Dich durch Tränen oder Gebet. Stärke und stähle Dein Herz durch Philosophie, durch Zuversicht auf Gott, durch Hoffnung und durch weise Entschlüsse, und dann tritt hervor mit heitrer Stirne und sei der Tröster des Schwächern!" (ebd., 173)

Im Notfall wird der Familienvater als einsamer Herrscher konstruiert, der letztlich allein entscheiden soll.

"Der Mann muß Herr sein in seinem Hause; so wollen es Natur und Vernunft! Mit einem Herrn zankt man nicht; er hat aber Richter über sich, nicht neben sich. Er soll sich auf keine Weise diese Herrschaft rauben lassen, und auch dann, wenn die weisere Frau seiner offenbaren Macht die heimliche Gewalt über sein Herz entgegenstellt, muß doch das äußere Ansehen der Herrschaft nie wegfallen." (ebd., 177)

Bei Knigge ergibt sich ein weiterer Widerspruch insofern, als die Frauen einerseits mitentscheiden, verantwortlich im Haushalt handeln sollen, zugleich sollen ihnen aber die entsprechenden Informationen, vor allem bezüglich der finanziellen Rahmenbedingungen (was die Geschäfte des Mannes betrifft), in der Regel vorenthalten werden. Im Verhältnis zum Staat sind Frauen nicht einmal "Personen", zugleich sollen sie von ihren Männern nicht wie Dienstboten behan-

delt werden, so werden Frauen allein abhängig von den Entscheidungen des Mannes.

Knigge stimmt auch mit Rousseau überein, was die unterschiedlichen Folgen des männlichen und weiblichen Ehebruchs betrifft (vgl. ebd., 178). Geht allerdings Rousseau davon aus, daß die Anatomie der Männer so angelegt sei, daß sie kaum mehr als eine Frau verträgt, hält Knigge "Vielweiberei" für "weniger unnatürlich als Vielmännerei" (ebd.). Was Rousseau als gesellschaftliche Notwendigkeit konstruiert, die Monogamie der Frauen als Voraussetzung für die familiäre Harmonie, setzt Knigge als natürlich voraus. Der Effekt für das Verhalten der Frauen ist in beiden Fällen zunächst gleich.

#### Eltern und Kinder:

Bei Knigge wird deutlich, daß die Gesellschaft den Eltern die Zuständigkeit für die Kinder aufoktroviert, indem allgemein gesellschaftlich nicht für Kinder gesorgt wird:

"... und obwohl in unsern Staaten die Eltern ihre Kinder nicht bloß aus freiem Willen (Hervorhebung von B.K.) erziehen, nähren und pflegen, so ist es doch abgeschmackt zu sagen: die mannigfaltige Bemühung, welche dies erfordert und nach sich zieht, lege keine Art von Verbindlichkeit auf, oder es sei nicht wahr, daß ein Zug von Wohlwollen, Sympathie und Dankbarkeit uns den Personen näherbringe, deren Fleisch und Blut wir sind, unter deren Herzen wir gelegen, die uns gefüttert, für uns gewacht, gesorgt, die alles mit uns geteilt haben." (ebd., 145)

Die Dankbarkeit der Kinder wird der Lohn elterlicher Mühen sein, so verspricht Knigge den Müttern und Vätern. Die Gefühle, die die Pflege der und die Sorge um die Kinder erzeugen soll, wird von Knigge als selbstverständlich dargestellt und zugleich liegt in der Tatsache, daß er dies extra betonen muß, erst ein Aufruf zur Selbstverständlichkeit und damit eine Konstituierung derselben.

"Die Mitglieder derselben Familie, durch ähnliche Organisation, gleichförmige Erziehung und gemeinschaftliches Interesse harmonisch gestimmt und aneinander geknüpft, fühlen füreinander, was sie für Fremde nicht fühlen" (ebd.).

Die Erziehung und das Miteinander-Leben sowie die gegenseitige Angewiesenheit aufeinander sollen die Familienmitglieder aus der Masse der Menschen hervorheben, ihnen einen be-

sonderen Platz in den Gefühlen zuweisen. Auch das war nicht selbstverständlich, sondern mußte durch solche Appellationen erst hergestellt werden. Dies wird noch deutlicher, wenn man sich die beschriebene Haltung der adeligen Mütter vor Augen führt oder die ambivalente Haltung der armen Schichten zu den Kindern. Deutlich wird hier wieder die soziale Konstruktion von "Natürlichkeit" in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern. Solche Ratgeber wie der von Knigge gaben die Orientierung dazu.

"Es gibt Eltern, die, umhergetrieben in einem beständigen Wirbel von Zerstreuungen, ihre Kinder kaum ein paar Stunden des Tages sehen, ihren Vergnügungen nachrennen und indes Mietlingen die Bildung ihrer Söhne und Töchter überlassen, oder wenn diese schon erwachsen sind, mit ihnen auf einem so fremden, höflichen Fuß leben, als wenn sie ihnen gar nicht gehörten. Wie unnatürlich und unverantwortlich dies Verfahren sei, das bedarf wohl keines Beweises." (ebd., 148)

Würde man die Eltern tun lassen, was sie wollen, würden sie gemäß Knigges Befürchtungen ihren (nicht näher beschriebenen) Vergnügungen nachgehen und die Zuständigkeit für die Kinder gegen Bezahlung delegieren. Kinder zu behandeln, wie man andere nicht zur Verwandtschaft Gehörende behandelt, definiert Knigge als unnatürlich. Hier wird ein familiärer Zusammenhalt gefördert, der auf Abgrenzung von anderen (nicht zur eigenen Familie Gehörenden) beruhen sollte. Durch solche Konstruktionen konnten die Familien auf Dauer zugleich solidarisch und unsolidarisch werden (vgl. Barbara Ketelhut 1985a). Zur Bekräftigung seiner Konstruktion verweist er auf die Überflüssigkeit eines Beweises. Der Beweis wird erbracht, indem er für überflüssig erklärt wird.

Knigge bekräftigt auch, daß es sich die Eltern nicht zu einfach machen sollen mit der Erziehung ihrer Nachkommen:

"Zwang tötet alles edle, freiwillige **Hingebung** (Hervorhebung von B.K.). Was kann hingegen entzückender sein, als der Anblick eines geliebten Vaters mitten unter seinen erwachsenen Kindern, ..., der ihr treuester Ratgeber, ihr nachsichtiger Freund ist" (1788, 149).

Die Liebe, nach der sich heute alle ebenso selbstverständlich sehnen, wie sie sie in der Kindheit vermissen, wird hier als erstrebenswert hingestellt und als ein Versprechen, als Lohn für die - hier väterliche - Mühe.

Resümee:

Das, was als natürlich gelten sollte, ist etwas, das erst als solches erlernt werden und in das allgemeine Sozialverhalten integriert werden mußte. Wie gezeigt konnte eine dauerhaft funktionierende Beziehung der Eheleute auch von Knigge nicht vorausgesetzt, sondern mußte erst erschaffen werden. Solcherart gestaltete Beziehungen waren aber notwendig, um sowohl die Kindererziehung als auch den materiellen Bestand der Bürger zu sichern. Um diese Vorhaben nicht durch Patt-Situationen in Konflikten der Eheleute zu gefährden, mußte eine Person als der anderen unterworfen gedacht werden. Die Frau geriet damit in den Widerspruch, für die gesamte Familie und deren Erhalt und Wohlergehen zuständig zu sein und zugleich immer wieder von grundlegenden Informationen ausgeschlossen zu werden.

Das gemeinsame Projekt der Etablierung einer bürgerlichen Lebensweise macht die Solidarität notwendig, um die Existenz der einzelnen zu sichern. Diese Solidarität bezieht sich auf den Zusammenhalt der je einzelnen Familie; sorgte jede Familie für ihre eigenen Mitglieder, so das Konzept, wäre für alle gesorgt. Die Geschlechter sollten komplementär am gleichen Projekt arbeiten, an ihrer eigenen Familie, an deren Erhalt und Wohlergehen - damit aber auch an der gleichen Gesellschaft. Die Abkapselung von der herrschenden Gesellschaftsordnung, mit ihrer ständischen Organisation, sollte dazu dienen, von unten, familienförmig, die Gesellschaft zu unterwandern. Damit aber, so läßt sich zugespitzt festhalten, war die bürgerliche Familienkonstruktion in ihrer Entstehung und Durchsetzung subversiv gedacht und zugleich staatstragend. Subversiv sollte sie dazu beitragen, die bestehenden (ständischen) Verhältnisse zu unterwandern, staatstragend sollte sie durch ihre Verallgemeinerung werden, indem sie die Gesellschaft durchziehend grundlegend für die bürgerliche Gesellschaft in all ihren Bereichen werden sollte. Damit konnte die so konstruierte Familie zum Nachteil für Frauen in allen Bereichen bürgerlicher Gesellschaft gereichen.

Obwohl die Frauen an vielem teilhaben sollen, werden sie explizit aus den Zugängen zu der für Männer so wichtig er-

achteten Bildung ausgeschlossen. Sie sollten mitbestimmen, indem sie sich in die Position ihrer Männer einfühlen sollten, ohne sich eine eigene bilden zu können. Begründet wird dies mit der Aufgabenteilung. Der Mann soll die Philosophie nutzen, um sich zu entspannen vom Tagewerk oder um sich über seine geschäftlichen Sorgen hinweg zu trösten. Die Frau soll, soweit möglich, die Sorgen erst gar nicht kennen. Wenn sie sie doch kennt, soll sie mit dafür Sorge tragen, daß sie die Familie nicht "verlassen". Damit wurden Frauen dafür zuständig gemacht, allgemeine Problemlösungen in der Öffentlichkeit zu verhindern. Auf sich selbst verwiesen konnten die einzelnen selbständiger werden im Kleinen (in der Familie) und unerfahren in der Problemlösung im Großen (der Gesamtgesellschaft).

In den vorgestellten Diskursen bildete die zu etablierende bürgerliche Familie einen Widerstandsort nach oben und nach unten, mit explizitem Vorbildcharakter. Dieses Konzept ist auch zu verstehen im Kontext der Unterdrückung "liberal-demokratischer Tendenzen" seitens des Staates (Ute Frevert 1990a, 51) und explizit auch als Widerstand gegen die Machenschaften einzelner kirchlicher Vertreter (Knigge 1788, 330 ff.).

Der geforderte Umgang mit Geld und mit den Armen in der beschriebenen philanthropischen Weise diente wohl auch als perspektivischer Schutz, als Versicherung gegen die vielen Konkurse bürgerlicher Unternehmungen in den Anfängen. So beschreibt Ute Frevert, daß insbesondere die Betriebe der "Handels- und Manufakturbourgeoisie", die in enger Beziehung zum preußischen Staat standen, durch "Korruption und bürokratische Ineffizienz" beeinträchtigt, "oft schon nach kurzer Zeit Bankrott anmeldeten" (Ute Frevert 1990a, 47 f.).

Die Bürger sind angetreten, einen alternativen Lebensinhalt im Widerstand gegen den Adel, den Staat und die Kirche durchzusetzen, und errichteten auf Dauer den Schein eines stets funktionierenden Familienlebens. Denn: Auftretende Probleme sollten von jeder einzelnen Familie für ihre eigenen Familienmitglieder gelöst und sofern möglich nicht im größeren Rahmen besprochen werden. Das Individuum, auch das

weibliche, stark auf sich gestellt, wurde gestärkt. Damit einher ging eine Verhinderung allgemeiner Lösungen von Problemen und Widersprüchen, die aus den Erfahrungen einzelner Familien resultierten. Der Weg dazu sollte von den Frauen bereitet werden, indem sie dafür zuständig wurden, den Schein zu erhalten.

Indem das beschriebene Verhalten in jeder einzelnen Familie verankert werden sollte, wurde an einem sozialen Netz geknüpft, worin die ähnlich eingestellten Familien die Knoten waren. Ohne die Frauen an den für sie vorgesehenen Stellen in den Familien wäre das Netz zusammengebrochen.<sup>14</sup>

Das von Rousseau und Knigge propagierte Familienmodell basierte von Anfang an auf geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Frauenunterdrückung überhaupt. FeministInnen kritisierten zwar das vor allem von Rousseau entworfene Frauenbild, aber nicht das Projekt der bürgerlichen Familie. Im folgenden soll daher auf die Vorgehensweise einiger einflußreicher feministischer Schriften aus dem 18. bzw. 19. Jahrhundert eingegangen werden, deren Autorinnen dieses Frauenbild unterstützten, indem sie sich für das bürgerliche Familienprojekt einsetzten.

#### **Mary Wollstonecraft: "Verteidigung der Rechte der Frauen"**

Eine ausführliche Kritik an Rousseau findet sich bei der Engländerin Mary Wollstonecraft im Rahmen ihrer Schrift "Verteidigung der Rechte der Frauen" (1792).<sup>15</sup> Ihre Kritik richtete sich nicht gegen das Konzept als solches, sondern gegen Rousseaus Frauenbild im Kontext seiner Vorstellungen von Natur. Rousseau wolle beweisen, daß die Frau aufgrund einer geringeren Körperkraft im Vergleich zum Mann schwach und passiv sein müsse (I, 81). Wollstonecraft setzt dem die Erziehung der Mädchen entgegen:

"Um schwach zu sein, was manche schön nennen, werden die jungen Mädchen gezwungen, still zu sitzen, mit Puppen zu spielen und sinnlose Gespräche mit anzuhören, - die Wirkung der Gewohnheit wird dann als unzweifelhafter Wink der Natur bezeichnet." (I, 83)

Rousseaus Vorschläge für Mädchen und Frauen, die darauf hinauslaufen, zu gefallen zu trachten, hält Wollstonecraft

für korrupt (vgl. I, 84). Sie nimmt allerdings Rousseaus Anliegen ernst, daß beide Geschlechter die gleichen Ziele erstreben sollten und führt aus, warum dies in der von Rousseau vorgeschlagenen Komplementarität der Geschlechter nicht möglich ist.

"Wie konnte Rousseau nach seinen ratschlägen die behauptung wagen, dass das grosse ziel des lebens beider geschlechter dasselbe sei, da er doch so gut wusste, dass der geist sich seinem streben entsprechend bildet, und dass, wenn er in engem horizont sich betätigt, er nur eng und kleinlich bleiben kann.

Der mann hat grössere körperkraft als die frau, aber wären nicht die falschen begriffe von schönheit, dann könnte die frau auch genug kraft erwerben, um ihren eigenen unterhalt - die einzig wahre grundlage der unabhängigkeit - zu erwerben. - Man gestatte uns nur in der jugend dieselbe körperliche und geistige erziehung wie den knaben, damit wir erfahren, wie gross die überlegenheit des mannes eigentlich ist. Welche tatkraft kann von seinem wesen erwartet werden, das in der zeit der saat vernachlässigt worden ist?" (ebd., 88 f.)

Wollstonecraft gerät das Ziel bürgerlicher Familienform und Gesellschaft aus dem Blick, so daß sie bereits innerhalb des Rousseauschen Rahmens argumentiert. Die bürgerliche Familienform ist für sie schon selbstverständlich und braucht gar nicht erst thematisiert zu werden.

Ökonomische Unabhängigkeit und körperliche Kraft der Frauen gehörten nicht zu den von Rousseau erstrebten Zielen für Frauen, aber Wollstonecraft deckt dem Rousseauschen Ansatz immanente Widersprüche auf, wenn Rousseau fragt "wie könnte eine Frau, die nicht zu denken vermag, imstande sein, ihre Kinder zu erziehen?" (I, 91) In diesem Konzept, so Wollstonecraft, werde die ständig anwesende Vernunft des Mannes unterstellt, da die Bildung der Frau ja eingeschränkt sei. Einen weiteren Widerspruch sieht Wollstonecraft in Rousseaus Forderungen an das äußerliche Bild einer Frau, ihrer Kleidung usw., wenn er doch davon überzeugt ist, daß die Liebe kein "dauerhaftes bindeglied zwischen ehegatten" sei (I, 92). Sie fragt: "warum verlangt er aber dann, dass ein Mädchen für ihren gatten wie für einen orientalischen harem erzogen werde?" (I, 92 f.) Auch von der weiblichen Tugend, wie sie Rousseau forderte als Garant für ihren Schutz, hält Wollstonecraft nichts. Sie setzt dem die konkrete Realität entgegen:

"Es gab schon viele frauen in der welt, die, statt von der vernunft und der kraft ihrer väter und brüder unterstützt zu werden, sich anstrengen mussten, deren laster und torheiten zu bekämpfen." (I, 95)

Demnach können sich Frauen gar nicht auf Schutz und Arbeit ihrer Männer verlassen, vielmehr müssen sie - im Gegenteil - nicht nur die Arbeit ihrer Männer mitübernehmen, sondern zusätzlich deren "laster und torheiten bekämpfen".

Zwei Ebenen werden verwechselt, bzw. nicht als solche wahrgenommen. Indem sich Wollstonecraft ausschließlich auf die Ebene der individuellen Erfahrungen in den Geschlechterbeziehungen begibt, geraten ihr die gesellschaftlichen Ziele (hier) Rousseaus, das Projekt bürgerlicher Familie und Gesellschaft aus dem kritischen Blick. Das Projekt, der Rahmen, die neue Gesellschaftsform sind nicht Wollstonecrafts Thema. Aus deren Gestaltung ausgeschlossen, werden sie von ihr implizit akzeptiert.

Deutlich wird aber, daß Rousseau in seiner Vorstellung von Sophie eine Abhängige schuf, deren "Meister" es noch gar nicht gab, und es war auch nicht klar, ob es ihn jemals geben würde.

Im Grunde aber ist Wollstonecraft mit dem Rousseauschen Welt- und Familienbild einverstanden, sie sucht vielmehr nach Wegen, dieses praktikabler und weniger sklavisch für Frauen zu gestalten. So dient die Forderung nach mehr und besserer Bildung von Frauen vor allem ihrer Aufgabe, Kinder in der Familie angemessen erziehen zu können. Auch Wollstonecraft warnt davor, die Kinder zu vernachlässigen.

"Wenn eine frau, die ihrer schönheit wegen bewundert wird, dadurch berauscht, ihre pflichten als mutter versäumt, sündigt sie auch gegen sich selbst, denn die erfüllung dieser pflichten hätte sie zugleich nützlich und glücklich gemacht." (II, 84)

Wollstonecraft spricht sich gegen Faulheit aus, ähnlich wie Rousseau und kämpft für die Kinder und die "mütterliche fürsorge".

Sie spricht sich implizit gegen Rousseau aus, wenn sie dagegen schreibt, daß der Mann allein Verantwortung gegenüber dem Staat übernehmen soll (II, 87). Sie setzt sich dagegen für eine öffentliche Beteiligung von Frauen an Regierungs-



geschäften ein, da nur sie sich selbst angemessen vertreten könnten (II, 90).

Obwohl Wollstonecraft sich für die bessere Aufgabenerfüllung von Frauen in der Familie einsetzt, "dann wird auch die frau im bürgerlichen leben tätig sein, ihrer familie vorstehen, ihre kinder erziehen und ihren nächsten helfen" (II, 89), sollen auch Frauen die Möglichkeit haben, ökonomisch unabhängig von einem Ehemann zu existieren (z.B. wenn sie nicht heiraten wollen), indem sie sich ihren Unterhalt verdienen. Allerdings ist der vorgeschlagene Berufskanon nicht sehr groß: Ärztin, Krankenpflegerin, Hebamme und Staatswissenschaftlerin sowie Gewerbe- und Geschäftstreibende. Bereits Wollstonecraft hebt einen direkten Zusammenhang zwischen damals üblichen Frauenberufen (z.B. Putzmacherin)<sup>16</sup>, Arbeitslosigkeit und Prostitution hervor. Indem sie ihren Blick auf alle Frauen richtet, sieht sie sie auch, aber nicht ausschließlich als Säule der bürgerlichen Gesellschaft.

Wollstonecraft betrachtet die Frauen als aktive Gestalterinnen ihrer Geschichte, die zur ihrer eigenen Unterdrückung beitragen.

"Stolz auf ihre schwäche, wollen die frauen immer behütet und beschützt sein vor der rauhen arbeit, die gerade ihrem geist würde zu verleihen vermöchte." (II, 93)

Wollstonecraft verweist auf einen engen Zusammenhang zwischen Familie und Staat (II, 128), auch sie kommt nicht ohne Natur als Begründung für die Tätigkeit der Frauen aus. "Indem man ihren geist beschränkt, macht man sie unfähig, die besonderen pflichten zu erfüllen, zu denen die natur sie bestimmt hat." (II, 118) Indem sie aber sowohl den Rousseauschen Naturbegriff, bezogen auf die "weibliche Bestimmung" als Mutter, als auch die bürgerliche Familienform akzeptiert, schließt sie auch letztlich die Frauen in die Familien ein, selbst wenn sie ihren Wirkungskreis vergrößern möchte und auch für die Möglichkeit, nicht zu heiraten und keine Familie zu versorgen, eintritt.

Die revolutionären Bürger und die frauenbewegten Bürgerinnen machten es sich zum Ziel, die Regelung der Produktion des Lebens zu verbessern. Kinder rückten in den Vordergrund

und deren Überleben wurde zum Lebensziel. Dazu gehörte das Stillen der Kinder, ihre geistige und körperliche Versorgung. Ein weiterer Punkt war die Verbesserung sozialer Beziehungen überhaupt, zwischen Eltern und Kindern, Männern und Frauen sowie den Gesellschaftsständen. Die Bürgerinnen wollten sich weder vor den Adeligen verschließen noch vor den Armen. Für den Umgang mit beiden mußten erst Regeln erfunden werden, um überhaupt kommunizieren zu können. Denn: für die Adeligen waren die anderen unsichtbar und der Pöbel hatte eine ganz eigene Sprache, die von höheren Schichten nicht unbedingt verstanden wurde. Dies wird u.a. von Eugène Sue in "Die Geheimnisse von Paris" (zuerst um 1842/43 veröffentlicht) thematisiert.<sup>17</sup> Zugleich aber "igelten" sich die Bürger in ihren Familien ein. Sie wurden weltoffener und eingeschränkter zugleich. Die Frauen, nach Wollstonecraft, sollten zugleich ihren Aufgaben in den Familien nachkommen und sich der Bildung und Politik zuwenden, ohne die Grundlage der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung anzutasten.

**John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill und Helen Taylor:  
"Die Hörigkeit der Frau"**

Obwohl Wollstonecraft sich bereits 1792 aus feministischer Perspektive mit Rousseau auseinandersetzte, gilt erst die 1869 geübte Kritik an bürgerlichen Vorstellungen von John Stuart Mill, Harriet Taylor Mill und Helen Taylor in dem Essay "Die Hörigkeit der Frau" als feministisch, da der Text kurz nach seinem Erscheinen übersetzt und von den Frauenbewegungen europäischer Länder und den USA affirmativ rezipiert wurde. Die Kritik von Mill u.a. richtet sich nicht nur dagegen, bestimmte Aufgaben als naturgegeben weibliche zu postulieren, sondern zum ersten Mal gegen die Ehegesetze. Rechtlich gesehen war die Ehe für die Frau eine Sklaverei, quasi unauflöslich, ihre Person der Willkür des Ehemannes ausgesetzt, ohne Anspruch auf die Kinder.

"Ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, die Frauen würden im allgemeinen nicht besser behandelt als Sklaven; aber kein Sklave ist Sklave in solcher Ausdehnung und in so vollem Sinne des Wortes, wie es die Frau ist." (ebd., 54)

Die AutorInnen setzen sich für andere Ehegesetze ein, um die Frauen zu befreien. Mill u.a. bringen das Bild, das z.B. Rousseau zeichnet, kritisch auf den Punkt, indem sie die Herrschaftsverhältnisse mitthematisieren:

"Man entwirft uns idyllische Bilder liebender Autorität von der einen, liebender Unterwerfung von der anderen Seite, von erhabener Weisheit, die alle Dinge zum höchsten Glücke für den Untergebenen ordnet, welche mit Lächeln und Anbetung zu ihr aufblicken." (ebd., 58)

Schon in dieser Art der Beschreibung wird deutlich, daß ein gemeinschaftliches Leben so nicht funktionieren kann. Sobald die Geschlechterverhältnisse mitgedacht werden, bricht die Idylle zusammen. Mill u.a. beschreiben auch die realistische Kehrseite dieser bürgerlichen Familienform.

"Ist die Familie in ihren besten Formen, wie so oft behauptet wird, eine Schule der Sympathie, der Zärtlichkeit, des liebevollen Selbstvergessens, so ist sie, was ihr Oberhaupt anbetrifft, noch viel öfter eine Schule des Eigenwillens, der Herrschsucht, des Sichgehenlassens und einer zweifach gefärbten idealisierten Selbstsucht, von der selbst die sogenannte Opferfreudigkeit nur eine andere Form ist. Die Sorge für Frau und Kinder ist für einen solchen Mann auch nur ein Teil der Sorge für sich, da sie ja ein Teil seines Eigentums, seiner Interessen sind und ihre irdische Glückseligkeit bis auf das kleinste Detail seinem bon plaisir aufgeopfert wird." (ebd., 62)

Demnach sind Frau und Kinder per Gesetz das Eigentum des Mannes, was dazu führt, daß der Mann seine Familienmitglieder so behandeln kann wie ein Bauer sein Vieh - ihm zum Nutzen. Diesen wenig philanthropischen Weg hatte wohl Rousseau nicht bedacht. Indem er die Familie von der übrigen Gesellschaft abschotten wollte, dachte er auch nicht daran, daß die Verhaltensweisen aus Bereichen außerhalb der Familie in die Familie Einzug halten könnten.

So entwerfen Mill u.a. eine andere Perspektive für das binnenfamiliäre Verhältnis der Geschlechter, die sie aus der Geschäftswelt ableiten. Auch sie haben wie Rousseau die Vorstellung, daß Mann und Frau gemeinsame Entscheidungen treffen sollten. Sie plädieren für verbindliche, aber selbstbestimmte Arrangements in der Ehe, ähnlich einer "Geschäftsteilhaberschaft".

"Die natürlichste Einrichtung ist eine Teilung der Gewalt zwischen beiden, so daß jeder absolut in seinem Departement wäre und jede Veränderung im System und den Grundlagen der

Zustimmung beider bedürfte. Eine derartige Teilung kann nicht und dürfte auch nicht vom Gesetze vorher bestimmt werden, da sie sehr von individuellen Fähigkeiten und von der Zweckmäßigkeit in jedem einzelnen Falle abhängen wird." (ebd., 67)

Mill u.a. setzen ähnlich wie Rousseau und Knigge auf gemeinsame Entscheidungen der Eheleute. Diese sollten aber nicht in letzter Instanz ausschließlich beim Mann liegen, sondern von den Eheleuten (nach Zuständigkeit und Kompetenz) ausgehandelt werden. Dieser Ansatz war zwar produktiv, aber dennoch für die Frauen fatal, weil sie per se bereits aus bestimmten Zuständigkeiten ausgeschlossen sein sollten, z.B. aus dem Berufsleben. Diese neue Form der Entscheidungen setzt dennoch andere Bedingungen voraus. So ist nicht verwunderlich, daß Mill u.a. Familie und Freiheit in einen direkten Zusammenhang bringen:

"Wäre die Familie in richtiger und gerechter Weise konstituiert, so würde sie eine Schule aller Tugenden der Freiheit sein, wie sie eine solche ganz gewiß für alle anderen Dinge ist. Die Familie wird stets eine Schule der Herrschaft für die Eltern, des Gehorsams für die Kinder sein; was aber not tut, ist, daß sie eine Schule der Sympathie in der Gleichheit, eines Zusammenlebens in Liebe, ohne Gewalt von der einen, ohne Gehorsam von der andern Seite werde und zwar durch das Verhältnis der Eltern zueinander." (ebd., 75)

Hob Rousseau im "Emil" die Vermittlung des Eigentumsbegriffs als vordringlich hervor, geht es Mill u.a. darum, die Kinder in der Familie zu Freiheit und Gleichheit zu erziehen.

"In dem Manne, der nur mit solchen in den nächsten und innigsten Beziehungen steht, deren absoluter Gebieter er ist, kann nicht jene erhabene Liebe zur Freiheit, die das Christentum lehrt, wohnen" (ebd.).

Zugleich richten sich die AutorInnen gegen männliche Despotie in der Familie. In dieser Konstruktion schließen sich "Liebe zur Freiheit" und absolute Herrschaft aus. Auch für Mill u.a. geht es um ein Leben als Christ, das in der Familie praktiziert und gelehrt werden soll. Die Eltern haben Vorbildcharakter für die Kinder. Hinzu kommen nun einige Ziele der französischen Revolution, wie Freiheit und Gleichheit, die allerdings mit dem Christentum begründet werden. Doch sehen wir uns konkret die Gleichheit und Freiheit der Frauen in der Familie bei Mill u.a. an. An der

Arbeitsteilung der Geschlechter soll offenbar nichts geändert werden:

"Unterzieht sich die Frau neben dem physischen Leiden des Gebärens der Kinder und der ganzen Verantwortlichkeit ihrer Pflege und Erziehung in den ersten Jahren noch zum allgemeinen Behagen der Familie der gewissenhaften und sparsamen Verwaltung dessen, was der Mann erwirbt, so übernimmt sie nicht allein ihren redlichen, sondern gewöhnlich den ungleich größeren Teil der körperlichen und geistigen Anstrengungen, welche ihre gemeinschaftliche Existenz erfordert." (ebd., 80)

Unter diesen Voraussetzungen lehnen Mill u.a. die Berufstätigkeit der Frau ab. Die komplementäre Aufgabenteilung wollen auch sie beibehalten, geändert werden sollen die juristischen Voraussetzungen einer Ehe, damit sich die Frau nicht mehr der Willkür ihres Mannes unterwerfen muß. Die Verträge sollen von den Ehepartnern ausgehandelt werden, wie in einem geschäftlichen Unternehmen. Was zunächst von einem Frauenstandpunkt formuliert wird, zielt auf ein besser funktionierendes Familienleben als Voraussetzung einer christlichen Gesellschaft.

#### Frauenbewegung

In der deutschen Frauenbewegung kämpften die bürgerlichen Frauen für das Wahlrecht, Bildung, freie Scheidung. An Beispielen aus der Frauen-Zeitung von Louise Otto (aus der im folgenden zitiert wird) soll dargestellt werden, inwiefern auch die Forderungen dieser Frauen die Aufrechterhaltung der bürgerlichen Familie stützten.

In der von Ute Gerhard, Elisabeth Hannover-Drück und Romina Schmitter (1979) herausgegebenen Ausgabe äußerten sich dominant zwei Frauen zum Thema Familie, die nur mit Vornamen benannt sind, Anna und Georgine.

Anna beklagt 1849 die in den Verhältnissen liegenden Verhinderungen für Frauen, sich geistig zu betätigen.

"... doch hemmen hier die Verhältnisse jeden freien Austausch der Gedanken, und die bittersten Anzapfungen strafen die Frevlerin, die es wagen wollte, irgendein Freundschaftsbündnis mit einem Manne zu schließen, der ihre Sympathien teilt, ohne doch ihr sonst näher zu stehen." (ebd., 42)

Die herrschende Sexualmoral dient zur Verhinderung weiblicher Bildung. Das erinnert an die Vorstellungen von Rousseau und Knigge, daß die Frauen für den Anschein ehelicher Treue ebenso zuständig sein sollten wie für die eheliche Monogamie selbst.

"Die deutsche Frau, wie sie sein soll, wird ewig die heiligen Pflichten für die, denen sie in Liebe angehört, über alles stellen, und ich möchte nicht, daß man meinen Worten eine Tendenz unterlegte, welche dieser hohen Mission des Weibes irgendwie zu nahe träte; diese Pflichten aber werden wir um so freudiger erfüllen, wenn Geist und Herz frisch und frei sich bewegen und wir auch außerhalb der enggezogenen Grenzen des zurückgezogenen Lebens, einen Blick auf die schöne Welt und ihre tausendfachen Bedürfnisse zu werfen vermögen." (ebd., 44)

Der größere Einblick in die Welt soll der Familie zugute kommen. Die bürgerlichen Frauen wollen in der Lage sein, die Welt zu kennen, für die sie ihre Söhne erziehen wollen. Sie wagen nicht, an ihrem Standort in der Familie zu rütteln, immer wieder fühlen sie sich genötigt, ihre Forderungen in den Dienst der bürgerlichen Familie und damit auch dieser Gesellschaftsform zu stellen. Ihre Forderungen bleiben immanent. Auch sie bedienen sich, wie die männlichen Autoren, der Natur als Argument.

"Daß dieser Trieb nach geistigem Austausch in der Natur begründet liegt, fühlt wohl jedermann. Zu welchen unnatürlichen Mitteln er aber seine Zuflucht nimmt, wenn er gewaltsam durch die bürgerlichen Verhältnisse zurückgewiesen wird, wie dies bis jetzt namentlich in Deutschland geschieht, wo man eine Frau verwundert anstarrt, wenn sie es wagt, über irgendeine politische Begebenheit den Mund zu öffnen, das sehen wir an den traurigen Verirrungen, denen unsere größten Geister anheim gefallen sind." (ebd., 43)

Gemeint sind Frauen, die Männerkleider tragen mußten, um sich durchzusetzen. Die Natur und die Familie dienen den Frauen als Argumente im Kampf um ihre Befreiung.

"Ist erst ein Schritt zur Verbesserung unserer Lage getan und hat man dadurch versucht, der menschlichen Gesellschaft so manche Kräfte zuzuwenden, die bis jetzt unbenutzt übersehen wurden, so gewinnen alle philanthropisch gesinnten Männer bald an den weiblichen Alliierten kräftige, oft sogar mit größerer Ausdauer als sie selbst begabte Arbeiterinnen, die jedes edle Wirken mit vollem Herzen und scharfem Geiste fördern helfen werden." (ebd., 51)

Die Frauen fordern die aktive Partizipation an den gesellschaftlichen Aufgaben, auch und gerade solchen, die über

ihren familiären Wirkungskreis hinausgehen, orientiert am Projekt einer "menschlichen Gesellschaft" insgesamt und nehmen so die Männer beim Wort, allerdings nicht ohne immer wieder die Verbesserungen für die Familie und die Männer zu betonen, die diese partielle Frauenbefreiung mit sich brächte. Dafür sollten sie "ein offenes Herz, einen empfänglichen Geist sich aneignen, um das große Losungswort der Zeit, ein freies und kräftig gesinntes Geschlecht heranzubilden, mit allem Feuer der Seele in sich aufzunehmen." (ebd., 52)

Der Zugang zu geistiger Betätigung der Frauen soll ihren Kindern zugute kommen oder überhaupt die Möglichkeit der Erziehung durch die Mütter schaffen, statt sie aus Inkompetenz und Überforderung an bezahlte Kräfte zu geben. Damit sind die Forderungen der Frauen immer noch im Rousseauschen Rahmen angesiedelt, worin die Eltern die Erziehung der Kinder selbst in die Hand nehmen sollten. Allerdings ist heimlich, still und leise die Forderung nach der väterlichen Erziehung, zumindest der Söhne, verschwunden mit dem Effekt, daß sich die Frauen überfordert fühlen.<sup>18</sup> Zugleich aber dient dieser Mangel auch als Anknüpfungspunkt, mehr mentale Freiheit für bürgerliche Frauen zu fordern und durch die Gründung von Institutionen selbst zu installieren, wie es eine Autorin vorschlägt:

"So möge denn alles, was sich durch Geist, Herz, Bildung und Geburt bevorzugt weiß, schwesterlich sich die Hand bieten, und sie alle mögen es öffentlich kundtun, wenn sie ergriffen sind von der Idee, auf irgendeine Weise bei dem gemeinschaftlichen Streben sich zu betätigen; sie mögen zeigen, daß sie sich berufen fühlen, eine glücklichere Stellung für ihre durch geistige Arbeit niedergedrückten Schwestern herbeizuführen und denen eine größere Wirksamkeit zu eröffnen, die sich nach einem Wirkungskreise und nach erhöhter Geistestätigkeit sehnen." (ebd., 53)

Dies ist ein solidarisches Konzept unter Frauen ähnlicher gesellschaftlicher Stellung, die Frauen selbst versuchen in einer Art Schneeballprinzip ihrem Mangel an Bildung entgegenzuwirken. Indem die Frauen für eine Verbesserung der Gesellschaft kämpfen, setzen sie sich für Reformen in der Familie ein und damit für ihr Geschlecht.

Erinnert sei an den Sinn der Verbreitung der bürgerlichen Familienform. Ziel war es, eine christliche Gesellschaft

unter Abschottung negativer Einflüsse zu errichten, wie "geistloser Dienstboten" zur Erziehung der Kinder. So setzte das Gesellschaftskonzept letztlich auf die Subjekte, die Familienmitglieder. Darin lag zugleich Behinderung und Chance für Frauen. In die Familie gesperrt, womöglich in ländlicher Einöde, bekamen sie nur wenig mit von der Welt, in der sie lebten. Familie wurde zum Kerker für Frauen, aber als Verantwortliche für die Familienmitglieder sahen sie sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen und forderten so mehr Einblick für sich selbst, um ihre Aufgaben besser erfüllen zu können. Die enge Verknüpfung von Familie und Staat wurde nicht in Frage gestellt. Das Rousseausche Konzept stellte eine Skizze dar, die auch die Frauen erweitern und ergänzen wollten:

"Durch die Familie allein ist die Grundreform möglich, von welcher die politische, soziale und kirchliche ausgehen kann, ohne diese Grundreform aber ist jede andere eine absolute Unmöglichkeit." (ebd., 127)

Des weiteren sieht die Autorin Georgine Bildung als Voraussetzung für Freiheit an, erstere könne wiederum nur in der Familie erreicht werden. Damit aber befinden sich die Frauen an zentraler Stelle in der Gesellschaft, denn es seien die Frauen, "welche auf das Familien-Leben den meisten Einfluß ausüben" (ebd.).

"Unter Reform der Familie verstehe ich nicht ein Auflösen oder Zerreißen ihrer heiligen Bande, im Gegenteil das Befestigen und Erneuern derselben, wo sie locker geworden sind, aber auch ihre Ausdehnung und Erweiterung auf die Familie im weiteren Sinne des Worts, nämlich auf die Gesellschaft und den Staat." (ebd., 128)

Familie und Gesellschaft bzw. Staat werden hier fast gleichgesetzt. Worin werden nun die Probleme gesehen?

"Legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns selbst: ob wir bis jetzt unsere Pflichten gegen den Staat, dessen Bürgerinnen auch wir sind, gegen die Gesellschaft, der auch wir angehören, erfüllt? und die Mehrzahl wird sich sagen müssen, daß wir diese Pflichten teilweise gar nicht gekannt, noch weniger aber ihnen genügt haben; ja wir konnten sie nicht einmal erfüllen, denn dazu mußten wir geistig frei sein; wir aber sind Sklavinnen - dreifache Sklavinnen, die der anerzogenen Vorurteile, die unserer eigenen geistigen Trägheit und die der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse." (ebd., 127)



Die Autorin denkt, daß die Frauen (aufgrund der genannten drei hervorgehobenen Gründe) ihren Pflichten in der Familie nicht bestmöglich nachgekommen sind. Zu den Aufgaben, die unzureichend erfüllt würden, gehört in erster Linie die Kindererziehung. "Sie ist die heiligste Pflicht, das Hauptelement des Weibes, sie legt den Grundton in die Seele des Menschen" (ebd., 128). Die Autorin macht den Mangel am Beispiel der Erziehung von Töchtern fest, die mit der Amme beginnt, gefolgt von der fremden Bonne und der Pensionsanstalt. Sie vermißt darin sowohl die Liebe der Mutter als auch die Vorbereitung der Töchter auf das erstrebte Familienleben. Die Ehe der Töchter wäre dann oft die Folge der Langeweile des elterlichen Familienlebens. Sie würden oft versuchen, ihr zu entgehen, indem sie den ersten vorgeschlagenen Heiratskandidaten ehelichen, freiwillig, auch wenn sie ihn nicht lieben. Die Autorin sieht hierin einen Grund für das eheliche Unglück vieler Frauen.

Ein zweiter Aufgabenbereich für Frauen wird in der Wohltätigkeit gesehen; wer die Familienmitglieder nicht liebt, kann auch die Armen nicht lieben. Die Verachtung der Armen aber hindere Frauen daran, zu erkennen, "daß sich ihnen hier ein weiter, schöner Wirkungskreis bietet, daß sie hier die Leere ihres Herzens durch Wohltun ausfüllen und ihre Langeweile bannen können; ihr Leben würde nicht so arm an wahren Freuden, nicht so zwecklos dahingehen." (ebd., 129) Thematisierte Rousseau noch die unterschiedliche Verteilung von Eigentum und eine Verantwortung der Besitzenden, sich um die Existenz der Armen zu kümmern, erscheint hier die Wohltätigkeit als sinnvolle Beschäftigungstherapie für gelangweilte Bürgersfrauen. Allerdings fügt die Autorin hinzu: "Dadurch würde nicht allein eine glückliche Verschmelzung der Stände befördert, sondern auch durch die natürlichsten Mittel auf Bildung der unteren Volksklassen hingewirkt werden." (ebd.)

"Laßt uns in die Hütten der Armen treten und dorthin Trost und Hoffnung bringen, Freiheit und Vaterlandsliebe laßt uns predigen, den jetzt stumpf dahin lebenden Menschen aufklären über seine Bestimmung und seine Würde, ihn auf jede Art zu bilden, zu veredeln suchen und allen ein gemeinsames Ziel vorführen." (ebd., 132)

Auffällig ist, daß die Befreiung der bürgerlichen Frauen aus ihrer geistigen Enge hier zugleich als zu verallgemeinernde für die unteren Schichten gedacht wird. Aufklärung und Bildung werden letztlich für alle, die davon ferngehalten werden, gefordert - allerdings gemäß den Orientierungen aus dem Bürgertum. Einerseits erheben sich die BürgerInnen über die Armen, indem sie an die zu leistende Wohltätigkeit appellieren, andererseits beziehen sie die Armen in ihre Vorstellungen von Befreiung mit ein.

Die Autorin formuliert noch eine weitere zu reformierende Aufgabe von Frauen in der Familie: die interessante Gestaltung des familiären Alltags für den Mann. Nicht die körperliche Entspannung steht im Vordergrund, sondern die geistige Anregung:

"Der Mann, welcher sich nur von häuslichen Kleinigkeiten unterhalten sieht, kein Verständnis für höhere, ihn beschäftigende Interessen findet, langweilt sich endlich, selbst wenn die Ehe aus Liebe geschlossen wurde, im häuslichen Kreise, und sucht Verständnis und Unterhaltung bei anderen, wendet sich zu diesem Zwecke in ein Bier- oder Kaffee-Haus oder findet, im schlimmeren Falle, eine seinen Geist befriedigendere Frau, und das dadurch oft gänzlich gestörte Familien-Glück ist die Schuld der ungenügenden Geistesbildung seines Weibes." (ebd., 132)

Deutlich wird die Verantwortlichkeit der Frauen für das Familienleben insgesamt. Hält der Mann es dort nicht aus, liegt es an der Frau. Bildung wird hier zu einem Allheilmittel für die Frau selbst, die ihren mentalen Horizont erweitert, für die Schaffung familiären Glücks und damit auch für eine besser geregelte Gesamtgesellschaft unter Abbau ständischer Schranken und Bildungsunterschiede. Damit aber bauten gerade die Frauen der bürgerlichen Frauenbewegung an ihrem Schicksal kräftig mit, indem sie das von den Männern für sie bestimmte Zahnrad im gesamtgesellschaftlichen Räderwerk akzeptierten.

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Gemäß den Idealvorstellungen sollten Frauen überall in der Familie mitsprechen, aber per Gesetz waren sie Sklavinnen. Beide Partner durften sich frei wählen, aber die Frauen hatten kaum Auswahl. Die Ehe sollte sich auf Liebe gründen, die aber realistischerweise nicht als dauerhaft angenommen wurde wie die Ehe. Der Kampf der Frauen richtete sich gegen explizite

Verbote, gegen Einschränkungen von Frauen und dagegen, die in der Regel von Frauen ausgeübten Arbeiten als naturgegeben weibliche zu postulieren. Trotzdem argumentierten die Frauen selbst mit Natur (vgl. z.B. Mary Wollstonecraft).

Dennoch läßt sich als These festhalten: Die Frauen konservierten den gesellschaftlichen Sinn von Familie länger als die Männer. Letztere wandten sich ihren Geschäften zu, so daß für Frauen die Aufgabe blieb, das Familienleben so zu gestalten, daß sich Männer darin wohlfühlten. Die Praxis väterlicher Erziehung muß, wenn überhaupt, von kurzer Dauer gewesen sein.

Indem die Frauen vor allem für mehr und bessere Bildung - neben dem Wahlrecht - kämpften, trugen sie auch zur Stagnation der Frauenbewegung bei, insofern als der Zugang von Frauen zur Universität, bereits als Ziel aller Kämpfe gesehen werden konnte, insbesondere von den jungen Frauen (vgl. Ute Gerhard 1990b). Das Herausgreifen einzelner Aspekte von Frauenunterdrückung schuf zwar einen breiteren Zugang zu gesamtgesellschaftlichen Entscheidungen für Frauen insgesamt, ließ aber die grundlegenden, mit der Gesellschaftsform verwobenen Geschlechterverhältnisse unberührt.

Zu lernen wäre für die Frauenbewegungen aus dieser Geschichte, daß es keine Frauenbefreiung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft geben kann, daß der Blick bei einzelnen wichtigen Forderungen immer auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung gerichtet sein muß, damit die Ebene bloßer Reformen transzendiert werden kann.

Aber nicht nur die Theoretikerinnen und Politikerinnen bürgerlicher Frauenbewegungen reproduzierten das bürgerliche Familienprojekt, sondern auch Schriftstellerinnen. Nach Leonore Davidoff und Catherine Hall (1987) waren Lyrik und Prosa wichtige Transportmittel der Verbreitung des Familienbildes und der Auseinandersetzung mit familiären und religiösen Fragen.

Lou Andreas Salomé: "Das Haus"

Die Kraft des von Rousseau formulierten Familienbildes kommt noch in dem Roman: "Das Haus" von Lou Andreas-Salomé, 1904 geschrieben und 1921 veröffentlicht, deutlich zum Ausdruck.

Darin wird der Alltag einer vierköpfigen Familie (einem Elternpaar und zwei fast erwachsenen Kindern) beschrieben, die am Rande einer Kleinstadt in einem Haus wohnt. Die Mutter, Anneliese, tritt als strategische Vermittlerin zwischen dem Vater und dem Sohn auf. Balduin soll studieren - Literatur und Geschichte (ebd., 42), hat aber Neigung und Talent zum Dichter. Anneliese unterstützt die Entscheidung des Sohnes und überzeugt letztlich auch ihren Mann.

Einen zweiten Konfliktstrang bietet die Ehe der Tochter Gitta, die ihre spontane Leidenschaft zu Markus durchsetzt, den sie sehr jung heiratet. Schon bald nach der Hochzeit ist sie mit dem Eheleben und dem damit verbundenen steten Zusammensein mit ihrem Mann nicht einverstanden und flüchtet sich zu ihren Eltern. Hier wirken Gespräche klärend, bis das Paar schließlich wieder zusammenfindet.

Den Sorgen um die Kinder enthoben, verbleiben der Mutter nur wenige Aufgaben - eine weitere Schwangerschaft verspricht ein neues Mutterglück.

Der Roman stellt die späte Ausmalung der Skizze eines Familienlebens dar, wie es Rousseau sich wohl vorstellte: Eltern, die sich verantwortlich und liebevoll um die Zukunft ihrer Kinder kümmern und letztlich mit ihnen gemeinsam die Probleme lösen, eine Paarbeziehung der Eltern, die arbeitsteilig gestaltet ist (der Vater arbeitet in einer Klinik, die Mutter im Haus) und in der Entscheidungen im gegenseitigen Einvernehmen getroffen werden. Auch die von Rousseau u.a. geforderte philanthropische Haltung wird nicht ausgespart. Sie gehört zu den Aktivitäten von Anneliese, die sich sowohl um eine vagabundierende Alte kümmert als auch um die Dienstboten, die mit auf dem Anwesen der Familie leben. Auch die Meinung dieses Dienstbotenpaares wird berücksichtigt.

Doch dieser Roman, diese leuchtend kolorierte Familiendylle ist ein Lufthaus. Sabina Streiter (1987) erläutert aufgrund der Tagebücher der Schriftstellerin, welche realen Personen im Leben der Lou Andreas-Salomé für die Romancharaktere Pate gestanden haben.

"Zum Konzept vermerkte sie 1917 im Tagebuch, 'die treibende Kraft beim Niederschreiben von >das Haus<' sei gewesen, 'wirkliche Menschen (nahe und unnahe) unter strenger Bindung an ihre psychische Wirklichkeitsgestalt in total veränderte, mehrfach gegensätzliche Schicksalsverhältnisse zu bringen (auch im Lebensalter etc. möglichst verändert). Hieraus entstand wohl die Erzählung.'" (ebd., 241)

Der Sohn, Balduin, ist Rainer Maria Rilke nachempfunden. Von ihm ist sogar ein Auszug aus einem seiner Briefe an die Schriftstellerin in das Romangeschehen eingebaut. Aber die Herkunftsfamilie Rilkes sah anders aus, seine Eltern lebten getrennt (ebd., 243).

Vorbild der Mutter, Anneliese, ist die Freundin Helene Klingenberg, deren unglückliche Ehe im Roman in eine glückliche und ausfüllende transformiert wird.

"Der Ehemann von Anneliese, Frank Branhardt, ist 'frei erfunden' (Mitteilung an Ernst Pfeiffer)" (ebd., 242).

In der Tochter, Gitta, habe sich die Schriftstellerin selbst portraitiert. Die "kindliche Unbekümmertheit" soll ein "Wesenszug" von Andreas-Salomé gewesen sein (ebd., 234 f.). Selbst die Episode mit dem geborgten Wecker als Liebespfand eines Verehrers (von Gitta einfach vergessen) soll der Schriftstellerin widerfahren sein (ebd., 244). Doch ihre Ehe wurde nicht am Ende glücklich wie die der Gitta im Roman, im Gegenteil. Da eine offizielle Trennung auf Wunsch des Ehemannes nicht in Frage kam, bewohnte das Ehepaar zwei unterschiedliche Stockwerke in demselben Haus, so daß die Ehe zwar bestehen blieb, aber beide ihre eigenen Wege gingen.

Das Vorbild für Markus Mandelstein, Gittas Ehemann, war eine weitere Liebe von Andreas-Salomé, der Internist Friedrich Pineles. Mit ihm wäre sie gerne eine Ehe eingegangen, tat es aber nicht aus Angst vor ihrem Ehemann.

Die im Roman zu einer glücklichen Familie vereinten Personen haben in ihrer Biographie alle eine solche nicht erlebt - im Gegenteil. Die familiäre Idylle ist ein ausgedachter

Traum, wie er auch von Rousseau hätte geschrieben sein können. Familie steht hier für eine Sehnsucht nach einem anderen Leben, vergleichbar der Liebe im Mittelalter, die immer erstrebt aber nie erreicht werden durfte, sondern die Legitimation ihrer Existenz aus der Sehnsucht bezog. Mit der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft und den Familien als ihren Pfeilern, mußte aus der Sehnsucht nach Liebe, eine realistische und lebbare Liebe für den Alltag werden. An die Stelle der irrationalen Aspekte der Minne scheint das bürgerliche familiäre Glück getreten zu sein, ewig erstrebt, niemals erreicht.

Der Leere der unerfüllten Liebe und der als lasterhaft geltenden Polygamie wurde ein christliches, philanthropisches Gesellschaftsbild entgegengesetzt, woran die Geschlechter gemeinsam und komplementär bauen sollten. Das gesellschaftliche Ziel ging verloren, aber das familiäre Projekt blieb erhalten. Seine Begründung allerdings wird heute noch in der Liebe gesehen – in der erfüllbaren.

Die Unerfüllbarkeit des Familienmodells wird zum Katalysator der Träume und des Strebens nach Glück. Das bürgerliche Familienideal (Rousseauscher Orientierung) sollte sich verbreiten und verbessern, so daß sich jede eigene Familie positiv von der Herkunftsfamilie unterscheiden sollte.

Die direkte Verknüpfung von bürgerlicher Gesellschaft insgesamt und Familie durch ihre lokale Trennung von den außerfamiliären Bereichen trägt dazu bei, in den bestehenden Formen verbleiben zu können. Die Fragen der Regelung der Produktion des Lebens und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wurden so in ein Gesellschaftsmodell eingeschlossen, daß sie im Innern der Familie reformierbar wurden, aber an den grundlegenden gesellschaftlichen Strukturen nichts verändert werden muß(te).

Das Rousseausche Familienkonzept durchzieht die Entwicklung der letzten 230 Jahre, wenn nicht in der Realität, so in den Wünschen und Vorstellungen der einzelnen als optimale Zusammenlebensform der Generationen und Geschlechter. Zwar wurden die Möglichkeiten der freien Partnerwahl zunehmend breiter für beide Geschlechter, aber dennoch basiert das Konzept des Zusammenlebens (ob nun mit oder ohne Ehever-

trag) darauf, daß eine Lebensweise der beiden Partner die andere orientiert und dominiert.<sup>19</sup>

Indem man sich für die eigene Familie einsetzt, leistet man einen Beitrag zur Gesamtgesellschaft, so daß weder die innerfamiliären Regelungen noch die gesellschaftlichen in Frage gestellt werden müssen.

#### **Bürgerliche Familienfesseln - ein Resümee**

Auch die Erweiterungen und Reformen des Rousseauschen Konzepts der bürgerlichen Familie, wie sie die Nachfolgenden, insbesondere Mill u.a., Wollstonecraft oder Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung, in ihren kritischen Ansätzen vertraten, bewegten sich innerhalb der von Rousseau angelegten Strukturen. Selbst die Frauen, die sich zu ihren familiären Aufgaben noch weitere gesellschaftliche Bereiche dazu erobern wollten, kritisierten weder die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung noch die private Form der Regelung von Kindererziehung und Haushalt. Die Veränderungen, für die sie kämpften, insbesondere zusätzliche Bildung, forderten sie nicht dominant für ihre eigene Entwicklung, sondern zum Wohle der Familie, vor allem ihrer Kinder.

Weniger die Realität schien das bürgerliche Kleinfamilienprojekt zu lancieren als vielmehr die Wünsche und Vorstellungen von einem "glücklichen" Familienleben in den Köpfen von Männern und Frauen. Es ist zu vermuten, daß dieses Bild eben deshalb so wirksam sein konnte, weil es in der Realität so selten vorkam, wie an den Charakteren aus dem Roman von Lou Andreas Salomé exemplarisch gezeigt wurde. Da jedes Individuum die Möglichkeit hatte, sich ein harmonisches Familienleben vorzustellen und es anzustreben, wurden die einzelnen tatsächlich zu aktiven GestalterInnen ihrer Pläne, ohne gesellschaftlich viel verändern zu müssen. Die Träume vom besseren Leben wurden in die eigenen vier Wände gesperrt, für die Frauen unter Ausschluß eines großen Teils gesamtgesellschaftlichen Lebens überhaupt.

Das Familienkonzept des Jean-Jacques Rousseau entstand in einer Zeit, als sich der Kapitalismus als Wirtschaftsform

erst zu entwickeln begann, so daß es in den Vorstellungen von Rousseau eher ums ökonomische Überleben der bürgerlichen Familienmitglieder ging als um das Streben nach Profiten um der Profite willen.

Das gesamtgesellschaftliche Projekt einer christlich-philantropischen Gesellschaft, an der die einzelnen bauen sollten, ist im Kontext der politischen und ökonomischen Entwicklungen im Zuge der Produktivkraftentwicklungen in Europa in den Hintergrund getreten. Die Behauptung, daß die bürgerliche Familie die Keimzelle des Staates sei, wurde zum Common sense - auch in der Soziologie (vgl. z.B. Max Horkheimer 1936). Sicherlich trug das Aufstreben des Bürgertums auch zur Verbreitung seiner Familienform bei, so daß diese Form zu der Form überhaupt werden konnte. Zugleich wurde die bürgerliche Familienform ständig gegen Kritik verteidigt. Das ging soweit, daß sich jede kritische Stimme, wie die von der Autorin Georgine in der Frauenzei- tung der Louise Otto (wie gezeigt) erst einmal explizit gegen die Unterstellung abgrenzen mußte, die bürgerliche Familie abschaffen oder auflösen zu wollen, selbst wenn es nur um Reformen ging. Der Vorwurf der Auflösung hing wie ein Damoklesschwert über jedem, der es wagte zu kritisieren. In diesem Für und Wider die bürgerliche Familie verschwanden schon im 19. Jahrhundert die Fragen nach dem Zusammenhang von Staat und Familie, der Art und Weise der Regelung der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens, der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Der Diskurs um "Erhalt" und "Auflösung" von Familie, der bis in die Gegenwart in der Familiensoziologie dominiert(e), hat seinen Ursprung in Debatten, die bis zu 200 Jahre alt sind.

Die Frauen folgten in ihren Argumentationen letztlich Rousseau, wenn sie sich ebenfalls auf ihre Natur beriefen, um so z.B. mehr Bildungsmöglichkeiten für Frauen zu fordern und bauten so selbst mit an den Gefängnismauern, die sie schon umgaben.

Nicht nur sitzt das ganze weibliche Geschlecht in der Familie gefangen, sondern auch jede einzelne Frau, da es z.B. für die Kinderversorgung kaum eine humane Möglichkeit gibt, die ohne die Zuständigkeit der versorgenden Mutter aus-



kommt. So können sich die Kämpfe der Frauen für gesellschaftliche Regelungen der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens nur vorwiegend auf die Zukunft richten, für die eigene Situation kommen sie nicht mehr zur Geltung. Die bürgerlichen Diskurse haben es geschafft, die Kinderfrage zirkulär an die Frauenfrage zu binden.

Hier stellt(e) sich die Situation für Frauen in sozialistischen Ländern anders dar, wie in der Einleitung beschrieben. Ein Versuch, der bürgerlichen Kleinfamilie produktive Alternativen entgegenzustellen, findet sich bei den wissenschaftlichen SozialistInnen. Problematisch ist jedoch die Art und Weise ihrer Analysen und Kritiken an der bürgerlichen Familie. Doch zunächst soll ihr Projekt dargestellt werden. Nahm die Entwicklung der bürgerlichen Familienform in Rousseaus Vorstellungen ihren Anfang, kommt für die sozialistische Familienform Marx und Engels diese Position zu.

#### SOZIALISTISCHE FAMILIENPROJEKTE

Auch Marx und Engels mußten sich zunächst im "Kommunistischen Manifest" (1848) mit dem Vorwurf auseinandersetzen, die Familie auflösen zu wollen:

"Aufhebung der Familie! Selbst die Radikalsten ereifern sich über diese schändliche Absicht der Kommunisten. Worauf beruht die gegenwärtige, die bürgerliche Familie? Auf dem Kapital, auf dem Privaterwerb. Vollständig entwickelt existiert sie nur für die Bourgeoisie; aber sie findet ihre Ergänzung in der erzwungenen Familienlosigkeit der Proletarier und der öffentlichen Prostitution. Die Familie des Bourgeois fällt natürlich weg mit dem Wegfallen dieser ihrer Ergänzung, beide verschwinden mit dem Verschwinden des Kapitals." (MEW 4, 478)

Aus diesem Zitat wurde oft herausgelesen, die Klassiker des Marxismus hätten die Familie auflösen wollen. Zumeist habe sich, nach Heinz Niggemann (1981), die SPD darauf beschränkt, den Vorwurf, Ehe und Familie abschaffen zu wollen, zurückzuweisen (ebd. 242). Gabriele Strecker kritisierte Marx 1965 "die Axt an die Wurzeln der Familie" im Kommunistischen Manifest gelegt zu haben (zit.n. Heinz Niggemann 1981, 238). Auch in neueren Texten<sup>20</sup> von Sozialistinnen finden sich ähnliche Lesweisen:

"In Marxist thought as a whole the family occupies a vexed position. The Communist Manifesto calls for 'the abolition of the family', but such calls have tended to be transmuted into the far weaker project of abolishing the bourgeois family in favour of a proletarian, socialist family."<sup>21</sup> (Michele Barrett 1983b, 161)

Tatsächlich aber ging es um den "Wegfall" der bürgerlichen Familie, der Prostitution und der "Familienlosigkeit der Proletarier". Gedacht war an eine neue Familienform. Hier zeigt sich, wie sehr die bürgerliche Familie in den Vorstellungen zur einzig denkbaren Familie geworden ist.<sup>22</sup>

Vorschläge für alternative Regelungen der Aufgaben der Produktion des Lebens auszuarbeiten ist Marx und Engels nur zu einem kleinen Teil gelungen. Das liegt daran, so ist zu vermuten, daß insbesondere Marx es nicht mehr geschafft hat, die bürgerliche Familienform wissenschaftlich und kritisch zu analysieren, seine Arbeiten, die mit den ethnologischen Exzerpten begannen, fortzuführen.

Im folgenden soll zunächst ihr Vorgehen dargestellt werden, auch um die Forschungslücken in den Werken der Klassiker aufzuspüren, und um die Konsequenzen, die daraus für die Arbeiterbewegungen und ihre Familienkonzepte bis hin zu den Entwicklungen in (ehemals) sozialistischen Ländern resultierten, kritisch zu beleuchten. Denn schließlich sperrten letztlich auch die Sozialistinnen die Frauen in die Familien ein, allerdings auf andere Weise als die BürgerInnen und aus anderen Gründen (vgl. Barbara Ketelhut u.a. 1984).

**Karl Marx und Friedrich Engels:**

"... bis die Gleichheit der Geschlechter erreicht ist."

Marx und Engels stellen sich die Frage nach der Form, in der Leben reproduziert wird, bereits 1845/46 in der "Deutschen Ideologie" (MEW 3, 29), aber am treffendsten formuliert dies Engels 1884 im Vorwort zu: "Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats":

"Nach der materialistischen Auffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Moment in der Geschichte: die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens. Diese ist aber selbst wieder doppelter Art. Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazu erforderlichen Werkzeugen; andererseits

die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung. Die gesellschaftlichen Einrichtungen, unter denen die Menschen einer bestimmten Geschichtsepoche und eines bestimmten Landes leben, werden bedingt durch beide Arten der Produktion; durch die Entwicklungsstufe einerseits der Arbeit, andererseits der Familie." (MEW 21, 28)

Marx und Engels setzen die Analyse von Familie gleichrangig zur Analyse der Produktion der Lebensmittel in der Arbeit, zum bestimmenden Moment in der Geschichte. Engels bestimmt in: "Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" zwei in der Forschung und Praxis zu verfolgende Linien, die gleichberechtigt nebeneinander stehen und sich gegenseitig bedingen. Bekanntermaßen ist die erste Art der Produktion im Marxismus bedeutend dominanter verfolgt worden als die zweite, oft genug unter deren Marginalisierung und zu Lasten der Entwicklungsmöglichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts. Die Vorstellung der Gleichrangigkeit von Arbeit und Familie für die "materialistische Auffassung" hat entweder kaum Beachtung gefunden oder wurde als ein Irrtum von Engels angesehen, auf den die französische Edition von Engels Schrift: "Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats" in einer Fußnote hinweist:

"Beweging Engels einen Irrtum, als er die Produktion von Lebensmitteln und die Produktion von Menschen auf dieselbe Stufe stellte? Dies bringt die redaktionelle Fußnote der französischen Ausgabe zum Ausdruck, in der es heißt, daß diese Gleichstellung 'unrichtig' sei. Das bedeutet, daß eine Produktion Vorrang hat vor allen anderen, nämlich die der menschlichen Energie oder, im kapitalistischen System, der Arbeitskraft." (Claude Meillassoux 1975, 7)

Hier hatte sich offensichtlich schon eine Lesweise im Marxismus durchgesetzt, die Folgen haben sollte, nicht einzig für das ganze weibliche Geschlecht, sondern für Staats- und Regierungsformen ganzer Länder. Diese Lesweise ist so dogmatisch, daß sie den Klassikern vorwirft, sie hätten sich über sich selbst geirrt. Die Vorstellung, daß die Klassiker des Marxismus schon alles erforscht hätten, was gesellschaftlich relevant ist, mag auch mit dazu beigetragen haben, daß so undifferenziert in sozialistischen Vorstellungen mit Familie umgegangen werden konnte (vgl. Barbara Kettelhut u.a. 1984).

Doch soll zunächst festgehalten werden, was Marx und Engels zur Familienforschung beigetragen haben. Sie erläutern, warum wir nicht von "der" Familie sprechen können: "Die Bourgeoisie gibt historisch der Familie den Charakter der bürgerlichen Familie." (MEW 3, 164) Familie hat sich verändert, wie sich die Gesellschaft verändert hat; so konstatiert Marx (in: "Die ethnologischen Exzerptheften" zu Morgan) eine Zeit in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, in der es noch keine Familienform gab: "Aller Ältestes: Hordenwesen mit Promiskuität; keine Familie; hier kann nur Mutterrecht irgendwelche Rolle spielen." (ebd., 132) Marx und Engels versuchen, anders als Rousseau und seine Nachfolgenden, Familie nicht als natürliche Zusammenlebensform zu postulieren, sie gehen vielmehr von ihrer sozialen Konstituiertheit aus. In ihren Analysen gehen sie zurück bis in die Urgesellschaft, um die gesellschaftliche Gewordenheit der sich entwickelnden Familienformen in ihren sozialen Kontexten zu eruieren.

#### Monogamie:

In den ethnologischen Exzerptheften von Marx sieht Engels ein Vermächtnis, auf dessen Grundlage er Familienformen im Zusammenhang mit der Entwicklung von Produktionsformen und Verwandtschaftsbeziehungen rekonstruiert und analysiert (MEW 21). Er folgt Marx (und damit Morgan) in der Annahme eines Zusammenhanges von Familie und Verwandtschaftsbeziehungen, wonach die letzteren beständiger sind als Familienformen, so daß sich demnach Rückschlüsse ziehen lassen von vorfindlichen Verwandtschaftsbeziehungen zeitgenössischer "primitiver" Völker auf Familienformen, die nicht mehr vorzufinden sind.

Sich an die von Morgan entwickelten Zivilisationsstufen (Barbarei, Wildheit, Zivilisation) haltend, stellt Engels die historische Entwicklung von Familie in der Urgesellschaft dar, wobei er die letzten drei Stufen zur Paarungsfamilie zusammenfaßt, die Marx (in den ethnologischen Exzerptheften) ausdifferenziert:

1. Blutsverwandtschaftsfamilie (mit unterschiedslosem Geschlechtsverkehr zwischen leiblichen und collateralen Brüdern und Schwestern),
2. Punalua-Familie (mit der Tendenz, die Ehe zwischen Brüdern und Schwestern zu verhindern),
3. syndiasmische Familie: "Heirat zwischen einzelnen Paaren, jedoch ohne exklusive Cohabitation" (Die ethnologischen Exzerptheft, 168),
4. patriarchale Familie: "Organisation einer Anzahl von Personen, abhängigen und freien, in einer Familie unter väterlicher Gewalt zum Zweck der Landnahme und um Schafe und Herden zu versorgen" (Die ethnologischen Exzerptheft, 158),
5. monogame Familie.

Privateigentum und Vererbung sind für Marx und Engels wichtige Elemente, die zur Entstehung der "Paarungsfamilie" beigetragen haben, wobei sie den Wunsch nach Vererbung von Eigentum als treibend für die Veränderung der Erbfolge von der weiblichen zur männlichen Linie ansehen. Engels verfolgt insbesondere die Entwicklung der Monogamie zurück bis in die "mittlere Barbarei", von der Promiskuität bis zur Einzelehe. Er geht von einer kommunistischen Urhaushaltung aus, in der die beiden Arten der Produktion des Lebens und der Lebensmittel noch nicht getrennt gewesen sind. "Jede Urfamilie mußte spätestens nach ein paar Generationen sich spalten. Die ursprüngliche kommunistische Gesamthaushaltung, die bis tief in die mittlere Barbarei hinein ausnahmslos herrscht, bedingte eine, je nach den Verhältnissen wechselnde, aber an jedem Ort ziemlich bestimmte Maximalgröße der Familiengemeinschaft." (MEW 21, 45)

Nach Engels' Vorstellungen wird aber nicht nur durch die Form der Wirtschaft Einfluß auf die Entwicklung von monogamen Familienformen genommen, hinzu kommt "der Drang der Verhinderung von Inzucht", der sich "aber und abermals geltend, aber ganz naturwüchsig-tastend, ohne klares Bewußtsein des Ziels" macht (MEW 21, 50). So sind Gruppenehen zunehmend unmöglich und durch die "Paarungsfamilie", Vorstufe der monogamen Einzelfamilie, verdrängt worden.

"Die Entwicklung der Familie in der Urgeschichte besteht somit in der fortwährenden Verengerung des ursprünglich den ganzen Stamm umfassenden Kreises, innerhalb dessen eheliche Gemeinschaft zwischen den beiden Geschlechtern herrscht." (MEW 21, 52)

Engels geht davon aus, daß in der kommunistischen Urhaltung die "Vorherrschaft der Weiber" verbreitet gewesen ist, da diese meist derselben Gens angehört haben, während die Männer auf verschiedene Gentes verteilt gewesen sind. Über die Entstehung der "Paarungsfamilie" an der Grenze zwischen den beiden Stufen "Wildheit" und "Barbarei" sind sich Marx und Engels einig, doch die Gründe für ihre Forcierung sehen sie geschlechtsspezifisch unterschiedlich. Engels legt sie dem mutmaßlichen Verhalten der Frauen zugrunde:

"Bachofen hat .. unbedingt recht, wenn er durchweg behauptet, der Übergang von dem, was er 'Hetärismus' oder 'Sumpftezeugung' nennt, zur Einzelehe sei zustande gekommen wesentlich durch die Frauen. Je mehr mit der Entwicklung der ökonomischen Lebensbedingungen, also mit der Untergrabung des alten Kommunismus und mit der wachsenden Dichtigkeit der Bevölkerung, die altherkömmlichen Geschlechterverhältnisse ihren waldursprünglich-naiven Charakter einbüßten, um so mehr mußten sie den Frauen erniedrigend und drückend erscheinen; um so dringender mußten sie das Recht auf Keuschheit, auf zeitweilige oder dauernde Ehe mit nur einem Mann, als eine Erlösung herbeiwünschen. Von den Männern konnte dieser Fortschritt ohnehin schon deshalb nicht ausgehen, weil es ihnen überhaupt nie, auch bis heute nicht, eingefallen ist, auf die Annehmlichkeiten der tatsächlichen Gruppenehe zu verzichten. Erst nachdem durch die Frauen der Übergang zur Paarungsehe gemacht, konnten die Männer die strikte Monogamie einführen - freilich nur für die Frauen." (MEW 21, 57)

Engels erläutert nicht, was für die Frauen am "Hetärismus" so erdrückend gewesen sein soll und warum sie sich auf die strikte Monogamie, die nur für die Frauen gelten sollte, einließen; unklar bleibt auch, warum Engels hier Bachofen folgt und nicht Marx, der exemplarisch das Verhalten der "homerischen Griechen" beschreibt:

"Ehe von einzelnen Paaren hatte seit der früheren Periode der Barbarei existiert in Form einer Verbindung, die so lange dauerte, wie es den Gatten beliebte, wurde stabiler mit Ausbildung der Gesellschaft, mit Fortschritt durch Erfindungen und Entdeckungen zu den nächsthöheren Stufen. Der Mann fing an, eheliche Treue zu fordern, bei harten Strafen, aber er beanspruchte für sich selbst Freiheit." (Die ethnologischen Exzerptheft, 134)

Marx' Analyse ist hier deskriptiv, wo Engels moralisch argumentiert, zugleich unterschiebt letzterer die Veränderung den unterdrückten Frauen - die einzige Stelle (in MEW 21), wo Engels Frauen als Subjekte sieht. Einig sind sich Marx und Engels darin, daß die Promiskuität der Männer so alt ist wie die Zivilisation. Damit aber aus der "Paarungsfamilie", entsprungen an der Grenze zwischen Wildheit und Barbarei, eine feste "Monogamie" werden konnte, bedurfte es, nach Engels, zusätzlicher Momente (MEW 21, 57): 1. In der Gruppenehe konnte die Abstammung nur über die "weibliche Linie" verlaufen, solange nur die mütterliche Abstammung nachweisbar war (MEW 21, 47). 2. Erst mit der Möglichkeit, die Menge der Nahrungsmittel durch Viehhaltung dermaßen zu vergrößern, daß aus dem quantitativen Sprung ein qualitativer werden konnte, fand eine Revolution auf mehreren Ebenen statt. Es entwickelte sich die Vorstellung vom Privateigentum und damit der Wunsch der Vererbung, woraus die Einzelehe entsprang. 3. Das Mutterrecht ging über in Vaterrecht und damit die Herrschaft des Mannes über die Frau, weil es die Männer waren, die das Privateigentum in Herdenform entwickelten und gewährleisten wollten, daß nur ihre Kinder "die Erben" ihres Reichtums sein sollten. Die Frauen, nach Engels, einst gleichberechtigt in der Urgesellschaft, verlieren Privilegien und Rechte. Engels stellt im Resultat einen Zusammenhang her zwischen Einzelehe, männlicher Vorherrschaft, Privateigentum und dem Wunsch nach Vererbung von Eigentum.

"So tritt die Einzelehe keineswegs ein in die Geschichte als die Versöhnung von Mann und Weib, noch viel weniger als ihre höchste Form. Im Gegenteil. Sie tritt auf als Unterjochung des einen Geschlechts durch das andere, als Proklamation eines bisher in der ganzen Vorgeschichte unbekannten Widerstreits der Geschlechter." (MEW 21, 68)

Engels stellt damit die Einzelehe als die Form dar, in der die Geschlechterverhältnisse, worin die Männer die Frauen unterjochen, überhaupt erst lebbar werden, so daß zu Ende gedacht die Einzelfamilie auch die Form ist, in der diese Verhältnisse reproduziert werden. Wie der Staat sich über die Klassen erhebt und aus ihnen resultiert, erhebt sich die Einzelehe und -familie über die Geschlechter und ist

zugleich Resultat der Entwicklung der Geschlechterverhältnisse und muß von den Individuen, Männern und Frauen, immer wieder hergestellt werden.

"Der erste Klassengegensatz, der in der Geschichte auftritt, fällt zusammen mit der Entwicklung des Antagonismus von Mann und Weib in der Einzelehe, und die erste Klassenunterdrückung mit der des weiblichen Geschlechts durch das männliche." (MEW 21, 68)

Nicht nur mit der Arbeitsteilung, wie sie Marx und Engels in der Deutschen Ideologie (MEW 3, 31) beschreiben, "die ursprünglich nichts war als die Teilung der Arbeit im Geschlechtsakt", die per se noch nicht die Herrschaft des männlichen über das weibliche Geschlecht darstellt (vgl. Kornelia Hauser 1985, 74), sondern erst mit der Einzelehe und den sie bestimmenden Faktoren wird für Engels (Klassen-)Unterdrückung überhaupt denkbar. Somit hat Herrschaft überhaupt ihren Ursprung im Geschlechterverhältnis in der Einzelfamilie.

Mit der Entwicklung der Monogamie gingen nach Marx einher: die Prostitution und Vielweiberei für die Männer, die männliche Abstammungsfolge, die männliche Autorität in den Familien (vgl. Marx: Die ethnologischen Exzerptheften), Privateigentum und dessen Vererbung in männlicher Linie. Wenn sich nun die Einzelfamilie (und -ehe) zu der Institution entwickelt hat, die die Widersprüche zwischen den Geschlechtern, männliche Vorherrschaft, Frauenunterdrückung, Doppelmoral und die ungleiche Verteilung von Eigentum zwischen Männern und Frauen ermöglicht, bleibt unklar, worin Engels den großen geschichtlichen "Fortschritt" in der Entwicklung zur Einzelfamilie gesehen hat (MEW 21, 68). Monogamie wird von Engels als erstrebenswert für beide Geschlechter postuliert, ohne daß er Für oder Wider erörtert. Durch die Analyse der Entwicklung von Monogamie und der Einzelfamilie steckt Engels den groben Rahmen für die Fortpflanzung der Gattung ab, in denen die Geschlechterverhältnisse lebbar werden. Doch nur am Rande verfolgt er solche Elemente der Reproduktion des Lebens, die weder zum sexuellen (und verwandtschaftlichen) Bereich gehören, noch zu dem der Lohnarbeit. Das hat Gründe, die in der Analyse angelegt sind.



### Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung:

Engels geht von der "Vorherrschaft der Weiber" (MEW 21, 54) in der "kommunistischen Haushaltung" aus, die darin begründet gewesen sei, daß Mann und Frau unterschiedlichen Gentes angehört hätten.

"Die Teilung der Arbeit zwischen beiden Geschlechtern wird bedingt durch ganz andre Ursachen als die Stellung der Frau in der Gesellschaft." (MEW 21, 54)

Als Beispiel hierfür führt er das "hartarbeitende Weib der Barbarei" an, das als Herrin (frowa) galt. Hier wird eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Zusammenhang mit der Haushaltung festgestellt und zugleich schreibt Engels gegen einen Common sense seiner Zeit, wenn er bemerkt, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nicht die Folge des Ansehens der Frau ist. Indem er aber explizit die Geschlechterverhältnisse von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung trennt, braucht er ihre (historischen) Entwicklungen nicht mehr zu verfolgen, obwohl es ihm auch um die Aufhebung der Frauenunterdrückung geht, und zugleich verliert er die Erfüllung der Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens aus dem Blick. Die haushalterischen Aufgaben verbleiben unhinterfragt bei den Frauen, denn:

Mit der monogamen Einzelfamilie verlor "... die Führung des Haushalts .. ihren öffentlichen Charakter. Sie ging die Gesellschaft nichts mehr an. Sie wurde Privatdienst; die Frau wurde erste Dienstherrin, aus der Teilnahme an der gesellschaftlichen Produktion verdrängt. Erst die große Industrie unsrer Zeit hat ihr - und auch nur der Proletarierin - den Weg zur gesellschaftlichen Produktion wieder eröffnet. Aber so, daß, wenn sie ihre Pflichten im Privatdienst der Familie erfüllt, sie von der öffentlichen Produktion ausgeschlossen bleibt und nichts erwerben kann; und daß, wenn sie sich an der öffentlichen Industrie beteiligen und selbständig erwerben will, sie außerstand ist, Familienpflichten zu erfüllen." (MEW 21, 75)

Engels spricht zwei wichtige Aspekte an, die bis heute zur Frauenunterdrückung beitragen, die private Form, in der die Hausarbeit von Frauen geleistet wird, und den Ausschluß aus der öffentlichen Produktion bzw. die Unmöglichkeit, beide Aufgaben nebeneinander zu erfüllen. Allerdings löst er den Widerspruch zwischen privater und öffentlicher Arbeit harmonisch und dadurch strukturell zu Lasten der Frauen:

"Die Befreiung der Frau wird erst möglich, sobald diese auf großem gesellschaftlichem Maßstab an der Produktion sich beteiligen kann und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutendem Maß (Hervorhebung von B.K.) in Anspruch nimmt." (MEW 21, 158)

Doch wer bestimmt die Größe des unbedeutenden Maßes und warum soll dieses ausschließlich den Frauen vorbehalten sein? Damit sich die Frauen an der öffentlichen Produktion beteiligen können, schlägt Engels vor, die "Haushaltung" zu vergesellschaften. Grund ist aber weder die Form der Erfüllung der erzieherischen und haushalterischen Aufgaben, noch die Entwicklung beider Geschlechter in allen Bereichen; den Frauen die Erwerbsarbeit zu ermöglichen, ist für ihn alleinige Voraussetzung ihrer Befreiung.

"Mit dem Übergang der Produktionsmittel in Gemeineigentum hört die Einzelfamilie auf, wirtschaftliche Einheit zu sein. Die Privathaushaltung verwandelt sich in eine gesellschaftliche Industrie. Die Pflege und Erziehung der Kinder wird öffentliche Angelegenheit; die Gesellschaft sorgt für alle Kinder gleichmäßig, seien sie ehelich oder unehelich." (MEW 21, 77)

Engels geht hier wie selbstverständlich von einer öffentlichen Pflege und Erziehung sowie der Übernahme von Aufgaben aus dem Privathaushalt durch die Industrie aus, als sei die Veränderung der Eigentumsverhältnisse ein Garant für die Veränderung der Verhältnisse im Kontext der Privathaushalte. So muß er sich über die konkreten Regelungen familiärer Aufgaben keine Gedanken machen, z.B. darüber, ob und in welchem Ausmaß die Vergesellschaftung von Aufgaben in diesem Bereich möglich ist. Sein Blick richtet sich dominant auf die Sexualmoral, wenn er von der Thematisierung der gesellschaftlichen Versorgung aller Kinder zum Geschlechtsverkehr übergeht:

"Damit fällt die Sorge weg wegen der 'Folgen', die heute das wesentlichste gesellschaftliche - moralische wie ökonomische - Moment bildet, das die rücksichtslose Hingabe eines Mädchens an den geliebten Mann verhindert. Wird das nicht Ursache genug sein zum allmählichen Aufkommen eines ungenierten Geschlechtsverkehrs und damit auch einer laxeren öffentlichen Meinung von wegen jungfräulicher Ehre und weiblicher Schande? Und endlich, haben wir nicht gesehen, daß in der modernen Welt Monogamie und Prostitution zwar Gegensätze, aber untrennbare Gegensätze, Pole desselben Gesellschaftszustandes sind? Kann die Prostitution verschwin-

den, ohne die Monogamie mit sich in den Abgrund zu ziehn?" (ebd.)

Engels' Anliegen ist es, allgemeine Vorstellungen zum Geschlechtsverkehr und die besonderen Diskriminierungen von Frauen aufzuheben, auch wenn er sprachliche Aspekte der alten Verhältnisse reproduziert, wie die "Hingabe" der Frauen und die Zusammenbindung von Mädchen und Männern, statt Frauen und Männern. Deutlich werden die zwei Seiten der Moral in doppelter Weise: Monogamie und Prostitution bedingen sich gegenseitig und sind beide zugunsten der Männer und zu Lasten der Frauen geregelt. Aber auch hier setzt Engels die Hoffnung einzig auf die Aufhebung des Privateigentums, die sowohl den Wegfall der Prostitution bewirken sollte, da dafür keine materielle Not vorhanden wäre, als auch das Verschwinden der männlichen Doppelmoral in der Monogamie. Seine These lautet, daß sich Frauen die Promiskuität der Männer wegen der Kinder und der ökonomischen Abhängigkeit vom Mann gefallen lassen. Wenn dies wegfällt, würden Männer monogam, so seine Schlußfolgerung, ohne zu analysieren, warum die Männer auf dieses Verhalten, das über Jahrtausende gewachsen ist (wie von Marx in den ethnologischen Exzerptheften, 134 und von Engels in MEW 21, 57 beschrieben), verzichten sollten.

Gehen Marx und Engels im Bereich der Produktion der Lebensmittel von der Notwendigkeit von Kämpfen zwischen den Klassen aus, setzen sie im Bereich der Produktion des Lebens, Familie, ihre ganze Hoffnung allein auf die Vernunft der Männer, die auch im Bereich des Familiären Perspektiven entwickeln sollen, zugunsten beider Geschlechter, ohne zu bedenken, daß dies weder möglich noch wünschenswert sein muß. Insofern ist der Kritik von Hartmut Zinser zuzustimmen, wenn er feststellt, daß in Engels: "Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" (MEW 21) die "Befreiung der Frau - und d.h.: daß sie freies Subjekt ihres Lebens wird" (Zinser 1981, 46) nicht vorkommt, also auch nicht die Frau als Kämpferin für ihre Interessen.

#### Von der Urgesellschaft zur bürgerlichen Gesellschaft:

Die Vorstellung vom Privateigentum als Schlüssel zum Geschlechterwiderspruch ermöglicht Engels den Sprung von den

Anfängen der Zivilisation zur bürgerlichen Gesellschaft, worin er zwei Formen von Familie dominant beschreibt, die proletarische und die bürgerliche, auf deren Entwicklungen er seine Schlüsse aus den Analysen der Vorgeschichte überträgt, da er in der proletarischen Familie eine Zusammenlebensform vorfindet, die nicht auf Privateigentum basiert. So kann er seine Hoffnungen auf diese Familienform setzen. Hier unterscheiden sich die Haltungen von Marx und Engels in ihren jeweiligen ethnologischen Arbeiten. Der Sprung von den Anfängen der Zivilisation zur bürgerlichen Gesellschaft findet sich in den ethnologischen Exzerptheften von Marx nicht. Auch er untersucht dominant die Entwicklung von Monogamie, als Rahmenbedingung für die Produktion des Lebens, die auch für zeitgenössische Familienformen gilt. Entsprechend allgemein aber äußert sich Marx in den ethnologischen Exzerptheften zur Perspektive von Familie und zur Entwicklung der Gleichheit der Geschlechter:

Sie "muß fortschreiten, wie die Gesellschaft fortschreitet, und sich ändern, wie die Gesellschaft sich ändert, genauso wie sie es in der Vergangenheit getan hat. Sie ist vom gesellschaftlichen System geschaffen ... es ist zu erwarten, daß sie noch weiterer Verbesserung fähig ist, bis die Gleichheit der Geschlechter erreicht ist. Sollte die monogame Familie in weiterer Zukunft die Bedürfnisse der Gesellschaft nicht befriedigen können ..., so ist es unmöglich vorherzusagen, welcher Art ihre Nachfolgerin sein wird." (Die ethnologischen Exzerpthefte, 167)

Engels hingegen unternimmt den Versuch, die ethnologischen Vorarbeiten von Marx mit den von ihnen gemeinsam (vor allem in: "Die Deutsche Ideologie", MEW 3 und in: "Manifest der Kommunistischen Partei", MEW 4) sowie von Marx (in "Das Kapital I", MEW 23) getätigten Annahmen über Familie, wie sie sie für die kapitalistische Gesellschaftsform entwickelten, zu kombinieren. Dabei berücksichtigt er weder die historischen Epochen zwischen den Anfängen der Zivilisation und der Industrialisierung noch solche Familienformen, in denen sowohl für den eigenen Gebrauch als auch für den Tausch produziert wird, die zwar auch auf Eigentum basieren, aber keine bürgerlichen Familien sind (in denen Geld und Langlebigkeit vorherrschen), sondern vielmehr Übergangsformen von einer Gesellschaftsformation in die andere darstellen. Marx hingegen führt als Beispiel die Bauernfamilie an:

"Für die Betrachtung gemeinsamer, unmittelbar vergesellschafteter Arbeit brauchen wir nicht zurückzugehen zu der naturwüchsigen Form derselben, welche uns an der Geschichtsschwelle aller Kulturvölker begegnet. Ein näherliegendes Beispiel bildet die ländlich patriarchalische Industrie einer Bauernfamilie, die für den eignen Bedarf Korn, Vieh, Garn, Leinwand, Kleidungsstücke usw. produziert. Diese verschiedenen Dinge treten der Familie als verschiedene Produkte ihrer Familienarbeit gegenüber, aber nicht sich selbst wechselseitig als Waren. Die verschiedenen Arbeiten ... sind in ihrer Naturalform gesellschaftliche Funktionen, weil Funktionen der Familie, die ihre eigne naturwüchsige Teilung der Arbeit besitzt so gut wie die Warenproduktion ... Die durch die Zeitdauer gemessene Verausgabung der individuellen Arbeitskräfte erscheint hier aber von Haus aus als gesellschaftliche Bestimmung der Arbeiten selbst, weil die individuellen Arbeitskräfte von Haus aus nur als Organe der gemeinsamen Arbeitskraft der Familie wirken." (MEW 23, 92)

In dieser Form der Arbeit steckt sowohl eine Begründung für eine geringere Bewertung von Familienarbeit (die eben nicht Waren produziert) als auch die Perspektive, diese Arbeiten nicht an der verausgabten Zeit zu messen - wie in der Lohnarbeit. Zugleich stecken hierin Produktionsweisen, wie sie im Zuständigkeitsbereich der Frauen in den Familien bis heute verblieben sind.

"Es ist erstaunlich, daß Marx diese Entdeckung, daß also die einzelnen Produkte nicht nach der verausgabten Zeit gemessen und von daher mehr oder weniger wert erachtet sind, nicht in ihren Folgen für die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und für das gesamte Zivilisationsmodell weiter untersucht hat." (Frigga Haug 1990b, 885)

Frigga Haug verweist in diesem Zusammenhang auch auf die Tatsache, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in den Analysen immer wieder verschwindet. Obwohl sowohl Marx als auch Engels sie hin und wieder anführen, verlieren sie diese bei den gesellschaftlichen Perspektiven der Gesamtarbeit immer wieder aus dem Blick.

Dennoch lassen sich bei Marx und Engels Ansatzpunkte zur weiteren Erforschung der Geschlechterverhältnisse finden, wenn man davon ausgehen kann, daß ein Anfang aller Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen im Übergang von der Wildheit zur Barbarei zu suchen ist. Wenn Einzelfamilie, Privateigentum und Geschlechterwiderstreit eine Epoche begründen, die Unterdrückung überhaupt erst denkbar macht,

dann muß an allen drei Vektoren gleichzeitig gearbeitet werden und nicht nur an einem.

#### Familie und Staat:

Marx und Engels sehen einen grundlegenden Zusammenhang zwischen der Konzeption von Familie und Staat. Engels zitiert Marx:

"Die moderne Familie enthält im Keim nicht nur Sklaverei (servitus), sondern auch Leibeigenschaft, da sie von vornherein Beziehung hat auf Dienste für Ackerbau. Sie enthält in Miniatur alle die Gegensätze in sich, die sich später breit entwickeln in der Gesellschaft und in ihrem Staat." (MEW 21, 61)

Mit der Differenzierung in Handwerk und Ackerbau entstehen Warenproduktion und Handel, Unterschiede zwischen Armen und Reichen kommen zum Tragen. Die Besitzunterschiede haben demnach die alten kommunistischen Haushaltungen gesprengt, das Ackerland ist auf Familien verteilt worden, der "Übergang in ein volles Privateigentum vollzieht sich allmählich und parallel mit dem Übergang der Paarungsehe in Monogamie. Die Einzelfamilie fängt an, wirtschaftliche Einheit der Gesellschaft zu werden." (MEW 21, 159) Beide Entwicklungen, die der Familie zur Einzelfamilie und die der Gesellschaft zu einer staatlich geregelten, verlaufen parallel und sind ohne einander nicht denkbar. So hängen Staat und Familie in ihrer historischen Entwicklung zusammen, beide entstanden mit dem Privateigentum.

"Die moderne Einzelfamilie ist gegründet auf die offene oder verhüllte Hausklaverei der Frau, und die moderne Gesellschaft ist eine Masse, die aus lauter Einzelfamilien als ihren Molekülen sich zusammensetzt." (ebd., 75)

Damit ist diese Gesellschaft auf die Hausklaverei der Frau gegründet. Dann aber bräuchte man bei der Errichtung einer neuen Gesellschaft andere "Moleküle" für ihre Zusammensetzung und eine andere Anordnung als die moderne Einzelfamilie, also zwei grundlegend neue Ordnungen, für die Gesellschaft und darin für die Geschlechter. Das eine ist ohne das andere nicht denkbar.

#### Bürgerliche und proletarische Familie:

Die Kritik von Marx und Engels richtet sich vehement gegen die dominante Familienform (ihrer Zeit), die bürgerliche Familie und darin gegen die "Heuchelei der Bourgeois". Für Marx und Engels ist die bürgerliche Familie neben der Ehe und dem Privateigentum "die Grundlage, auf der die Bourgeoisie ihre Herrschaft errichtet hat" (MEW 3, 164). Das Bindende darin sind:

"die Langeweile und das Geld ... und zu welcher auch die bürgerliche Auflösung der Familie gehört, bei der die Familie selbst stets fortexistiert." (MEW 3, 164)

Demnach hat jede/r einzelne die Möglichkeit, die familiären Regeln und moralischen Vorstellungen zu umgehen, wobei die Institution als für alle gültige Orientierung bestehen bleiben kann, ohne für alle lebbar zu sein. So fordern Marx und Engels die Aufhebung der bürgerlichen Familie, da ihre Postulierung "ihre Ergänzung" in der "erzwungenen Familienlosigkeit der Proletarier und der öffentlichen Prostitution" findet (MEW 4, 478). Hierin steckt nicht nur die Kritik, daß nicht allen Gesellschaftsmitgliedern ein Familienleben möglich ist, sondern auch die Hoffnung auf eine neue und höhere Form von Familie, wofür sie die Voraussetzungen bereits in der zeitgenössischen proletarischen Familie als gegeben sehen, die eben nicht auf Privaterwerb und Kapital beruht, sondern "stellenweise" sogar auf "Familienzuneigung, gestützt auf höchst reale Verhältnisse" (MEW 3, 164). Anknüpfungspunkte für eine Perspektive der proletarischen Familie sehen Marx und Engels im Zusammenhang mit der Produktivkraftentwicklung.

#### Produktivkraftentwicklung:

Mit der Industrialisierung und Kapitalisierung wurden zunächst zunehmend Arbeitskräfte gebraucht, so daß alle verfügbaren Arbeitskräfte - Männer, Frauen und Kinder - zur Lohnarbeit herangezogen wurden.

Bei Engels wird deutlich, daß es der Lohnpolitik des Kapitals entgegenkam, wenn die ArbeiterInnen Familie hatten. Er beschreibt, wie die Kapitalisten die Zusammenlebensform Familie für ihre Lohnpolitik nutzen konnten.

"Der frisch eingewanderte, im ersten besten Stalle kampierende Ire, der selbst in einer erträglichen Wohnung jede Woche auf die Straße gesetzt wird, weil er alles versäuft und die Miete nicht bezahlen kann, der würde ein schlechter Fabrikarbeiter sein; daher muß den Fabrikarbeitern soviel gegeben werden, daß sie ihre Kinder zu regelmäßiger Arbeit erziehen können - aber auch nicht mehr, damit sie nicht den Lohn ihrer Kinder entbehren können und sie etwas anderes werden lassen als bloße Arbeiter. Auch hier ist die Schranke, das Minimum des Lohns, relativ; wo jeder in der Familie arbeitet, braucht der einzelne um soviel weniger zu erhalten, und die Bourgeoisie hat die Gelegenheit zur Beschäftigung und Rentbarmachung der Weiber und Kinder, die ihr in der Maschinenarbeit gegeben wurde, zur Herabdrückung des Lohns weidlich genutzt." (MEW 2, 308)

Engels zeigt, wie Familie als Institution der gegenseitigen Versorgung ihrer Mitglieder dazu beitragen kann, zwischen den Löhnen zu differenzieren. Somit bietet sie eine Basis fürs Kapital, die Arbeitskräfte im Kampf um die Arbeitsplätze gegeneinander richten zu können - zu Lasten der Lohnhöhe insgesamt und insbesondere zu Lasten des Niveaus aller Frauenlöhne. Marx führt an, daß vor allem die verheirateten Frauen z.T. zur äußersten Anstrengung gezwungen gewesen sind, um die Lebensmittel zu beschaffen (MEW 23). Weiber- und Kinderarbeit werden von ihm in der Regel, hinsichtlich der daraus resultierenden Folgen für die Löhne, gleichgesetzt (vgl. MEW 23). Marx fragt nicht nach den Unterschieden zwischen Frauenarbeit und Kinderarbeit, z.B. den unterschiedlichen Tätigkeiten und auch nicht danach, inwiefern Kinderarbeit eventuell Frauenarbeit behindert. Gültiger Maßstab wird für ihn der männliche Lohnarbeiter und dessen Arbeitsbedingungen. So gerät ihm sowohl die Entwicklung der Frauen im allgemeinen als auch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als strukturelles Problem aus dem Blick. Aber: Marx stellt einen direkten Zusammenhang zwischen Umbrüchen, die aus den Produktivkraftentwicklungen resultieren, und deren Auswirkungen auf das Familienleben für die ArbeiterInnen her:

"So furchtbar und ekelhaft nun die Auflösung des alten Familienwesens innerhalb des kapitalistischen Systems erscheint, so schafft nichtsdestoweniger die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern, jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisierten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens zuweist, die neue ökonomische Grundlage für



eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses beider Geschlechter." (MEW 23, 514)

Hier liegt ein Anknüpfungspunkt, gesamtgesellschaftliche Entwicklungen zu analysieren, vor allem die Trennung der beiden Bereiche (in einen öffentlichen und einen privaten), in denen Frauen ihre Lebensarbeitszeit verbringen, zu transzendieren, um eine Praxis für beide Geschlechter zu entwickeln, die nicht davon ausgeht, daß der Mann morgens jagt, nachmittags fischt, abends Viehzucht treibt, nach dem Essen kritisiert, wie er gerade Lust hat (vgl. MEW 3, 33), während die Frau putzt, kocht, wäscht und Kinder versorgt. Perspektiven für das Zusammenleben der Geschlechter sind von Marx und Engels (mit Ausnahme der ethnologischen Exzerptheft von Marx) im Kontext der kapitalistischen Gesellschaft formuliert worden. Vor allem die Vorstellung, daß es hinreichend sei, (prähistorische) Ursachen zu beseitigen, um die Gleichheit der Geschlechter im 19. Jahrhundert herstellen zu können, führte zu einer Rezeption und Fortentwicklung des wissenschaftlichen Sozialismus, die ohne die Analyse von Geschlechterverhältnissen, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, Zusammenhängen von Familie und (nicht-kapitalistischen) Staaten in ihren historischen Gewordenheiten auskommen konnte. Abgeschafftes Privateigentum, liberalisiertes monogames Sexualverhalten in Ehe und Familie schienen hinreichend, alternative Gesellschaften in Theorie und Praxis zu entwickeln.

Hinzu kommt, daß den Erfahrungen der Frauen in eben diesen Verhältnissen keine denen der Männer vergleichbar wesentliche Bedeutung zugedacht wird, obwohl Marx von dem "menschlichen Wesen" als dem "Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse" (6. Feuerbachthese, MEW 3, 6) ausgeht. In den neuen Gesellschaften soll ein Zugang für Frauen zur Produktion der Lebensmittel und vergesellschaftete Kindererziehung geschaffen werden, im Effekt ohne die Erfahrungen im Bereich der Produktion des Lebens einzubeziehen. Insbesondere Engels behandelt in letzter Instanz einen Aspekt der bürgerlichen Familienform, ihre Begründung auf Privateigentum, und leitet aus seiner Kritik an diesem Zusammenhang Perspektiven für die Entwicklung von Familie in allen anderen Aspekten (vor allem seine Vorstellungen

über Monogamie und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung) ab. Die Kritik der bürgerlichen Familie muß so zu kurz greifen, da sich ebenso wie das Eigentum auch alle anderen Aspekte, wie sie z.B. im Konzept von Rousseau behandelt wurden, historisch entwickelt haben. Die konkrete Entstehung und Weiterentwicklung bürgerlicher Familien untersucht Engels nicht und verbleibt so in seiner Kritik auf einer phänomenologischen Ebene, die es ihm nicht ermöglicht, die Geschlechterverhältnisse adäquat zu fassen.

Das hat(te) Folgen für spätere theoretische Entwürfe wissenschaftlicher SozialistInnen, wozu die gängigen dogmatischen Leseweisen der marxistischen Klassiker beigetragen haben, wenn davon ausgegangen wurde, daß das Ökonomische in letzter Instanz bestimmend für die anderen Lebensbereiche sei. Unberücksichtigt blieb so, daß zwar die kapitalistische Gesellschaftsform in ihrer ökonomischen Funktionsweise, also der Regelung der Produktion der Lebensmittel im Kapitalismus, in ihrer historischen Gewordenheit von Marx detailliert analysiert wurde, aber die Analyse des zweiten dominanten gesellschaftlichen Bereiches - der Familie - über erste Anfänge nicht hinausgegangen ist. Das hatte Folgen für die Regelung der Familienarbeit in sozialistischen Staaten und schränkte die Entwicklungsmöglichkeiten der Frauen ein.

#### Exkurs: Umsetzungsprobleme in der UdSSR:

So formulierte z.B. Lenin die Forderung von Marx und Engels, familiäre Arbeiten zu vergesellschaften, in die Hauptaufgabe der proletarischen Frauenbewegung um, die "Frau in die gesellschaftlich produktive Arbeit einzubeziehen, sie der 'Haussklaverei' zu entreißen, sie von der abstumpfenden und erniedrigenden Unterordnung unter die ewige und ausschließliche Umgebung von Küche und Kinderstube zu befreien" (LW 30, 401). Die Umsetzung von Lenins Forderung nach Vergesellschaftung familiärer Aufgaben ist in der (damaligen) UdSSR zwar versucht, aber 1936 unter Stalin wieder aufgegeben worden mit der Begründung, daß der Staat vorübergehend nicht in der Lage sei, diese Aufgaben zu erledigen (vgl. Kate Millett 1974). Viele kollektive Aufgaben

wurden zurück in die Familien delegiert, was mit einer Idealisierung von Mutterschaft einherging. Am Beispiel der gesellschaftlichen Entwicklung der (damaligen) UdSSR im Zuge der Revolution zeigt sich deutlich, daß die direkte Umsetzung auf langfristige Perspektiven gerichtete Forderungen, ohne Einbeziehung der Entwicklung der Menschen und des Standes der Geschlechterverhältnisse, Gefahr laufen muß zu scheitern. Dementsprechend wurden die Geschlechter mit der Einführung der Sowjetehe zum ersten Mal in der russischen Geschichte (1917) juristisch gleichgestellt. Die Männer und Frauen der (damaligen) UdSSR kamen aber mit der sexuellen Liberalisierung nicht zurecht (vgl. Monika Israel 1977, 140 ff.). Hier hat sich Lenin mit seinen Vorstellungen gegenüber Alexandra Kollontai durchgesetzt, die auch die Liebe zwischen Männern und Frauen als ein Verhältnis ansieht, wofür sowohl bestimmte Bedingungen geschaffen werden müssen, wie Zeit und Muße, als auch Möglichkeiten des Lernens, so daß die Geschlechter überhaupt in perspektivischer Weise aufeinander zugehen können. Zum Liebeskonzept der Alexandra Kollontai wird später ausführlich zurückzukommen sein.

#### Deutsche Arbeiterbewegung

Anders als die männlichen Marxisten interessierte sich Rosa Luxemburg für Familie (ausschließlich) im Kontext der Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen, explizit der proletarischen Frauen.

"Aber seit das Privateigentum besteht, arbeitet die Frau des Volkes meist getrennt von der großen Werkstatt der gesellschaftlichen Produktion, also auch der Kultur, eingepfercht in die häusliche Enge eines armseligen Familiendaseins." (Rosa Luxemburg GW 3, 410)

Auch sie sieht, ähnlich wie Marx und Engels, den Vorteil für die Proletarierinnen in der Produktivkraftentwicklung des Kapitalismus, trotz der damit einhergehenden Gewalt und Ausbeutung:

"Erst der Kapitalismus hat sie aus der Familie gerissen und in das Joch der gesellschaftlichen Produktion gespannt, auf fremde Äcker, in die Werkstätten, auf Bauten, in Büros, in

Fabriken und Warenhäuser getrieben." (Rosa Luxemburg GW 3, 410)

Wenn auch in der "erwähnten Trennung von öffentlichem und privatem Bereich .. die 'häusliche Enge' gleichermaßen inakzeptabel wie das 'Joch der gesellschaftlichen Produktion'" erscheint (Frigga Haug 1988b, 19), liegen für Luxemburg die Entwicklungsmöglichkeiten für Frauen im Letzteren, denn an anderer Stelle verweist sie auf die geistigen Voraussetzungen, die mit der gesellschaftlichen Produktion auch für Frauen geschaffen werden müssen, so daß nicht nur neue Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in der Familie geschaffen werden, wie Marx (in MEW 23) darstellte, sondern Frauen zusätzliche Entwicklungsmöglichkeiten erhalten:

"Für den wirtschaftlichen Mechanismus selbst ist jetzt Schulbildung und geistige Intelligenz der Frauen notwendig geworden. Die beschränkte, weltfremde Frau des altväterischen 'häuslichen Herdes' taugt heute sowenig für die Ansprüche der Großindustrie und des Handels wie für die Anforderungen des politischen Lebens." (Rosa Luxemburg GW 3, 164)

Der familiäre und der Bereich der Erwerbsarbeit erfordern unterschiedliche Kompetenzen, doch nur die letzteren weisen in die Zukunft und in eine Richtung, die auf Dauer den Frauen Eingriffsmöglichkeiten schafft. Luxemburg betont auch die Härte der häuslichen Arbeit und den Skandal, daß diese in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung nicht als produktiv, weil nicht Mehrwert schaffend, gilt (Rosa Luxemburg GW 3, 163). Sie appelliert an die proletarischen Frauen, diesen "Wahnwitz" zu erfassen, um daraufhin für ihre Gleichberechtigung zu kämpfen.

Sie sieht einen Vorteil für die Frauen darin, nicht auf die Häuslichkeit verwiesen zu sein. Da es ihr aber immer um die geistige und politische Entwicklung von Frauen geht und ausschließlich um die positiven Anknüpfungspunkte für Veränderungen, entgehen ihr die täglichen Alltagsprobleme und die Verrichtung eines Teils der häuslichen Aufgaben als in allgemein menschlicher Weise zu lösende überhaupt. Luxemburg sieht nicht die Perspektive in der Entwicklung von Familie, sondern in der Lösung der familiären Aufgaben in allgemeiner Weise. In: "Die Sozialisierung der Gesell-

schaft" geht sie davon aus, daß im Sozialismus eine allgemeine Arbeitspflicht herrschen sollte.

"Für die Arbeitsunfähigen muß die Allgemeinheit ohne weiteres sorgen ~ nicht wie heute durch kümmerliche Almosen, sondern durch reichliche Verpflegung, gesellschaftliche Erziehung für Kinder, behagliche Versorgung für Alte, öffentliche Gesundheitspflege für Kranke usw." (Rosa Luxemburg GW 4, 432)

Damit sind in ihrer gesellschaftlichen Perspektive Teile der sonst in den Familien überwiegend von Frauen verrichteten Aufgaben, wie die Sorge um Kranke und Alte, von der privaten in die allgemeine Zuständigkeit verschoben. Auch hier bleibt, wie bei Engels, die Frage offen, wer für die verbleibenden häuslichen Aufgaben zuständig sein soll.

Ähnlich wie Luxemburg ging es der deutschen Sozialdemokratie insgesamt vor allem um die Kampfeskraft, zunächst der Frauen direkt, später nur noch um die der Männer. Insbesondere Karl Kautsky, August Bebel, Lily Braun und Clara Zetkin plädieren für die Berufstätigkeit der Frau und die Vergesellschaftung familiärer Aufgaben (vgl. Heinz Niggemann 1981). Sehr konkrete Vorschläge zur Befreiung der Familie und damit der Frau von bestimmten Belastungen macht Lily Braun (1901), indem sie die Einrichtung von Wirtschaftsgenossenschaften vorschlägt.

Auch die proletarische Frauenbewegung, als Teil der Arbeiterbewegung, setzt ihre Forderungen bei den Aufgaben der Frauen in den Familien an. So fordert Marie Behnke 1920:

"Die Frau, die Mutter wird Ausbeuter und Unterdrücker ihrer Kinder, wenn sie sich nicht politisch betätigt und die Interessen ihrer Klasse erkennt und zu verbessern trachtet." (ebd., 66)

Auch hierin steckt der Gedanke, daß nur solche Frauen ihre Kinder in den Familien angemessen erziehen können, die nicht nur die Welt kennen, wie die bürgerlichen Frauen dachten, sondern die auch aktiv außerhalb der Familie am gesellschaftlichen Geschehen beteiligt sind. So fordert Marie Behnke auch weiter, daß sich gerade Mütter gegen den Krieg einsetzen sollten. Nicht die Familie steht als Subjekt im Mittelpunkt der Anstrengungen, die es seitens der Frauen zu reformieren gilt, sondern politische Ziele wie der Kampf für Frieden oder die konkreten Aufgaben in der

Familie selbst, wie z.B. die Kindererziehung. Den sozialistischen Frauen geht es nicht nur um die Gleichwertigkeit weiblicher und männlicher Arbeit, sondern um tatsächliche Gleichberechtigung, die sie durch die Erziehung der Kinder in den Familien erreichen wollen. So macht z.B. Clara Zetkin konkrete Vorschläge, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung durch die Kindererziehung zumindest zum Teil aufzuheben, indem sie fordert, daß die männlichen Kinder lernen sollten, Aufgaben im Haushalt zu übernehmen. Ferner setzt sich Clara Zetkin für eine Elternerziehung ein. Aber auch in ihren Vorstellungen erhält die Familie einen zentralen Stellenwert für die individuelle Entwicklung.

"Wenn wir die öffentliche Erziehung brauchen, um Bürger zu erziehen, so bedürfen wir der häuslichen Erziehung, um starke Persönlichkeiten zu erziehen." (Clara Zetkin 1906, 43)

Wally Zepler allerdings weist schon 1899 auf die Widersprüche für Frauen hin, die aus dem Konglomerat von privater und öffentlicher Kindererziehung entstehen.

"Je weiter die Revolutionierung der Familie fortschreitet, je mehr die Tendenz zu selbständiger geistiger und beruflicher Ausbildung der Frauen wächst, desto intensiver entwickeln sich auch die Widersprüche und Mängel innerhalb privater Kinderpflege. Ohne Abwälzung der Erziehungspflichten auf die Gesellschaft müßte die Frau an einem bestimmten Punkte ihrer Entwicklung unweigerlich scheitern." (ebd., 263)

Hier steht nicht allein die Entwicklung der Kinder im Vordergrund, sondern die der Frau, aller Frauen, und die ist nur zu erreichen, wenn die Frauen von der Last der Kinderpflege befreit werden. Politische Differenzen werden deutlich selbst an den Stellen, wo es um die gleichen Aufgaben geht, wie sie auch die Bürgerinnen beschreiben, z.B. um die Entspannung der Ehemänner. Wollen die Bürgerinnen für anregende Entspannung der Männer sorgen, damit diese sich nicht langweilten, geht es den Arbeiterinnen um die Reproduktion männlicher Kampfeskraft. Sobald man sich die Inhalte proletarischen und bürgerlichen Familienlebens ansieht, unterscheiden sie sich, wie die Klassen sich unterscheiden in den Zielen und gesellschaftlichen Projekten. So gesehen ist die These von der bloßen Kopie bürgerlichen Familienlebens durch die ArbeiterInnen nicht haltbar. Die aus beiden Fami-

lienformen resultierenden Folgen für Frauen sind allerdings ähnlich.

Schaffte für Bebel (an Marx und Engels anknüpfend) erst eine veränderte Gesellschaft mit veränderten Produktions- und Eigentumsverhältnissen die Möglichkeit, eine höhere Form von Ehe und Familie zu erreichen, gehen spätere Tendenzen der deutschen Arbeiterbewegung (und ihrer Frauenbewegung) dahin, an der bestehenden Familie als einem Widerstandshort gegen den Kapitalismus festzuhalten. Die Arbeiterbewegung will über die Familie zum Sozialismus gelangen, indem sie im Privaten die Kinder zu Sozialisten erziehen will und in der Familie andere Sozialstrukturen zu leben versucht als ansonsten in der Gesellschaft. Dabei gerät ihr die Frage nach der Befreiung der Frau, die von den Klassikern zumindest auch diskutiert wird, z.T. aus dem Blick. Die Frau erhält eine zentrale Position in der Familie und ist somit für den Aufbau des Sozialismus, z.B. für die Reproduktion der männlichen Kampfeskraft, verantwortlich. Hinzu kommt, daß die Familie mit zunehmender Industrialisierung einen Schutzraum bietet, der die Arbeiter die Produktionsarbeit leichter bewältigen läßt, aber die Frauen strukturell aus der Produktion ausschließt. Trotz veränderter sozialer Umstände halten die Organisationen der Arbeiterbewegung - bis heute - an der Kleinfamilie als erstrebenswerter Zusammenlebensform fest.

Ein weiteres Element, das zur Befestigung bestehender Familienformen beigetragen hat, war die Forderung der Arbeiterbewegung nach einem Familienlohn, der einst als Schutz für Frauen gedacht, sich heute bei veränderten Produktionsverhältnissen im Effekt gegen die Teilhabe aller Frauen an der Produktion richtet.

Michèle Barrett und Mary McIntosh (1982a) verweisen auf die widersprüchlichen Strategien der Arbeiterbewegung. Zwar habe es einen Konsens darüber gegeben, daß Frauen gleichen Lohn für gleiche Arbeit bekommen sollten, aber zugleich habe die Arbeiterbewegung am Konzept des Familienlohnes festgehalten, beide Strategien schließen sich aber gegenseitig aus. Der Familienlohn ist de facto nicht realisiert worden; der Lohn eines Mannes reicht auch heute noch oft

nicht aus, eine Familie zu ernähren.<sup>23</sup> Dennoch dient der Familienlohn bis heute dazu, Frauen aufgrund ihres Geschlechts entweder in konjunkturellen Krisen nicht zu beschäftigen oder als erste zu entlassen, oft mit der Zustimmung von Betriebsräten und Gewerkschaftsvertretern (vgl. Brigitte Nauhaus 1980, 98 ff.).

#### KRITIK AN DER STAATSTRAGENDE FUNKTION VON FAMILIE

Engels deutet an, wie die Entwicklungen von Gesellschaft, Staat und Familie im Zusammenhang gesehen werden müssen: Familie und Staat bauen aufeinander auf und beeinflussen sich wechselseitig in ihren Veränderungen, da demnach beide über das Privateigentum miteinander verknüpft sind.<sup>24</sup>

#### Wissenschaftlicher Sozialismus

Antonio Gramsci kritisiert die Funktion der US-amerikanischen Familie im Fordismus. An der fordistischen Produktionsweise, die disziplinierte Arbeitskräfte erfordert, zeigt Gramsci, inwieweit Familie in einer Funktionalität für bestimmte Formen der Produktion und inwieweit sie als Möglichkeit dient für die "amerikanischen Industriellen", die "sexuellen Beziehungen ihrer Belegschaft" zu kontrollieren (1929/30, 134). Gramsci beschreibt, wie die amerikanischen Industriellen sogar Mitarbeiter in die Haushalte ihrer Arbeiter schickten, um deren Lebenswandel zu kontrollieren. Sie gingen davon aus, daß ein exzessives Sexualleben mit oft wechselnden Partnerinnen der Funktionalität der bis ins kleinste verplanten Arbeitskraft abträglich sein könnte. "Es ist offenbar, daß der neue Industrialismus die Monogamie will und verlangt" (ebd., zit. n. Christian Riechers 1967, 395). Im Effekt bedeutet die Disziplinierung der Sexualinstinkte "eine Verstärkung der 'Familie' im weiten Sinne (nicht dieser oder jener Form des Familiensystems) sowie Reglementierung und Stabilität sexueller Beziehungen." (ebd., 391)

Dennoch sieht Antonio Gramsci in der Familie eine Perspektive und wendet sich (wie die meisten VertreterInnen der



Arbeiterbewegungen) gegen den Vorwurf, die Sozialisten wollten die Familie abschaffen, die für ihn "die allererste soziale Keimzelle, die über das Individuum hinausgeht, dem Individuum Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten auferlegt" bedeutet (ebd. 1918, 76). Er erweitert die Vorstellungen über die Zusammenhänge von Eigentum und Familie um eine kulturelle und eine ideologische Dimension. Er betrachtet Familie unter der Frage nach der Herausbildung von klassenspezifischen Voraussetzungen, mit denen die Arbeiterkinder im Unterschied zu Kindern anderer Klassen und Schichten in die Schule gehen:

"Das Hauptanliegen der (proletarischen, B.K.) Eltern ist heutzutage nicht, die Kinder zu erziehen, sie mit dem Schatz an menschlichen Erfahrungen zu bereichern, den uns die Vergangenheit hinterlassen hat und den die Gegenwart weiter vermehrt. Es besteht vielmehr darin, für die physiologische Entwicklung der Nachkommen zu sorgen, ihnen die Mittel für den Unterhalt zu sichern, und dies auch für ihre Zukunft. Das Privateigentum ist eben deswegen entstanden. Indem er Eigentümer wird, hat der einzelne das beklemmende Problem des gesicherten Lebens für seine Kinder, für seine Frau gelöst." (ebd. 1918, 77)

Auch Gramsci spricht gegen die ungleiche Verteilung von Eigentum und fordert eine Familienform, die verallgemeinerbar sein sollte, die allen ein sorgloses Dasein ermöglicht und die erst noch "zum Organ moralischen Lebens wird" (ebd., 77); dazu sei die Umwandlung des Privateigentums in Kollektiveigentum notwendig. Von materiellen Sorgen befreit, könnten sich dann alle Eltern daran machen, ihre Kinder zu erziehen und die Geschichte und Erfahrungen der vorausgegangenen Generationen weitergeben. Gramsci sieht hier die Aufgabe von Familie vor allem in der Tradierung und Fortentwicklung von Erfahrungen, Familie wird zur Vermittlerin unmittelbarer persönlicher Geschichte. Er richtet sich (anders als die meisten TheoretikerInnen des wissenschaftlichen Sozialismus) dagegen, daß "die Kindererziehung unpersönlichen, mechanisch und bürokratisch wirkenden staatlichen Einrichtungen anvertraut" wird (ebd., 77). Er möchte, daß alle Kinder ohne materielle Sorgen aufwachsen, von Müttern beschützt werden und geistige Anregung erhalten. Die Entwicklungsmöglichkeiten der Frauen als Mütter kommen in

seinen Vorstellungen über die veränderte Familienerziehung der Kinder allerdings nicht vor.

Vertreter der Kritischen Theorie heben dagegen einen funktionalen Zusammenhang zwischen Frauenunterdrückung, bürgerlicher Familie und kapitalistischem Staat im Kontext der Herausbildung von Autoritätsverhältnissen zwischen den Klassen hervor. Der Zustimmung zu diesen Verhältnissen liegt für Max Horkheimer die Akzeptanz von Eigentumsverhältnissen, Preisen und Gütern zugrunde. Sämtliche Diskurse seien vom Lob für Autorität, Gehorsam und Opferwillen sowie der harten Pflichterfüllung bestimmt (ebd. 1936, 199). Die Aufrechterhaltung der so beschriebenen und für den Arbeitsprozeß nötigen Autorität bedürfe Institutionen, die die entsprechenden Charaktere hervorbringe (ebd., 205). Die wichtigste dieser Institutionen ist in Horkheimers Konzept die Familie, die die Reproduktion der erforderlichen menschlichen Charaktere gewährleiste (ebd., 296). Bewußtes Ziel der bürgerlichen Familie sei es gewesen, für die Unterordnung unter den kategorischen Imperativ zu sorgen (ebd., 207). Doch als Begründung der ersten Stufe von Autorität, der männlichen in der Familie, dient Horkheimer die Biologie des Mannes. Denn: Väterliche Autorität resultiere aus der "Naturtatsache" der "physischen Stärke des Vaters" (ebd., 208). "Weil der Vater de facto mächtiger ist, dann ist er es auch de iure." (ebd.) Familie sei die Schule autoritären Verhaltens, in der die Kinder lernten, daß die "Erfüllung aller Wünsche in Wirklichkeit von Geld und Stellung abhängt" (ebd., 213). Horkheimer sieht Frauen darin als sich aktiv Unterwerfende, die so zur Reproduktion von Autorität beitragen (ebd., 225). Familie wird damit zum Ort der Reproduktion des für die kapitalistische Gesellschaft erforderlichen Verhaltens in einer gegenseitigen Abhängigkeit, die Familie und Staat in ihren Formen festigt und sie immer wieder neu hervorbringt. Ausgangspunkt ist die physische Stärke des Mannes, die die Herausbildung dieser Strukturen ermögliche und als biologische Konstante Veränderungen seitens der Frauen erschwere.

Auch Claude Meillassoux geht von der physischen Stärke der Männer als letztendlicher Ursache von Frauenunterdrückung

aus, wenn er den Frauenraub an den Anfang der Geschlechterverhältnisse stellt. Den Vorstellungen der widersprüchlichen Einbindung von Familie in den kapitalistischen Staat fügt er die materiellen und ideologischen Aspekte der Wirtschaftlichkeit und der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft in den Familien hinzu.

"Nachdem sich die Institution der Familie als Träger der landwirtschaftlichen Produktionszelle herausgebildet hatte, hat sie sich in immer neuen Formen als der soziale Träger des Erbes der Handels-, Grundstücks-, und schließlich Industriebourgeoisien fortgepflanzt. Sie eignete sich für eine Übertragung des Erbes und des Kapitals, deren langewährende Verwechslung ihre Fortdauer ermöglichte." (ebd. 1975, 160)

Heute habe die Familie keine ökonomische Infrastruktur und auch keine "patriarchalische Ideologie" mehr zu übertragen. Sie pflanze sich im ethischen, ideologischen und juristischen Rahmen fort, durchgesetzt von der herrschenden Klasse. Denn Familie bleibt der Ort der Reproduktion der Arbeitskraft, in der Arbeit nicht durch Lohn entgolten wird.

"Die kapitalistische Produktionsweise hängt also für ihre Reproduktion von einer Institution ab, die ihr fremd ist, die sie jedoch bislang aufrechterhalten hat, da sie dieser Aufgabe am besten gerecht wird und, bisher, die wirtschaftlichste ist, aufgrund der kostenlosen Mobilisierung der Arbeit - insbesondere der weiblichen Arbeit - sowie durch die Ausbeutung der affektiven Gefühle, welche die Eltern-Kind-Beziehungen noch immer beherrschen." (ebd., 161 f.)

Geht es Max Horkheimer und Claude Meillassoux vor allem um die Kritik der Funktionalität von Familie für den bürgerlichen Staat bzw. den Kapitalismus, prüft Oskar Negt (1984) den privaten Bereich der Reproduktion im Hinblick auf Anknüpfungspunkte für eine gewerkschaftliche Politik, die die Grenzen traditioneller Lohnpolitik überwindet, um Wege zu finden, die zunehmende Zeit, die die Beschäftigten außerhalb der Erwerbsarbeit verbringen, in politische Strategien einzubeziehen.

Noch drastischer als bei Engels, wo die konkrete Regelung der Produktion des Lebens zwar thematisiert wird, aber hinter der Analyse der historischen Entwicklung sexueller Monogamie und der bloßen Delegation von Kindererziehung an die Gesamtgesellschaft verschwindet, wird sie von Negt schlicht vergessen (vgl. Frigga Haug 1987). Werden Frauen-

fragen bei den Klassikern des wissenschaftlichen Sozialismus immer wieder als zu lösende angesprochen, allerdings ohne deren Entwicklungsmöglichkeiten zu verfolgen, kommen in Negts Ansatz die Frauen nicht vor, weder mit ihren Erfahrungen, noch als politische Subjekte für gesamtgesellschaftliche Veränderungen in den Bereichen der Produktion der Lebensmittel oder des Lebens.

Den vorgestellten Ansätzen (in Anknüpfung an die Klassiker des Marxismus) gemeinsam ist die Kritik an Familie als einer Institution, die zur Reproduktion kapitalistischer Verhältnisse beiträgt, die die Eigentums- und Klassenverhältnisse reproduziert und, wie Horkheimer hervorhebt, auch die Reproduktion von Geschlechterverhältnissen. Indem aber die Überwindung der kapitalistischen Verhältnisse im Vordergrund steht, werden Frauenfragen, wenn überhaupt, erstaunlich widersprüchlich verfolgt. So wird zwar die weibliche Unterwerfung in den herrschenden Verhältnissen (von Meillassoux und Horkheimer) kritisiert, sobald es aber um die Perspektiven von Gesellschaft und Familie geht, scheinen die Frauenfragen allen hier genannten Autoren verloren zu gehen. Die gesellschaftsformationsübergreifende Fesselung der Frauen an Familienarbeit verschwindet hinter der Vorstellung, daß mit den Klassenverhältnissen jede Unterdrückung abgeschafft wird, ohne daß man sich die Mühe macht, strukturelle Frauenunterdrückung zu analysieren, um daraus Wege der Veränderung auch für die Geschlechterverhältnisse zu eruieren. Für dieses Vorgehen, so kann als These festgehalten werden, war Engels ein "guter" Wegweiser.

### Strukturalismus

Französische Strukturalisten hingegen erweitern die Vorstellungen über die Zusammenhänge von Staat und Familie um Frauenfragen im Kontext komplizierter Analysen von Macht, indem nicht nur alle involvierten Personen, Männer und Frauen, sondern die Institution Familie als ganze als Subjekt gesellschaftlicher Entwicklung gesehen wird und sowohl

der familiäre Frieden als auch die Konflikte zur Reproduktion von Herrschaft beitragen.

Hervorzuheben ist in diesem Kontext die Arbeit von Jacques Donzelot, der in der Familie "die kleinstmögliche politische Organisation" sieht (ebd. 1980, 61).

"Sie ist nicht nur Betroffene, sondern gleichzeitig aktiver Mitspieler in diesem lebendigen Spiel von Verbindungen, Gütern und Handlungen gemäß den Strategien der Heiratsverbindungen und den Untertänigkeiten, die die Gesellschaft in einer Art permanentem Bürgerkrieg halten, wovon das phantastische Ausmaß der Rechtsklagen zeugt." (ebd.)

Die Macht des Mannes als Familienoberhaupt resultiert bei Donzelot nicht aus der Biologie, sondern aus gegenseitigen Interessen: Indem der Staat den Familien Schutz gewährt, ist das Familienoberhaupt für die übrigen Familienmitglieder gegenüber dem Staat rechenschaftspflichtig. Im Zuge der Entwicklung von Fürsorge, Medizin, Erziehung und Psychoanalyse gelingt es (nach Donzelot), eine zunehmend gewaltfreie staatliche Organisation herauszubilden, in der die Familien und ihre Mitglieder aktiv beteiligt sind. Familie wird zum Halt staatlicher Ordnung und zugleich "zum Ausgangspunkt für die Forderungen nach mehr sozialer Gleichheit" (ebd., 66). Die Frauen in den unteren Schichten werden zu Hausfrauen und zu Bewacherinnen ihrer Männer. Ihnen kommt die Aufgabe der Vermittlung zwischen den Anliegen der Familienmitglieder und den übrigen sich entwickelnden Institutionen zu, z.B. zwischen ihren Kindern und der Schule, dem Arzt usw. Sie sind letztlich verantwortlich für das Wohlergehen der Kinder und werden zugleich, z.B. durch die Fürsorge, staatlich kontrolliert. Höhepunkt der Entwicklung stellt die Psychoanalyse dar, die (bis heute) Probleme in Familien sucht und löst, wodurch die Familienmitglieder auf sich zurückgeworfen werden.

"Soll jedes Individuum, soll jedes Geschlecht dort (in der familieninternen Harmonie, B.K.) seinen Teil Befriedigung und seinen Schutz finden, soll jeder im anderen gleich viel Fürsorge und Repression finden. Ein schwieriges, fast unmögliches Gleichgewicht. Seine Forderung allein erzeugt neue Unstabilität. Aber gerade hierin liegt die positive Wirkung dieser Bewegung, ihr gesellschaftlicher Nutzen." (ebd., 239)

Allerdings formuliert Donzelot keine Möglichkeiten, aus diesem Konglomerat von Macht und Allianzen herauszukommen. Weitgehend unerforscht sind auch die Zusammenhänge zwischen Familie, Frauenunterdrückung und dem sozialistischen Staat und seinen Institutionen. Feststeht, der (ehemaligen) DDR gelang, was in allen sozialistischen Ländern mit unterschiedlichem Erfolg erstrebt worden ist, die Frauen fast vollständig ins Erwerbsleben zu integrieren und die Kindererziehung zu kollektivieren, anders als in China und z.T. in der (ehemaligen) UdSSR, wo die Großmütter zur Kinderbetreuung mitherrangezogen wurden und werden. Besondere Bedeutung kommt hier den Familien auch in der Tradierung der jeweiligen Geschichte und Entwicklung des Landes zu. Es besteht eine lineare Beziehung zwischen Familie und Staat dort, wo der Staat bestimmte Aufgaben, wie die Bevölkerungspolitik und die Wohnungsvergabe, über die Familien regelt(e), insbesondere in der (ehemaligen) DDR und explizit in China.

Jutta Gysi kommt im Rahmen einer empirischen Untersuchung u.a. zu den Erwartungen der Geschlechter an Ehe, Familie und Partnerschaft in der (ehemaligen) DDR zu dem Schluß, daß gerade in diesem Bereich "mit gleichen Begriffen und Merkmalen stets auch Differenzierungen übertüncht" wurden und das Geschlecht "als wesentliches Unterscheidungsmerkmal" kaum Beachtung gefunden hätte (Jutta Gysi 1990, 92). Zu vermuten ist, daß vor allem in der (ehemaligen) DDR durch eine Regelung von Frauenfragen in staatlichen Organisationen Frauen in Familien zunehmend einen selbstbestimmten Gestaltungsraum gesehen haben, da sich "die Bedingungen für die Einlösung der Erwartungen an das Arbeitsleben (z.B. gesellschaftlich nützliche Arbeit leisten, die eigenen Fähigkeiten bestätigen lassen, gut verdienen, soziale Kontakte pflegen) deutlich verschlechtert" haben (Jutta Gysi 1990, 94). Insofern wird verständlich, warum es vor der Gründungsphase des Unabhängigen Frauenverbandes in der (ehemaligen) DDR weder eine explizite Kritik an der Familienform noch eine öffentlich sich artikulierende Frauenbewegung gegeben hat.

### Frauenforschung und Feminismus

Auch die neue Frauenbewegung nahm keine historisch-genetische Analyse zum Zusammenhang von Geschlechterverhältnissen und der bürgerlich kapitalistischen Familienform vor. Sie ging in der BRD (Anfang der 70er Jahre) aus der sozialistisch orientierten Studentenbewegung hervor, die in Anlehnung an die Kritische Theorie die bürgerliche Kleinfamilie als eine Institution sah, in der die kapitalistischen Verhältnisse reproduziert und Untertanen produziert werden. Praktisches Resultat dieser Diskussionen war die Entwicklung alternativer Zusammenlebensformen. Zwar hat sich die Hoffnung, durch Verbreitung von Kommunen - mit gemeinsamer Haushaltung, aufgehobener Privatsphäre, nicht-monogamer Sexualität, anti-autoritärer Erziehung und gesellschaftlicher Kooperation der Mitglieder - die gesamte Gesellschaft zu revolutionieren (vgl. Heide Berndt 1969), nicht erfüllt; so ist es dennoch gelungen, die bestehenden Zusammenlebensformen um die Wohngemeinschaften zu bereichern. Ein Teil der Frauenbewegung begann zunächst mit einer kritischen Auseinandersetzung mit den Klassikern des Marxismus, sowohl mit dem männlichen Blick auf Frauenfragen, Ehe und Familie als auch mit der individuellen Lebensweise von Marx und Engels, zunächst ohne deren Arbeiten auf produktive Anknüpfungspunkte für feministische Theorie und Praxis zu prüfen, um zu korrigieren und weiterzuentwickeln.

Roswitha Burgard und Gaby Karsten eröffneten Mitte der 70er Jahre die feministische Kritik (in der BRD) an Engels. Sie setzen sich mit seiner, ihrer Meinung nach, falschen Sicht auf das Patriarchat auseinander, mit seiner Einschätzung männlicher und weiblicher Sexualität und mit seiner perspektivischen Sicht auf die proletarische Ehe, die nichts weiter sei als die "liberalisierte Sklaverei" (ebd. 1975, 21).

"Wir müssen immer daran denken, daß die Geschichtsschreibung auf männlichen Interpretationen und bewußten oder unbewußten Fälschungen beruht, weil Männer nicht umdenken können." (ebd., 18)

"Hier schlägt wieder Engels' Chauvinismus durch, der die Sexualität der Frau als Last, aber die männliche als Lust bezeichnet." (ebd., 22) "Außerdem sitzt er dem patriarcha-

lischen Mythos auf, daß der Mann über eine größere Sexualkapazität verfügt und so das größere sexuelle Bedürfnis entsteht, das die doppelte Moral und die Vielweiberei sanktioniert." (ebd., 27)

Diese Kritik blieb insofern dem Ansatz von Engels immanent, als sich die Autorinnen die relevanten Bereiche von Engels vorgeben lassen und so nicht über seinen Ansatz hinausgehen können.

Marielouise Janssen-Jurreit kritisiert an den Ansätzen von Marx und Engels, daß sie die Frauenfrage weder weiterentwickelt noch zeitgenössische Denksätze diesbezüglich berücksichtigt hätten (ebd. 1979, 195). Sie konstatiert immer wieder Diskrepanzen zwischen theoretischem Anspruch und persönlichem Verhalten (auch in der eigenen Familie). So sei die "intellektuelle Selbstverwirklichung" von Marx zu Lasten seiner Frau Jenny gegangen, die dazu "verdammt" gewesen war, viele Kinder zu gebären. Obwohl die Empfängnisverhütung zu Lebzeiten von Marx debattiert worden sei, habe er sie weder in seine Analysen noch in sein privates Familienleben Eingang finden lassen. Allerdings tat sich selbst die SPD kurz vor dem Ersten Weltkrieg noch schwer, mit dem Thema umzugehen und unterstützte entsprechende Demonstrationen von Arbeiterinnen nicht (vgl. Ute Gerhard 1990b, 200).<sup>25</sup>

Marx und Engels sind beide für die Erwerbstätigkeit der Frauen eingetreten, aber ohne sich, so kritisiert Janssen-Jurreit, bei der Internationalen Arbeiterassoziation dafür einzusetzen, so daß die deutsche Abteilung 1866 eine Denkschrift veröffentlichen konnte, "die die Frauenarbeit ablehnte" und den Frauen die Haus- und Familienarbeit zuwies (ebd. 1979, 210 f.).

"Schafft Zustände, worin jeder herangereifte Mann ein Weib nehmen, eine durch Arbeit gesicherte Familie gründen kann ... Den Frauen und Müttern gehören Haus- und Familienarbeiten, die Pflege, die Überwachung und erste Erziehung der Kinder, wozu allerdings eine angemessene Erziehung der Frauen und Mütter vorausgesetzt werden muß. Die Frau und Mutter soll neben der ernsten öffentlichen und Familienpflicht des Mannes und Vaters die Gemütlichkeit und Poesie des Lebens vertreten, Anmuth und Schönheit in die gesellschaftlichen Umgangsformen bringen und den Lebensgenuß der Menschheit veredelnd erhöhen." (Denkschrift der deutschen Abteilung der Internationalen Arbeiterassoziation 1866, zit. n. Ute Gerhard 1990b, 114 f.)



Janssen-Jurreit wirft Marx und Engels vor, daß sie in ihren familientheoretischen Abhandlungen die Geschlechterverhältnisse im Proletariat verherrlichten, weil dort das Privateigentum keine Rolle spielte und viele andere Aspekte außer acht ließen, z.B. die Scheidungsfolgen:

"Die ganze frühkapitalistische Gesellschaft baute zuversichtlich darauf, daß die proletarische Mutter ihre Kinder nicht einfach ihrem Schicksal überließ; daß sie sich nicht so leicht wie der Mann dem Trinken ergab; daß sie in einer Situation grenzenloser Ausbeutung, in der viele Väter auf- und davongingen, ihre sozialen Instinkte bewahrte." (Marielouise Janssen-Jurreit 1979, 207)

Auch Engels hätte, aufgrund seiner Analysen über: "Die Lage der arbeitenden Klasse in England" (MEW 2), wissen müssen, "daß die unerträgliche Ausbeutung des Arbeiters nicht in ein ideales Familienleben umschlug, daß der Klassengegensatz am härtesten die Proletarierin traf." (Marielouise Janssen-Jurreit 1979, 208) Denn die Abschaffung des Privateigentums allein würde die Geschlechterwidersprüche ebenso wenig aufheben wie eine vergesellschaftete Kindererziehung die letztendliche Zuständigkeit der Frauen.

Regina Becker-Schmidt, die noch 1981 die "Funktionen der familialen Reproduktion" (ebd., 79) für die kapitalistische Produktionsweise und die damit einhergehenden Entwicklungsbehinderungen von Frauen untersuchte, wendet sich heute (in der Frauenforschung) gegen die kritische Sicht der Familienform und den damit einhergehenden Arbeitsteilungen:

"Häusliche Privatheit nur als Bornierung und Fesselung zu begreifen, verführt .. dazu, die Handlungspotentiale von Frauen, die die Verantwortung für die Versorgung der Familienangehörigen übernehmen, lediglich als beschränkte, als unpolitische wahrzunehmen. Damit werden diese ... mit den gleichen Vorurteilen belegt, welche bereits die Tauschgesellschaft, die die Erwerbsarbeit privilegiert, für die sogenannten 'Nur-Hausfrauen' bereit hält." (Regina Becker-Schmidt 1992, 226)

Becker-Schmidt spricht sich gegen eine Abwertung der Tätigkeiten von Frauen in Familien aus, schließlich sind dies allgemein wichtige Arbeiten, die tatsächlich ungerechtfertigterweise als weniger wichtig angesehen werden als die Erwerbsarbeit. Doch was ist gewonnen, wenn die Familienarbeiten von Frauen bloß anerkannt und ansonsten so belassen werden, wie sie sind? Um Frauen aus den Beschränkungen der

geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen zu befreien, müssen doch ihre Tätigkeiten und die Formen, in denen sie stattfinden, analysiert werden. Und wer zieht welchen Nutzen daraus, daß es fast ausschließlich Frauen sind, die familiäre Verantwortung übernehmen? Wie kommen Frauen dazu, sich gerade dafür zuständig zu fühlen? Eine Analyse des historischen Wandels der Familiengesetze ließe zwar eine Verbesserung der rechtlichen Situation feststellen, denn seit der Eherechtsreform von 1977 sind nicht mehr Frauen explizit für die Kindererziehung und Hausarbeit zuständig, sondern beide Geschlechter "im gegenseitigen Einvernehmen" (vgl. Barbara Ketelhut 1985b, 30 ff.). Doch erfährt man so nicht, wer tatsächlich die Hausarbeit macht.

Statt einer Formanalyse von Familie und damit einhergehend der Entwicklung von Bausteinen für eine alternative Regelung der Aufgaben im Rahmen der Reproduktion des Lebens, schlägt Becker-Schmidt die Aufwertung der Tätigkeiten von Hausfrauen vor. In der Tat leisten Frauen in diesem Bereich viel, fast 70% aller Altenpflege (vgl. Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit 1986, 172). Allerdings stellt sich doch die Frage nach den Chancen, nach Beendigung dieser Pflegeleistungen wieder berufstätig werden zu können oder eine durchschnittliche Altersrente beziehen zu können.

Becker-Schmidt schlägt hingegen eine Strukturanalyse vor, die "Objektivität und Subjektivität" vermittelt:

"Die symbolische Ordnung, in der die sozialen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit eingeschrieben sind, sozialisiert die Geschlechter ebenso wie die durch Arbeit und Interaktion vermittelte Faktizität. Ich gehe davon aus, daß wir Frauen und mit uns unsere Lebensweisen (Faktizität) nicht mit den Stereotypen und Setzungen identisch sind, die über uns verhängt sind (Normativität)." (ebd. 1992, 235)

Offen bleibt, wie man die Allianzen, z.B. zwischen Individuen und Staatsapparaten erfassen kann. Wie können allgemein menschliche Perspektiven für das Zusammenleben von Generationen und Geschlechtern entwickelt werden, ohne die Formen kritisch zu beleuchten, in denen Menschen heute leben und in denen von Männern und Frauen zur Reproduktion geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung beigetragen wird? Indem bei Becker-Schmidt die Individuen kaum noch vorkommen,

kann sie auch schwerlich nach den Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen fragen und wie die Veränderungen der jeweiligen Strukturen zustandekommen könnten.

Anders als einige Vertreterinnen der sich etablierenden Frauenforschung, halten es sozialistische Feministinnen für unmöglich, die Befreiung der Frau innerhalb der Familie zu erlangen (vgl. Rada Ivekovic 1984; Rossana Rossanda 1983). Sie problematisieren die Trennung der Bereiche öffentlich und privat sowie die damit einhergehenden geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten. Michèle Barrett (1982) führt aus, daß die Familie unsozial ist, weil in ihr die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung reproduziert wird und gesellschaftlich notwendige Aufgaben, wie die Kindererziehung und die Reproduktion der Arbeitskraft, privatisiert werden. Das, was für Michèle Barrett die Familie zusammenhalten läßt, ist die Familienideologie. Frigga Haug (1983a) macht dazu den Vorschlag, Familie als ein "illusionäres Gemeinwesen" zu sehen, das "von unten" die Gemeinschaftlichkeit stützt und aufrechterhält und worin die Frau die Vermittelnde ist. In einer empirischen Untersuchung wurden Töchter danach gefragt, wie in ihrer Kindheit Zusammenhalt zwischen den Mitgliedern der Familie gestiftet wurde. Die Töchter, so das verblüffende Ergebnis, sahen fast nur ihre Väter als aktive, die Mütter blieben in den Erinnerungsschichten blaß im Hintergrund, verrichteten schweigend ihre Arbeit. Es zeigte sich, daß es gerade diese Unsichtbarkeit der Mütter bei der Regelung der Aufgaben und Konflikte in den Familien ist, die den Zusammenhalt herstellt und reproduziert (vgl. Barbara Ketelhut 1985a). Aus der "Herrschaft" der Frauen durch Zurückhaltung, wie sie vor allem Rousseau vorgeschlagen hat, ist die Macht der Unsichtbarkeit der Frauen in den Familien geworden. Doch wie können Unsichtbare aus ihren Fesseln befreit werden? Wie kann ein Herrschaftsverhältnis analysiert werden, das kaum noch zu sehen ist?

#### VON FAMILIEN- ZU LIEBESVERHÄLTNISSEN

Die von Rousseau projektierte Familie sollte zum einen subversiv sein, dem negativen Verhalten der oberen und unteren Schichten eine christliche Philantropie entgegensetzen und zum anderen sollte sie staatstragend werden durch allgemeine Verbreitung. Diese Familienform erforderte selbstbestimmte Individuen, die in der Lage sein mußten, die neuen Aufgaben auch zu erfüllen, wie die aufwendigere Versorgung und Erziehung der Kinder zu Bürgern und Bürgerinnen. Hier wurde die Familie zum zweiten Mal subversiv konstruiert, indem die Kinder ausschließlich im Privaten erzogen werden sollten, und nicht von Mitgliedern anderer Schichten; so sollten neue Menschen heranwachsen, die die von Rousseau formulierten Ideale leben und tradieren sollten. Diese umfangreichen Aufgaben erforderten Arbeitsteilungen, die von Rousseau explizit geschlechtsspezifisch gedacht werden und zudem in hierarchischer Anordnung. Zwar sollen demnach die Ehemänner und Väter keine despotischen Familienpatriarchen sein, aber dennoch vorherrschend, was sich am besten mit "primus inter pares" beschreiben läßt. Die Frauen erhielten dafür die Achtung zum Geschenk, für sie wurde eigens eine neue Form von Herrschaft definiert, die aus ihrer Zurückhaltung bestehen sollte.

Dieses Projekt der bürgerlichen Familie setzte auf Freiwilligkeit und Selbstbestimmung, die auch für die Partnerwahl gelten mußte, d.h. eine Heirat aus Neigung - eine Liebesheirat. Auf diese Weise fand die Liebe Eingang in die bürgerlichen Ehen und Familien und wurde zugleich darin eingesperrt. Zwar wurden diesen Verbindungen die Zwänge entzogen, so hatten dennoch die Eltern die Kontrolle z.B. über die jungen Männer, die ihre Tochter überhaupt treffen sollte. Nach Leonore Davidoff und Catherine Hall (1987) ist es demnach oft zu Heiraten zwischen Cousins und Cousinen gekommen, weil die Eltern ihre heranwachsenden Knaben häufig zu Verwandten in deren Betriebe oder Geschäfte gaben, um sie lernen zu lassen. Auf diese Weise waren ähnlicher Stand und Gesinnung in der Regel für die nachfolgende Generation gewährleistet.

Deutlicher noch als Rousseau thematisiert Knigge die Schwierigkeiten, freie Partnerwahlen zu arrangieren. Leidenschaft und Rationalität müssen für Knigge zusammenkommen.

In den späteren Ansätzen von Mary Wollstonecraft und Mill u.a. werden zwar nicht strukturell, aber aspekthaft Zusammenhänge zwischen Liebe und der Unterwerfung der Frauen gesehen. Kritisiert Wollstonecraft die Erziehung der Mädchen zum bloßen Schein, obwohl es doch um ihre Gesinnung gehen sollte, betonen Mill u.a. die Diskrepanzen zwischen Eheleben und Eherecht und den darin liegenden Möglichkeiten massiver Frauenunterdrückung, die sie mit Sklaverei vergleichen.

In der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung schließlich werden auch die Verhinderungen für Frauen thematisiert, sich aufgrund der monogamen Sexualmoral überhaupt in der Gesellschaft außerhalb der eigenen vier Wände bewegen zu können, weil immer Frauen für die Repräsentation eines funktionierenden Familienlebens zuständig gemacht wurden.

Die Liebe, wie sie das bürgerliche Familienleben erforderte, war also von Anfang an auf die Herrschaft der Männer über die Frauen gegründet. Der Konstruktion bürgerlicher Liebe ist damit per definitionem nicht nur die Unterordnung der Frauen im Zusammenleben immanent, sondern auch die gesamtgesellschaftliche geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.

MarxistInnen forderten die Gleichheit der Geschlechter, hielten aber zum Teil an geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen fest, oft genug überall dort, wo sie sie nicht zum Thema machten, wenn z.B. Engels davon ausging, alle Familienarbeiten vergesellschaften zu können. Engels wollte Verhältnisse schaffen, in denen die Gesellschaft für die Kinder sorgt und die Frauen nicht mehr ökonomisch von den Männern abhängig sein sollen, wodurch die Frauen von der herrschenden Sexualmoral hätten befreit werden können. Postulierte Engels die Proletarierfamilie bereits als Perspektive, da sie auf gegenseitiger Neigung der Eheleute beruht, war für Marx die Gleichheit der Geschlechter maßge-

bendes Kriterium für die Entwicklung zukünftiger Familienformen in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext.

Die Geschlechterverhältnisse sind historisch grundlegender Bestandteil der (heterosexuellen) Liebesbeziehungen; diese Liebe wurde von BürgerInnen und SozialistInnen zur Voraussetzung von Ehe bzw. Familie gemacht.

Somit reicht es nicht, die Familienideologie zu untersuchen, wie Michèle Barrett (1982) vorschlägt. Nicht nur die Form und die Art der Aufgabenerfüllung hängen zusammen, wie Kornelia Hauser (1987) an Michèle Barrett kritisiert, so daß wir die Familie nicht abschaffen oder grundlegend reformieren können, ohne die gesamte Gesellschaft zu verändern, sondern wir brauchen auch Analysen und Veränderungen der Liebesverhältnisse, die sowohl die Geschlechterverhältnisse als auch die Familienverhältnisse als auch die gesellschaftlichen Verhältnisse durchkreuzen und reproduzieren. So soll im folgenden hinterfragt werden, was nicht befragt werden darf - die Liebe zwischen Mann und Frau im Kontext der Herrschaft des männlichen Geschlechts über das weibliche.

Zunächst wird es um Konstruktionen und Reproduktionen von Liebesverhältnissen in zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Ansätzen zum Thema gehen; im Anschluß daran werden die Liebeskonstruktionen von BürgerInnen und von SozialistInnen in ihren jeweiligen Möglichkeiten und Verhinderungen von Frauenbefreiung geprüft.

## LIEBESVERHÄLTNISSE

"Jene (Liebe, B.K.) aber, die, unterm Schein der unreflektierten Spontaneität und stolz auf die vorgebliche Aufrichtigkeit, sich ganz und gar dem überläßt, was sie für die Stimme des Herzens hält, und wegläuft, sobald sie jene Stimme nicht mehr zu vernehmen meint, ist in solcher souveränen Unabhängigkeit gerade das Werkzeug der Gesellschaft."  
(Theodor W. Adorno)

### LIEBE IN SOZIALWISSENSCHAFTEN:

In soziologischen Abhandlungen der Gegenwart wird zwar an vielen Punkten der Gesellschaft immer wieder herausgearbeitet, inwiefern die Differenzen der Geschlechter, biologischer und/oder sozialer Art, der Reproduktion oder zumindest der Legitimation patriarchaler Vorherrschaft dienen. Dennoch werden in den Analysen zu Liebe, ob nun von männlichen oder weiblichen AutorInnen verfaßt, die Geschlechterdifferenzen auf eine Ebene gleicher Wertigkeiten gehoben. Die Unterschiede werden zelebriert, als dienten sie nicht auch in der Liebe selber der Unterwerfung der Frauen. Der Blick für die Reproduktion der Geschlechterverhältnisse geht in den Diskursen über "die" Liebe verloren. Frauenunterdrückung in Liebesbeziehungen wird ausgeblendet wie der Ehealltag nach dem Happy-End im Film.

### Soziologie

In ihrer gemeinsamen Aufsatzsammlung fragen sich Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990), warum sich der Zeitgeist gegen Familie richtet. Im Ausbruch aus der traditionellen, rechtlich geregelten Familie sehen sie ein Problem, das auf individueller Ebene zu regeln ist. Die Frage nach den gesellschaftlichen Gesetzen, die hinter diesen Veränderungen stehen, beantworten sie in der gemeinsamen Einleitung mit der zunehmend notwendigen Verinnerlichung der Anforderungen des Arbeitsmarktes, von denen beide Ge-

schlechter betroffen seien. Ihre explizierte Sicht richtet sich auf Krisen und Konflikte, die dabei sichtbar werden. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim gehen auf die sich verändernden Bedingungen des Arbeitsmarkts und Wohlfahrtsstaats ein und beschreiben Prozesse zunehmender Individualisierung als Reaktion darauf. Zu den so entstehenden Anforderungen an die einzelnen gehören demnach: räumliche und wochenarbeitszeitliche Mobilität, Rationalisierungen am Arbeitsplatz, zunehmende Entfremdung (weniger Mitbestimmung und -gestaltung in der Arbeit) und abnehmende Eingriffsmöglichkeiten im öffentlichen Bereich überhaupt. Als Folge dieser Veränderungen konstatieren Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim einen Rückzug ins Private, in die interpersonellen Beziehungen.

"Vielleicht enthält dieses Buch zwei Bücher, zwei Versionen derselben 'Sache' ... Wir haben nicht weggebügelt und auch nicht ausgekämmt, was an Unterschiedlichem und gegensätzlich Gesehenem sich in dem kondensiert, was nach vielen Gesprächen und gemeinsamen Erfahrungen in den Kapiteln jeder für sich niedergeschrieben hat." (ebd. 1990, 19)

Leider haben sie ihre unterschiedlichen Sichtweisen und Vorstellungen von Liebe nicht bearbeitet. Im folgenden soll nicht auf den gesamten Ansatz von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim eingegangen werden, da gäbe es viel zu kritisieren, insbesondere an der Vorgehensweise.<sup>26</sup> Statt dessen sollen ihre unterschiedlichen Liebeskonstruktionen behandelt werden, um Hinweise zu erhalten, in welchem Spannungsfeld sich die Geschlechter in Liebesverhältnissen befinden. Auf welche ungelösten Probleme im Geschlechterverhältnis weisen sie implizit hin?

Ulrich Beck hält die Liebe für verloren, weil sie keine Kittfunktion mehr für das dauerhafte Zusammenleben der Geschlechter habe. So kann er nur negativ begründen, warum Frauen und Männer in einer Gesellschaft zusammenbleiben, die zunehmend dazu auffordere, Probleme ins Private zu verlagern, da es z.B. im Berufsleben keine Orte mehr gäbe, Konflikte dort zu lösen, wo sie auftreten. Beck erklärt dieses Zusammenbleiben mit der Angst vor Einsamkeit. Er denkt Liebe nur in den traditionellen Zusammenlebensformen der Geschlechter von Ehe und Familie.



"So wirken zusammen: Scheidungserfahrung, Vertrag und Scheidung. Am Ende verselbständigt sich die Liebe gegen die Formen, die ihr Unterschlupf und Dauer gewähren sollten, wird abstrakt, unstet, nur sich selbst verpflichtet." (ebd., 208)

Für Ulrich Beck ist Liebe also nur an festen steten Orten möglich, und sie sollte dauern. Einen Grund, warum die Zusammenlebensformen so ins Wanken geraten und eben damit die Liebe, sieht er in dem Widerspruch von Gleichheitserwartung und Ungleichheitsrealität der Frauen im Beruf, der aufs Private abgewälzt werde.

Für ihn wird Liebe zu einer Leerstelle, zur bloßen "Religion" ohne Inhalt:

"Wenn nichts sicher ist, wenn sogar bloßes Atemschöpfen vergiftet, dann jagen die Menschen den irrealen Träumen der Liebe nach, bis diese in Alpträume umschlagen." (ebd., 231)  
 "Die Liebenden sind ihre eigene Kirche, ihre eigenen Priester, ihre eigene Bibel" (ebd., 238).

Auch wenn Ulrich Beck, zum Teil auf der phänomenalen Ebene, recht haben mag, sucht er nicht nach Auswegen. Er fragt weder nach alternativen Formen von Liebe, noch nach alternativen Zusammenlebensmöglichkeiten oder Regelungen, die es ermöglichen würden, der zunehmenden Entfremdung, die er für den Berufsbereich behauptet, etwas entgegenzusetzen.

Anders als Ulrich Beck fragt Elisabeth Beck-Gernsheim nach dem Gemeinsamen, das das heterosexuelle Paar verbinden könnte. Auch sie hält in ihren Vorstellungen an den Zusammenlebensformen von Ehe und Familien fest und behauptet, daß zwei verschiedene Berufsbiographien der Gestaltbarkeit der Ehe ein Ende setzen (ebd., 77).

"Was, wenn nun einer an der Sicherheit des Gewohnten festhalten, der andere Verlockungen des Neuen erproben will: Wer hat dann recht? Manchmal keiner." (ebd., 78)

Erstaunlicherweise stellt sich Elisabeth Beck-Gernsheim nicht die Frage, warum Männer und Frauen in solcher Weise miteinander leben müssen, daß immer eine ihr Lebenskonzept zugunsten des anderen aufgeben muß.

Beide, Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, sind unzufrieden mit der Alltagssituation von Paaren. Wichtig sind ihnen die Dauerhaftigkeit des Zusammenlebens von Männern und Frauen und die Konstruktion, wonach Kinder zur gemeinsamen dritten Sache gemacht werden. In diesem Zusammenhang

bedauern beide, daß die Kinder zu Ersatzpartnern würden oder den Glücksanspruch eines Elternteiles einlösen sollten, weil es die Partner nicht schaffen, gemeinsam glücklich zu werden.

Wenn Ehe und Familie in der Form, die wir heute kennen, nicht nur von Anfang an auf der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung errichtet wurden, sondern selbst in perspektivischen Gesellschaftsentwürfen noch zur Reproduktion von Frauenunterdrückung beitragen können, wie gezeigt, dann stellt sich doch die Frage nach einer Veränderung der Zusammenlebensformen. Und wenn Liebe in den alten Formen nicht mehr möglich ist, weil nun endlich auch die Frauen ihre Lebensperspektiven durchsetzen wollen, stellt sich auch die Aufgabe, nach Veränderungen in den Liebesverhältnissen zu suchen.

In beiden Ansätzen taucht immer wieder die Vorstellung auf, daß Männer und Frauen gleich seien, aber individuell verschiedene Berufsbiographien und Wünsche hätten. Bei Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim scheint ein Kardinalproblem auf, das sich durch die Debatten um heterosexuelle Liebe zieht, aber nicht thematisiert wird, der Widerspruch im Umgang mit Gleichheitsvorstellungen bezüglich der Geschlechter. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim geht es einerseits darum, zwei verschiedene Individuen mit verschiedenen Biographien zusammenzubringen in einer herrschafts- oder hierarchiefreien Weise, und sie können es andererseits nicht, weil sie zuvor die zugrundegelegte Herrschaft des einen Geschlechts über das andere nicht thematisieren, nicht einmal zur Kenntnis nehmen. Implizit behaupten sie damit eine Gleichheit von Männern und Frauen und beschreiben dann wieder Situationen, worin die Geschlechter nicht gleich sind, wenn z.B. der Mann berufstätig ist und die Frau Hausfrau, "die nach einigen Jahren ... unter der Enge und Isolation des Privaten" leidet (ebd., 78). Eine solche Konstellation ist nicht schon deshalb herrschaftsfrei, nur weil sich beide zu Beginn der Ehe auf das Hausfrauendasein der Ehefrau geeinigt haben. Dies zu Ende gedacht, würde bedeuten, daß niemals Befreiung denkbar wäre, weil gewaltfreie

Unterdrückung immer die Zustimmung der Unterdrückten braucht (vgl. Frigga Haug 1990a).

Das Gleiche kann doch gleich nicht sein, weil es sonst der Bekräftigung der Gleichheit nicht bedürfte. Die Vorstellung von Gleichheit zwischen Männern und Frauen in der Liebe zieht sich durch die Debatten und wirkt auf die Möglichkeiten von Veränderungen in Liebesverhältnissen hindernd.

Doch Liebe in der heutigen Form ist nicht ahistorisch und statisch, sondern hat sich verändert, wie die Gesellschaft sich verändert hat. Herrad Schenk (1987) stellt die Entwicklung von Liebe in Abgrenzung zur Ehe dar. Ihr Blick richtet sich auf das Paar, dessen Zusammenhalt und die sich verändernden Funktionen des Paares für die Ökonomie, das Überleben und den Arbeitsprozeß.

Bis zur Entstehung des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) im Jahre 1900 durften nicht alle heiraten, insbesondere nicht die Angehörigen der unteren Schichten. Herrad Schenk zeigt die Umkämpfteit sowohl der Ehe als auch der Liebe.

"Die Idee von der grundsätzlichen Unvereinbarkeit der leidenschaftlichen Liebe mit der Ehe hat seit dem Mittelalter das Denken und Fühlen im Abendland geprägt, jedenfalls in den Oberschichten, die Zeit und Muße hatten, eine Liebeskultur zu entwickeln und zu pflegen." (ebd., 60)

Der Einfluß der Kirche auf die Ehe im 16. Jahrhundert hätte den Heiratswilligen mehr Autonomie durch eine "freie" Partnerwahl gebracht, die zunehmend unabhängiger vom Willen der Eltern geworden sei; zugleich habe die Kirche die Wollust aus der Paarbeziehung vertrieben. Viele Literaten hätten im 18. Jahrhundert sowohl für die Liebe überhaupt als auch in der Ehe gekämpft, wie z.B. Schiller und auf diese Weise zur Förderung von geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen beigetragen. Der erste Familiensoziologe Riehl hingegen habe "die gottgewollte Ungleichheit, die Abhängigkeit der Frau und die 'natürliche Obervormundschaft' des Vaters" akzentuiert (ebd. 1855, 99).

Herrad Schenk vertritt nicht nur die These, daß Ehe und Familie sich immer mehr voneinander abkoppelten, wobei sie Familie als Zusammenleben von Erwachsenen mit ihren Kindern definiert, sondern auch, daß die Emanzipation von Frauen mit der Vorstellung der Liebesehe einherginge. Selbst die

Forderungen nach "freier Liebe" (der Frauen im Vormärz u.a.) seien Forderungen nach einer Liebesehe gewesen (z.T. mit sukzessiver Monogamie). Für Herrad Schenk hängen Frauenbefreiung und der Einzug der Liebe in die Ehe eng zusammen:

"Nicht nur die großen sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts, Feminismus und Sozialismus, machten sich zu Anwältinnen der Sache der Frauen, sondern nahezu alle Sozialreformer, die die Institution Ehe im Namen der Liebe kritisierten" (ebd. 1987, 156).

Indem sich Herrad Schenk für eine entwickelte Liebe zwischen den Geschlechtern einsetzt, verliert sie Frauenunterdrückung und Geschlechterdifferenz immer mehr in ihren Betrachtungen, je weiter sie in die Gegenwart reichen. Dies liegt u.a. daran, daß sie mit der Verfolgung der Spuren auf den Liebespfaden bei der Studentenbewegung aufhört. Dort hebt sie noch die Leistungen der Feministinnen hervor, die vor allem die sexuelle Unterdrückung von Frauen in den Beziehungen thematisieren und kritisieren. Die Liebe zwischen Mann und Frau habe sich bis heute dahingehend verändert, daß sie nicht nur die Ehe überflüssig gemacht habe, nichts Statisches mehr sei, das formal abgesichert werden müsse, sondern heute käme es auf die individuelle Entwicklung beider Personen an. Liebe wird so zu einem Prozeß ohne Ziel und ohne Richtung.

"Eine dauerhafte Gemeinschaft entsteht dann, wenn es den beiden Menschen gelingt, in der Anfangsphase aus ihren komplizierten und widersprüchlichen Bedürfnissen nach Nähe und Distanz, nach Verschmelzung und Abgrenzung ein sich selbst tragendes System zu bauen. Nicht anders als in der legalisierten Beziehung entwickelt sich dann eine 'eheliche' Liebe im soziologischen und psychologischen Sinn. Nicht-verheiratete Paare, die länger zusammenleben, erkennen irgendwann, daß viele der Phänomene, die ursprünglich zu ihrem (Negativ-) Bild der formalen Ehe gehörten, in Wirklichkeit Begleiterscheinung dauerhaften Zusammenlebens überhaupt sind. Auch in nichtehelichen Lebensgemeinschaften entstehen 'Kollusionen' aus dem unbewußten Zusammenspiel von Frau und Mann, das heißt, daß beide einander unbewußt auf komplementäre psychische Positionen und Rollen festlegen, was sowohl die Ursache einer befriedigenden 'Arbeitsteilung' auf der Gefühlsebene als auch die Ursache von Spannungen und Konflikten werden kann, je nachdem, wie lebendig die Beziehung ist." (ebd., 225 f.)

Die Liebe, die die Ehe fast ersetzt habe, sei sich selbst genug, hätte sich selbst zum Thema, es ginge weder darum,

zusammen finanziell zu überleben, noch gemeinsam zu arbeiten, noch seien die Frauen in der Regel ökonomisch abhängig. Folgt man Herrad Schenk zum Endpunkt dieser Entwicklung, stellt sich die Frage, was zum Beispiel in den letzten zwanzig Jahren aus der sexuellen Unterdrückung der Frauen geworden ist. Müßte die Paarbeziehung, gerade wenn davon ausgegangen wird, daß sie vieler Aufgaben entkleidet ist, aufgrund der Unmittelbarkeit, mit der die Geschlechter aufeinandertreffen, nicht ein Herd von Widersprüchen und Konflikten sein, wenn man sich vorstellt, daß Frauen, wie Herrad Schenk auch schreibt, die Bedingungen, unter denen sie leben, mitreproduzieren und Männer nicht ohne weiteres bereit sind, gewohnte Privilegien aufzugeben und die Geschlechter überhaupt mit unterschiedlichen Voraussetzungen in die Paarbeziehung eingehen?

Indem Herrad Schenk Annahmen folgt, wonach innerhalb der bestehenden Gesellschaft individuell gestaltete Nischen errichtet werden können, frei von gesellschaftlichen Problemen aus den unterschiedlichsten Bereichen, verliert sie die Orientierung für Frauenbefreiung und gesellschaftliche Entwicklung insgesamt.

Ähnlich wie Herrad Schenk sehen auch andere Frauenforscherinnen die Geschlechter als zunehmend Gleiche, weil Frauen ähnliche Möglichkeiten wie Männer hätten, sich nicht mehr nur mit Familie zufriedengeben würden usw. Die Geschlechterbeziehungen im Privaten werden als herrschaftsfreie unterstellt, worin Mann und Frau nur noch einige wenige private Probleme zu lösen hätten.

Zu einem ähnlichen Resultat kommt auch die französische Philosophin Elisabeth Badinter:

"In den westlichen Gesellschaften, die in Sachen Demokratie höhere Ansprüche stellen als andere, haben die Frauen sich die herrschende Ideologie zunutze gemacht und unter das Verhältnis der Ungleichheit, das sie mit den Männern verband, einen Schlußstrich gezogen. ... Sie haben das komplementäre Verhaltensmuster, das den Menschen, ..., vom Primaten unterscheidet, mit all ihren Kräften bekämpft und ein Muster der Beziehungen zwischen den Geschlechtern herbeigeführt, das in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist. Die Welt wird immer weniger in besondere, einander ergänzende Sphären der Frau und des Mannes eingeteilt, vielmehr haben beide Geschlechter zu allen Bereichen gleichermaßen Zugang." (ebd. 1988, 263 f.)

Elisabeth Badinter sieht die "androgyn Revolution" als Folge historischer Gleichheitsbestrebungen, der französischen Revolution und der Proklamation der Menschenrechte in Richtung und Trend nahezu erfüllt. Bloß auf formale Zugangsmöglichkeiten von Männern und Frauen in gesellschaftliche Bereiche zu bauen, läßt die fortwährenden patriarchalen Strukturen außer acht. So verschwinden auch in Badinters Konzept die Geschlechterverhältnisse der Gegenwart völlig.

Der Kampf um die "freie Liebe" ist gewonnen, könnte man meinen. Die Frauen unterliegen nicht mehr den ökonomischen Zwängen der Ehe. Ähnlich wie die Männer haben sie die Möglichkeit, ihre Liebespartner frei zu wählen, sie brauchen nicht einmal mehr unbedingt zu heiraten. Insbesondere in Großstädten ist zu beobachtenden, daß es immer mehr Frauen (mit und ohne Kindern) vorziehen, ohne Mann dauerhaft oder zeitweise zu leben (vgl. Erika Spiegel 1986).

Sowohl Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990) als auch Herrad Schenk (1987) und Elisabeth Badinter (1988) geht die Frage nach der Frauenunterdrückung in ihren Darstellungen verloren. Die genannten AutorInnen folgen in ihren Denkweisen affirmativ den Vorstellungen von der Trennung in öffentliche und private Bereiche. Auf diese Weise kann ihnen der gesamtgesellschaftliche Kontext bei ihren Studien über "die Liebe" verloren gehen; so nehmen sie sich insgesamt die Möglichkeit, nach Frauenunterdrückung auch nur zu fragen. Galten Frauen in der Studentenbewegung noch als sexuell Unterdrückte, erscheinen sie gut zwanzig Jahre später bereits als befreite (Herrad Schenk 1987), ohne daß wesentliche Veränderungen in den Formen, in denen die Geschlechter unmittelbar aufeinandertreffen, stattgefunden haben. Lockere Zügel sind immer noch Zügel. Alle drei Ansätze kommen so nicht an den Punkt, nach der fortwährenden Reproduktion von Geschlechterherrschaft zu fragen. Das einst Er kämpfte scheint erreicht, ohne daß die Gewinne geprüft werden müssen - die Balance zwischen Nähe und Distanz wird zur Zauberformel. Alle Konflikte in Liebesbeziehungen werden dem untergeordnet, als Lösung dient die Balance. Doch wie soll sie hergestellt werden?

### Psychologische Ratgeber

Die Frage danach, wie die Paare die bestmögliche Balance zwischen Nähe und Distanz erreichen können, beantworten Psychologen in zahlreichen Ratgebern in Sachen Liebe. Hier arbeiten Psychologie und Soziologie Hand in Hand in dem Einverständnis, die Gleichheit der Geschlechter erreicht zu haben, um nun an die wenigen Restprobleme zu gehen, den einzelnen zu helfen, in ihren privaten Nischen wirklich glücklich zu werden, unabhängig von Konjunktur, Erwerbslosigkeit, unterbezahlter Frauenarbeit usw.

Grob lassen sich die Ratgeber in zwei große Gruppen einteilen: die einen, die die Geschlechter als Gleiche behandeln und nicht nach Geschlecht differenzieren, was eine konsequente Folge der oben dargestellten soziologischen Abhandlungen ist, die anderen, die sich besonderer Probleme von Frauen annehmen. Im folgenden sollen zwei sehr bekanntgewordene Ratgeber kurz auf ihre Lösungsstrategien hin geprüft werden. Wohin führen sie die Geschlechter und was bedeutet das für die Perspektive von Liebe?

1980 beklagte sich der Psychologe Peter Lauster noch darüber, daß sich in jeder Buchhandlung "viele Bücher über Sexualität, aber nur sehr wenige Bücher über die Liebe" finden ließen (ebd. 1986, 17). Inzwischen ist sein Buch "Die Liebe" in mehrmals hunderttausender Auflage erschienen. Für Peter Lauster ist Liebe "der Weg zu Glück, Zufriedenheit, Gesundheit und Weisheit" (ebd., 13). Für ihn ist die "Mehrzahl der Menschen in der Entfaltung ihrer Liebesfähigkeit gehemmt und blockiert" (ebd., 12). Er ruft mit seinem Buch dazu auf, anders als bisher zu lieben, intensiver und häufiger (ebd.). Peter Lauster gibt eine Reihe von "Liebestips" zu den Bereichen Sexualität, Eifersucht, Selbstverwirklichung, Liebesverlust, Alkohol und vielem anderen mehr. Nach geschlechtsspezifischen Problemen differenziert Peter Lauster allerdings nicht. Sein Ziel ist vielmehr eine alles umfassende Akzeptanz:

"Lasse alles so, wie es ist, greife nicht ein, liebe es, wie es ist, und du hast das Beste getan, für dich und die

anderen. ... Es ist einerseits schwer, liebend zu akzeptieren, und andererseits so leicht, wenn es dich glücklich macht. Aber du mußt erst erfahren, daß es dich glücklich macht. Laß dich voll Vertrauen fallen, damit du es erfahren kannst. Kämpfe nicht mehr. Höre auf, Gewalt auszuüben. Laß geschehen, was geschieht. Akzeptiere." (ebd., 247)

Jeder für sich allein soll glücklich werden und den anderen akzeptieren. Gelernt werden soll Anpassung in der Zweisamkeit. Dieser Aufruf kann ausschließlich für Männer geschrieben worden sein, denn welche Frau fühlt sich aufgerufen, mit der Ausübung von Gewalt in der Liebe aufzuhören? Und sich fallen zu lassen, um alles andere zu akzeptieren, ist weibliches Schicksal seit dem Alten Testament.

Gerade gegen die bedingungslose Akzeptanz und Anpassung der Frauen an Männer richtet sich Robin Norwood. Ihr Buch und ihre Selbsterfahrungsgruppen überfluteten, von den USA ausgehend, in den letzten Jahren die Bundesrepublik. Robin Norwood sieht eine Gefahr darin, daß Frauen die Liebe zu einem Mann zum einzigen und damit eingeschränkten Lebensziel machen. Sie befaßt sich mit der Frage, "aus welchem Grund viele Frauen, die einen liebevollen Partner suchen, scheinbar unvermeidlich Beziehungen eingehen, die schädlich für sie sind und in denen sie nicht geliebt werden." (ebd. 1987, 9f.) Robin Norwood geht es darum, Frauen von einer Liebe zu befreien, die sie als Sucht bezeichnet. Zwar meint sie, dieses Phänomen träfe im Laufe ihres Lebens punktuell fast jede Frau. Dennoch hält sie die Liebessucht für eine Krankheit, die beinhalte, daß Frauen nach Liebe und damit verbunden Leid süchtig werden und sich so selbst aus anderen Bereichen der Gesellschaft ausschließen, weil sie an nichts anderes denken könnten. Ziel ist es, Frauen in der Liebe so von der "Liebessucht" unabhängig zu machen, daß ihnen Zeit und Energie für weitere Aufgaben und Ziele in der Gesellschaft, z.B. für den Beruf, verbleiben.

Beide Bestseller, der von Peter Lauster und der von Robin Norwood, antworten auf den Liebesbeziehungen immanente Probleme. Es geht dabei dominant um die Beobachtung von Mängeln in Liebesbeziehungen. Die Realisierung einer geglückten Liebe wird dabei an dem Grad der Überwindung dieser Mängel festgemacht, so daß das Ziel einer solchen Liebe aus dem Negativen eruiert werden muß. Beide Lösungsansätze



verbleiben im Individuellen. Sollen die Menschen bei Peter Lauster lernen, alles zu akzeptieren, sollen bei Robin Norwood die Frauen lernen, sich nicht bis zur Selbstaufgabe anzupassen. Folgt man den Ratgebern, begibt man sich auf mehrfach widersprüchlichen Boden; alles soll bleiben wie es ist, aber verändert werden. Definiert, erklärt oder analysiert wird Liebe explizit nicht. Noch einmal Peter Lauster: "Die Liebe ist nicht mit dem Intellekt erfassbar." (ebd. 1986, 240) Aber gerade dies scheint notwendig, wenn man den Geschlechterverhältnissen auch in Fragen nach der Liebe auf die Schliche kommen will, um Veränderungen, die die Immanenz transzendieren, überhaupt in denkbare Formen transformieren zu können.

#### **Semantik**

Eine weitere Herangehensweise, mit der versucht wird, das Phänomen Liebe zu erfassen, ist die Analyse einer Liebessemantik. Obwohl aus unterschiedlichen theoretischen Rahmen kommend, verfolgen sowohl der Systemtheoretiker Niklas Luhmann (1982) als auch die Psychoanalytikerin Julia Kristeva (1989) die Entwicklungen der Liebes-Codes zurück in die Geschichte, um Ursachen und Veränderungsmöglichkeiten für gegenwärtige Probleme aufzuzeigen. Im folgenden soll die Etablierung der Liebescodes sowohl bei Julia Kristeva als auch bei Niklas Luhmann dargestellt werden. Herausgearbeitet werden soll (im Vergleich beider Ansätze), inwiefern man mit der Analyse einer Liebessemantik Hinweise auf die Reproduktion von Geschlechterverhältnissen in "der Liebe" erhalten kann.

Niklas Luhmann will Liebe explizit nicht als Gefühl behandeln, sondern als "symbolischen Code", denn: "Der Code ermutigt, entsprechende Gefühle zu bilden. Ohne ihn würden die meisten, ..., gar nicht zu solchen Gefühlen finden." (ebd. 1982, 9) Liebe sei demnach ein "Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen" könne (ebd., 23). Liebe als System bestände dann, wenn die daraus folgenden Hand-

lungen unabhängig vom übrigen gesellschaftlichen Kontext existierten.

Anhand von Romanen und Abhandlungen über Liebe zeichnet Niklas Luhmann die historischen Entwicklungen und Veränderungen der Liebescodes seit dem 17. Jahrhundert im romanischen Sprachraum nach. Die Entwicklung laufe vom Exzeß, der Passion, der Freundschaft, "der Aufwertung der Welt durch den anderen", der "Liebe um Liebe" willen bis hin zum dauerhaften und ehefähigen System. (ebd., 168) Für Niklas Luhmann steht die Entwicklung des gegenwärtigen Liebescodes in einem engen Zusammenhang mit der Herausbildung von Individualität. Je stärker sich Individualität herausbildete, um so allgemeiner wurde Liebe und vice versa.

"Die meisten Erfordernisse seines Lebens kann der Einzelne, und das ist neu, nur noch in unpersönlichen Beziehungen sicherstellen, in Beziehungen, in denen er nicht oder nur in den engen Grenzen des jeweiligen Systems, über sich selbst kommunizieren kann." (ebd., 194)

Dadurch entstände quasi notwendig der Bedarf für ein "anderes Selbst - und das heißt: ein anderes anderes und ein anderes eigenes Selbst" (ebd.). Dieser Bedarf sei in die Konstitution der Identität eingegangen. Entsprechend hätten sich auch die Liebescodes entwickelt. Vom Ideal zum Paradox, zum Problem. Letzteres bestände darin, einen Partner zu finden (ebd., 197). Gab es in der Romantik noch Gründe für Liebe, z.B. die Schönheit, konnte nach bestimmten Regeln, wie den Verführungskünsten, vorgegangen werden, die in Romanen beschrieben wurden, sei das gegenwärtige Individuum allein auf sich gestellt. Stabilität müsse "jetzt aus rein persönlichen Ressourcen heraus ermöglicht werden, und dies zugleich im Sicheinlassen auf den anderen." (ebd., 198)

"Das Leitsymbol, das die Themenstruktur des Mediums Liebe organisiert, heißt zunächst 'Passion', und Passion drückt aus, daß man etwas erleidet, woran man nichts ändern und wofür man keine Rechenschaft geben kann." (ebd., 30)

Die geschlechtliche Beziehung erfülle ihren Sinn in sich selbst, ohne "Darstellungszwang" nach außen (ebd., 32). Ferner sei Liebe selbstreferentiell, was bedeute, daß auf der semantischen Ebene eine Geschlossenheit der Codierung von Liebe erreicht sei (ebd., 35). Liebe sei reflexiv,

"Liebe bezieht sich auf Liebe, sucht Liebe, wächst in dem Maße, als sie Liebe finden und sich selbst als Liebe erfüllen kann." (ebd., 36)

Die Herausisolierung solcher Bedingungen, die für die Bildung eines Intimsystems notwendig waren, seien z.T. gegen herrschende Gefühle gerichtet gewesen. Die Codierung von Intimität wäre außerhalb der "etablierten Ordnung" begonnen worden, der Preis dafür sei das "Eingeständnis der Unvernünftigkeit, der Wahnhaftigkeit, der Instabilität gewesen." (ebd., 39) Erst durch Gewöhnung sei die soziale Reflexivität möglich geworden, so daß sich ein stabiles System installieren konnte. Resultat sei die auf Liebe gegründete Ehe mit der zunehmenden Möglichkeit der Auflösung durch Scheidung (ebd., 39).

Funktion der Codevorschrift sei, daß man nur eine oder einen zur Zeit lieben könne (ebd., 217). Lieben wird als Problem der Erhaltung von Unwahrscheinlichkeiten bewußt und ehedfähig gemacht (ebd., 112). "Radikaler als je zuvor wird man konzedieren müssen, daß Liebe alle Eigenschaften auflöst, die für sie Grund und Motiv sein könnten." (ebd., 223) Martina Josek (1983) kritisiert an Niklas Luhmanns Ansatz zu Recht die affirmative Unterstützung der Ehe, ohne daß Niklas Luhmann dabei auf die Reproduktion geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung eingehe:

Gerade die "Perspektive der Ausdifferenzierung in Systeme produziert eine Lösung, die uns auch die Hits der Schlagerparade entgegenschleudern: allein in der Liebe Glück und Identität zu finden. Läßt uns dies Bild, das befriedigende Individualität allein von Liebesbeziehungen abhängig macht, nicht zurückschrecken? Und: Macht nicht eine Befreiungsperspektive zur Bedingung, daß die Zerrissenheit der Individuen durch den in viele unpersönliche Bereiche zerfallenden Alltag hindurch, direkt an diesen Orten angegangen wird?" (Martina Josek 1983, 916 f.)

Indem der gegenwärtige Liebescode als selbstreferentieller gedacht wird, es darin weder Grund noch Motivation für Liebe gibt, verschwinden die Unterschiede der Geschlechter und mit ihnen geraten die Geschlechterverhältnisse aus dem Blick.

Wie ist das zu erklären? Im 17. Jahrhundert z.B. hätte Passion bedeutet, "Freiheit als Zwang" (Niklas Luhmann 1982, 73) zu tarnen, wenn der Mann unschuldig an der Liebe litt,

die die Schönheit der Frau verursacht habe. Oder wenn es zu den Verführungsregeln gehörte, sich einerseits dem Willen der Geliebten zu unterwerfen, die aber andererseits erst erobert werden mußte (ebd., 77). Die Geschlechterdifferenzen kommen in den Abhandlungen von Niklas Luhmann ganz selbstverständlich, sozusagen nebenbei vor; er verfolgt nicht, wie sich das Verhalten der Frauen verändert. Niklas Luhmann konstatiert bloß eine Abnahme der Geschlechterdifferenz in den Motiven, Ehen einzugehen, und verbleibt so auf einer phänomenologischen Ebene.

"Die Unterschiede der Geschlechter, die in allen Liebes-Codes bisher hervorgehoben wurden und um die herum Asymmetrien konstruiert und gesteigert wurden, schleifen sich ab." (ebd., 202)

In einer "Paradoxie" deutet Niklas Luhmann die noch ungelösten Probleme an, wenn er feststellt, daß zwar die "Gleichheit" Eingang in das "Sexualgeschehen" gefunden habe, aber zugleich das männliche "Sexualerleben" und die damit verbundene Liebessemantik zum Maßstab werde. Einen Grund dafür sieht Niklas Luhmann in der Biologie des Mannes, die sich besser für "orgasmuszentrierte Therapien" eigne (ebd., 204). Daß vielleicht der Orgasmuszentrismus mit festgelegtem Anfangs- und Endpunkt überhaupt Gegenstand von Sexualtherapien werden konnte, weil sowohl die dominanten Schriftsteller, die an den Liebes-Codes bauen, als auch die Therapeuten überwiegend Männer in einer patriarchalen Gesellschaft sind, darauf kommt Niklas Luhmann nicht.

Stellt für Niklas Luhmann der Code erst die Ermöglichung von Gefühlen dar, beklagt die französische Psychoanalytikerin Julia Kristeva (1989) den Verlust eines Liebes-Codes in der Gegenwart überhaupt. Sie möchte "eine Art Liebesphilosophie unterbreiten", denn Liebe setze Metaphern frei, sie sei Literatur.

"Die Liebe, diese Entfesselung, deren Absolutheit bis zum Verbrechen am Geliebten gehen kann und die denn auch als wahnsinnig apostrophiert wird, verträgt sich aber durchaus mit einem scharfen, überichhaften, klaren Verstand, den sie allerdings als einzige vorübergehend ausschalten kann." (ebd., 9)

Wer nicht geliebt wird, wird krank, behauptet Julia Kristeva. Schließlich seien Seele und Liebe "unmittelbar am

Ausgangspunkt des philosophischen Diskurses untrennbar miteinander verwoben" (ebd., 65). Die geschriebene Geschichte der Liebe beginne in Platons Gastmahl mit den Androgynen, die den Himmel erklimmen und die Götter angreifen wollten und zur Strafe in zwei Teile geschnitten wurden. Ursache des Leidens in der Liebe entziffert Julia Kristeva in der Geschichte von Narziß. Sie geht der Vorstellung von Narziß, seiner Entwicklung und Verwandlung seit den Metamorphosen von Ovid, in vielen Darstellungen nach: im Alten und Neuen Testament, bei griechischen Philosophen wie Platon, in den Minneliedern des 12. Jahrhunderts, in den klassischen Dramen "Don Juan" sowie "Romeo und Julia" und fragt nach dem Verbleib von Narziß heute.

Der in sein flüchtiges Abbild Verliebte sei jemand, der keinen Raum habe, der nichts liebe, weil er nichts sei (ebd., 362), aber durch den "spekulativen Geist des Denkens" entschädigt werde (ebd.). Im Laufe der geschriebenen Geschichte sei Narziß immer wieder verwandelt bzw. ersetzt worden, zunächst durch die im Gebet gefalteten Hände, durch das Alleinsein mit sich selbst. So bestände bei Aquin und Augustinus die "gute Art zu lieben" darin, sich "angesichts und um Gottes willen zu lieben" (ebd., 363). Allerdings gäbe es keinen Platz mehr für Narziß in unserer modernen Welt, daraus folge Leiden, das nicht mehr artikuliert werden könne. Julia Kristeva folgert, wir sollten lernen, die Leere zu sehen und zu akzeptieren. Das Leiden soll zwar nicht durch das Installieren eines neuen Codes, aber durch die Ermöglichung von Diskursen überhaupt gemildert werden. Weil wir keinen Code für die Liebe mehr hätten, gäbe es auch keinen für das daraus resultierende Leid.

Die von Julia Kristeva nachgezeichnete Geschichte der Liebe läßt sich als männliche entziffern, da (historisch gesehen) fast alle Romane, Lieder, Diskurse und Konstruktionen von Männern geschaffen sind und Frauen darin nicht als Selbstbestimmte vorkommen, auch wenn sie in den männlichen Diskursen idealisiert oder mit Autorität oder Allmacht bekleidet werden. Die Literaturlage ist mager, die Vorstellungen von Frauen sind kaum verschriftlicht worden. Letztlich akzeptiert Julia Kristeva, auf den Spuren von Narziß wan-

delnd, die männlichen Konstruktionen und gibt sich mit dem leeren Raum zufrieden, der durch einen Mangel an Diskursen für Liebe und damit verbundenes Leid entstehe.

Die Analyse der Entwicklung von Liebes-Codes führt beide AutorInnen zu unterschiedlichen Resultaten. Was Niklas Luhmann als Code akzeptieren kann, ist für Julia Kristeva keiner. Sie verweist auf das Leid in der Liebe, das aufgrund leerer Räume entstehe und der Unartikulierbarkeit von Narziß, während Niklas Luhmann sich in der Konstatierung von Selbstreferenz in der Liebe bequem zurücklehnen kann, in der Erwartung weiterer Entwicklungen, die Liebe als System immer deutlicher werden lassen.

In beiden Analysen kommen die gegenwärtigen Geschlechterverhältnisse nicht vor. Während Niklas Luhmann explizit eine zunehmende Angleichung der Geschlechter behauptet, verliert Julia Kristeva im Verlauf ihrer Analyse, ähnlich wie Herrad Schenk (1987), Frauenunterdrückung als Problem. Niklas Luhmann kann einen Code akzeptieren, der Liebe in eine Richtung orientiert, in der sie ohne Sinn und Motive nur um sich selbst zirkuliert. Julia Kristevas Blick richtet sich immerhin auf Veränderung, indem sie das durch Liebe erzeugte Leid - auf der semantischen Ebene - abbauen will.

Auch wenn die Frauen in ihren Analysen nicht immer nach Geschlechtern unterscheiden, kommen sie doch immer wieder auf das durch Liebe erzeugte Leid. Den männlichen Autoren hingegen scheinen die Liebesverhältnisse, so wie sie sind, zu gefallen. Nehmen wir das als Hinweis auf eine geschlechtsspezifische Haltung zur Liebe, aber auch in der Liebe selbst. Sollten Frauen nicht aufhören, das weibliche Leid im Bestehenden heilen zu wollen und statt dessen die Quellen des Leids als geschlechtsspezifische Phänomene analysieren, die ihre Urgründe im Patriarchat haben?

#### Resümee:

Daß Liebe zu einem entscheidenden Motiv werden konnte, Ehen oder überhaupt ein dauerhaftes Zusammenleben einzugehen, war vor allem Resultat des kämpferischen Engagements von Frauen, als sie sich zum ersten Mal öffentlich zu Wort mel-

deten (in der Zeit des deutschen Vormärz). Die Geschlechter werden aufgrund der formell gleichen Möglichkeiten in dieser Gesellschaft zunehmend als Gleiche gesehen. Zwischen den Katheten dieses Bermudadreiecks mit den Bezeichnungen Gleichheit der Geschlechter und freie Partnerwahl gehen die Geschlechterverhältnisse auf der Erscheinungsebene verloren. Offenbar verleiten diskursive Teilsiege dazu, die Strukturen, die auf der Herrschaft des einen Geschlechts über das andere basieren, langfristig (als zu analysierende) aus den Augen zu verlieren.

So können die psychologischen Ratgeber in der Immanenz verbleiben, feministische Ratgeber die Verhältnisse durch Individualisierung von Frauenunterdrückung mitreproduzieren. Überhaupt läßt sich als Trend festhalten: Sobald die Individuen historisch als Subjekte ihrer Entwicklung ausgemacht werden, werden auch die Geschlechterverhältnisse individualisiert. So kann der Liebescode selbstreferentiell werden, bevor die Frauen genügend Möglichkeiten haben, überhaupt zum Thema zu sprechen. Das Leiden wird zu einem "bloßen" Leiden an sich selbst. Trifft es Frauen öfter und härter als Männer, ist das ihr individuelles Problem, dessen Lösung in die Aura der TherapeutInnen verwiesen werden kann.

#### Psychoanalyse und Herrschaft

Einer der wenigen Männer, der aus der Perspektive seines Geschlechts Frauenunterdrückung in Paar- und Liebesbeziehungen problematisiert, ist Klaus Theweleit. Er bezweifelt, daß es heute die freie Liebeswahl ist, die zur Ehe führt:

Bis "in die neueste Zeit hinein folgen die meisten Eheschließungen anderen als Liebesgründen, nur sind es bei diesen körperlich vom Schmerzprinzip geprägten soldatischen Männern des 20. Jahrhunderts nicht mehr unbedingt ökonomische oder entsprechende gesellschaftliche Gründe, die die Heiratsstrategien diktieren, sondern zu einem großen Teil psychische Gründe." (ebd. 1990, 23)

Klaus Theweleit behauptet, Männer könnten mit der freien Liebeswahl nicht umgehen. So hätten noch in den 50er und 60er Jahren nur eingeschränkte Möglichkeiten des gegenseitigen Kennenlernens bestanden. Häufig wurde die Schwester des besten Freundes geheiratet. Geliebt werde dann nicht

die Frau als Subjekt mit ihren positiven und negativen Zügen, sondern der Status ihres Bruders o.ä. Parallel zu diesen sozialen geht Klaus Theweleit (in Anlehnung an Sigmund Freud) auf die psychischen Bedingungen ein. Anders als bei Sigmund Freud stände aber nicht das Begehren der Mutter oder des Vaters im Vordergrund, sondern oft der Geschwisterrang. Ein ältester Bruder heirate eine älteste Schwester usw. Klaus Theweleit vermutet, daß dahinter ähnliche Erlebnisse und Beziehungen zu den Eltern in der psychischen frühkindlichen Entwicklung ständen.

Er führt weitere Möglichkeiten für Männer an, Frauen zu heiraten, die sie nicht lieben, so erfindet er den Begriff der "Produktionssexualität". In diesem Fall heiratet ein Mann eine Frau, wie z.B. der Filmregisseur Alfred Hitchcock eine "Cutterin und Spezialistin für Drehbücher", die ihm bei seiner Berufsarbeit nützlich ist. Doch wer sagt uns, daß Hitchcock diese nicht geliebt habe, trotz der Seitensprünge, die Klaus Theweleit kritisiert? Schließlich gehen immer noch fast doppelt so viele Männer fremd wie Frauen (vgl. "Der Spiegel" 8/1992, 81). Indem Klaus Theweleit den Männern in ihren vermeintlich unfähigen und unehrenhaften Verhaltensweisen folgt, macht er dasselbe, was er diesen Männern unterstellt: die Frauen kommen auch in Theweileits Abhandlung nicht mehr als Subjekte vor. Woher will Klaus Theweleit wissen, ob nicht die Cutterin den Regisseur geliebt hat? Sind die Frauen bloße Opfer der männlichen Versicherungen, was wollen sie?

Klaus Theweleit macht es der Leserin nicht leicht, ihm zu folgen, auch wenn er die besten Absichten hat, seinen Teil zur Frauenbefreiung beizutragen, weil ihm die LeserInnen glauben müssen. Schließlich ist eine männliche Vorliebe für blonde Schauspielerinnen noch kein Beweis für mangelnde Liebe und zeigt nur den größeren Aktionsraum, der Männern in dieser Gesellschaft zugestanden wird, z.B. öfter ihre Sexualpartnerin zu wechseln, während von Frauen in der Regel (eheliche) Treue erwartet wird.

Interessant und festhaltenswert an dieser Stelle ist jedoch das geringe Vertrauen, das Klaus Theweleit in die Männer legt, überhaupt zur Liebe fähig zu sein, zumindest auf



Dauer und in monogamer Weise. So sollen Klaus Theweleits Hinweise ernst genommen werden, daß Frauenunterdrückung in der Liebe existiert und daß für beide Geschlechter Wege gefunden werden müssen, Herrschaft aus der Liebe zu bannen. Ein weiterer Mann, der (Ost-)Berliner Schriftsteller Volker Braun, hat es sich u.a. zur Aufgabe gemacht, in seinen Gedichten und Romanen die Geschlechterverhältnisse auch in der Liebe zu kritisieren und zu bearbeiten, z.B. wenn er in seinem Gedicht "Die Augenblicke" schreibt:

"Könnt ich die Augenblicke leben, nicht nur den Tag.  
Den bloßen Tag, der mir zerläuft  
Nicht nur den Fluß des Sommers. Sinkt  
Stunden, nicht weg mir unter der Jahre Trommelschlag. Und  
Könnt ich in dir dich lieben: nicht aller Fraun  
Fleisch unter deinem Fleisch. Deine Sprache  
Verstehn: Im Schrei der Million. Nicht auf dir fort-  
Treibend starr zu allen Stirnen und Schenkeln sehn.  
Ah alle Sekunden verlassen mich. Nur der Sommer rast ganz  
durch mich.  
Und weg fallen die Blätter, alle. Ich reiße  
Die Zeit mir her, in der wir uns alle lieben. So hart  
Bin ich gegen mich: ich verzichte täglich auf dich.  
Und mit dir verliere ich alles, auch mich." (ebd. 1978, 32)

So kann in den Werken dieser Männer ebenso eine moralische Unterstützung für das folgende Vorgehen gesehen werden, wie in dem heftigen Widerstand vieler Männer (z.B. in einem Soziologieseminar an der Hamburger Universität) gegen das Vorhaben, Liebe und Herrschaft im Zusammenhang zu analysieren.

"Wenn es um Aussagen von Menschen geht, die auf entgegengesetzten Seiten der Machtverhältnisse stehen, kann die Perspektive der weniger Mächtigen eine objektivere Sichtweise bedingen als die der Mächtigeren." (Sandra Harding 1990a, 560)

Ähnlich formulierte Virginia Woolf diesen Zusammenhang für die Geschlechter:

"Die Geschichte des Widerstands der Männer gegen die Emanzipation der Frauen ist vielleicht interessanter als die Geschichte der Emanzipation selbst." (ebd. 1978, 64)

Auf der Suche nach der Funktionsweise von Herrschaft überhaupt stellt die US-amerikanische Psychoanalytikerin Jessica Benjamin (1990) in ihrer Analyse einen Zusammenhang von Liebe und Herrschaft her. Anders als in vielen anderen Diskursen, worin Liebe und Herrschaft explizit oder impli-

zeit nicht im Zusammenhang gedacht werden, geht sie davon aus, daß Herrschaft ihren Ursprung in der Liebe hat.

Auch in ihrem Ansatz gerät die Balance zur Zauberformel, wenn auch nicht die zwischen Nähe und Distanz, sondern zwischen Autonomie und Abhängigkeit, zwischen Überleben und Zerstören. Sie geht von Sigmund Freud aus und knüpft an die Liebe zwischen Eltern und Kindern an, wie er sie (in: "Das Unbehagen in der Kultur" von 1930) problematisiert; sie formuliert das, was Sigmund Freud Liebe nennt in Anerkennung um. In ihrem Entwicklungskonzept von Liebe kommt von Anfang an Herrschaft vor, so daß ihr die Geschlechterverhältnisse gar nicht verloren gehen können.

"Gehorsam gegenüber den Gesetzen der Kultur wird, wie Freud sagt, nicht in erster Linie durch Furcht oder Klugheit eingebläst, sondern durch Liebe, durch Liebe zu jenen frühen Machtpersonen, die erstmals Gehorsam verlangen." (Sigmund Freud 1930, 8)

Daraus folge Selbstbeherrschung. Das Phänomen Herrschaft sei als eine Verlängerung der "Fesseln der Liebe" zu sehen (Benjamin 1990, 8). Jessica Benjamin referiert Hegels "Die Phänomenologie des Geistes" (von 1807), wonach sich das Selbst im anderen erkenne und vice versa. "In dem Augenblick, da wir unsere Unabhängigkeit erreichen, sind wir davon abhängig, sie uns gegenseitig zu bestätigen." (Benjamin 1990, 35) Zum Problem werde darin die Störung der Balance zwischen Überleben und Zerstören: "Denn wenn ich den anderen völlig negiere, existiert er ja nicht mehr, und wenn er nicht überlebt, ist niemand mehr da, der mich erkennt." (ebd., 40) Ausgangspunkt des Verständnisses von Herrschaft sei der Zusammenbruch der Spannung zwischen Selbstbehauptung und Anerkennung der anderen (ebd., 51). Mit Dostojewski stößt sie auf ein weiteres Phänomen in diesem Zusammenhang: "Das Leid, das die Folgsamkeit begleitet, ist dem Leiden vorzuziehen, das mit der Freiheit einhergeht." (ebd., 9) Dem zugrunde läge die Hoffnung auf Erlösung.

"Freud verdanken wir die weitestgehenden Einsichten in die Funktionsweise der Herrschaft. Gemäß seiner Auffassung des Naturzustandes erkannte Freud die Ursprünge der Kultur im primären Kampf zwischen Vater und Sohn. Die Söhne, die die Autorität des Vaters stürzen, fürchten schließlich ihre eigene Aggression und Gesetzlosigkeit und bereuen den Verlust der herrlichen Macht des Vaters; und so richten sie Gesetz

und Autorität im Vaterbild wieder auf. So entsteht ein scheinbar nicht unterbrechbarer Kreislauf, der Auflehnung folgen stets Schuldgefühle und die Wiederherstellung der Autorität." (ebd.)

Frauen, konstatiert Jessica Benjamin, kommen in diesem Modell gar nicht vor, ihre Unterordnung werde vorausgesetzt. Hier hebt sie die Arbeit von Simone de Beauvoir (1985) hervor, die zeige, daß der Geschlechterpolarität der Dualismus von Autonomie und Abhängigkeit zugrunde liege, welcher die Positionen von Herr und Knecht festlege.

"Die grundlegende Frage, die wir erläutern müssen, ist, warum diese Positionen auch weiterhin die Beziehung zwischen den Geschlechtern prägen, obwohl unsere Gesellschaft sich doch formal zur Gleichheit bekennt. Was erklärt die psychologische Zählebigkeit dieses Machtverhältnisses?" (ebd., 11)

Dieser Frage nachgehend verfolgt Jessica Benjamin die Spuren der psychischen Entwicklung, beginnend mit der Beziehung zwischen Mutter und Kind, den Unterschieden zwischen Mutter und Vater und deren Reflektion. Dabei will sie zugleich die Geschichte der Herrschaft auf andere Weise erzählen als es bisher Sigmund Freud und seine NachfolgerInnen getan haben (Benjamin 1990, 13), mit dem Blick auf die Vergesellschaftung von Jungen und Mädchen und ihren Folgen für deren Entwicklung.

Jessica Benjamin interpretiert Sigmund Freud dahingehend, daß die Menschen ohne Autorität nicht leben könnten. Problematisch daran ist für sie die "maskuline Form" (ebd.). Für Jessica Benjamin beginnt Herrschaft überhaupt in der Liebe zwischen Eltern und Kindern, diese sei geschlechtsspezifisch in doppelter Weise: Mutter und Vater hätten unterschiedliche Bedeutungen für die Erziehung, und die Vergesellschaftung der Jungen und Mädchen verlaufe unterschiedlich. Benjamin sieht bereits Kleinkinder als soziale Wesen, als Subjekte, mit einem eigenen Willen. Somit geht sie davon aus, daß es "von Anfang an immer (zumindest) zwei Subjekte gibt." (ebd., 27)

Sie geht in ihrer Analyse zurück in die frühkindliche Entwicklung, wie sie die Psychoanalyse ausgehend von Sigmund Freud beschreibt, insbesondere zum Ödipuskomplex. Mit feministischen Augen betrachtet unterlägen Mädchen und Jungen unterschiedlichen Entwicklungen. Ständen Jungen vor dem

Problem, sich von der Mutter lösen zu müssen, hätten die Mädchen den Widerspruch zu bewältigen, eine Bindung mit der Mutter als Vertreterin des unterdrückten Geschlechts einzugehen. Sie müßten sich mit ihrem eigenen Geschlecht identifizieren, obwohl zugleich das männliche Geschlecht für die Repräsentation der "Außenwelt" stände. Problematisch sei, daß die Selbstwerdung der Kinder, das Erkennen im anderen von Geburt an immer schon vom Geschlecht dominiert sei, damit hingen die Vorstellungen von Subjekt und Objekt und die sozialen Möglichkeiten zusammen. Jessica Benjamin sieht eine Chance, das Dilemma zu verlassen darin, daß sich beide Geschlechter an der Kindererziehung gleichermaßen beteiligen.

Penisneid u.ä. sind für sie Symbole einer sozialen Ordnung, die die Positionen für die Geschlechter unterschiedlich verteilt. In der frühkindlichen Erziehung käme bereits die herrschende Kultur zum Tragen, beides müsse demnach verändert werden, die kulturellen und sozialen Verhältnisse, insbesondere die Erziehungssituation.

Wie die in der Kindheit erlernte Unterordnung der Frauen im späteren Erwachsenenleben gelebt wird, zeigt Jessica Benjamin am Beispiel der "Geschichte von O" von Pauline Réages. Dort geht es um die Unterwerfung einer Masochistin unter verschiedene Männer. Thematisiert wird die Lust am Leiden und der Gewinn der Anerkennung durch den sadistischen Mann. Im Dunkeln bleibt, woher die Lust zu herrschen kommt. Gerade dieses Beispiel weiblicher Unterordnung in der heterosexuellen Liebe anzuführen, verleitet dazu, die alltägliche Herrschaft der Männer über die Frauen in den persönlichen Beziehungen aus dem Blick zu verlieren; sie verschwindet so hinter der Ungeheuerlichkeit einer Liebe, die von Folter lebt.

Die patriarchale Herrschaft in unserer westlichen Kultur macht Jessica Benjamin am "Rationalitätsprinzip", in Anlehnung an Herbert Marcuse (1967), fest. Problematisch ist dabei der Sprung in der Argumentation von der frühkindlichen psychologischen Entwicklung und der geschlechtsspezifischen Vergesellschaftung in die herrschende Kultur der Erwachsenen. Es fehlen die Beschreibungen solcher Wege, auf denen

ein in der Kindheit erlerntes Verhalten verlernt werden könnte. Es fehlen alle die Aspekte, die zusätzlich an der Aufrechterhaltung von Herrschaft beteiligt sind. Kann es Herrschaft geben, die nicht von Interessen geleitet wird? Was ist mit den Privilegien der Männer, der (geschlechtsspezifischen) Eigentumsverteilung, den Klassen? Es stellt sich ferner die Frage, wie weit man kommt, wenn man die Spannung zwischen Anerkennung und Autonomie, wie sie in der Kindheit vorgefunden wird, auf das Leben Erwachsener anwendet. Wer will von wem und warum anerkannt werden? Und wird damit nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, auch Anerkennung in der Autonomie zu finden? Erfordern es nicht viele Situationen, gerade überwiegend gegen die Anerkennung von anderen zu handeln? Der Wirkungskreis Erwachsener ist größer als der von kleinen Kindern. Je größer der Personenkreis ist, mit dem jemand zu tun hat, desto mehr Widersprüche gibt es, in denen er oder sie sich bewegen muß.

Und warum sollten wir ohne Autorität nicht leben können? Wieso können Autoritäten mit der Unterwerfung der anderen leben? Der Knecht bei Hegel (1807) war doch nicht nur Knecht aufgrund seiner Erziehung und dem Versprechen auf Erlösung als Folge seines Gehorsams, sondern weil er keine andere Möglichkeit hatte, auch nur physisch zu überleben, wenn er seine Arbeitskraft nicht verkauft hätte. (Auf Vorstellungen von Autorität wird später differenzierter eingegangen.)

Hegel könnte hier insofern hilfreich sein, als er die Spannung zwischen Autonomie (die er Selbständigkeit nennt) und Selbstauflösung (Anerkennung) in der Konstruktion eines Widerspruchs in der Liebe dargestellt hat, die zugleich ohne die Herr/Knecht-Metapher auskommt:

"Das erste Moment in der Liebe ist, daß ich keine selbständige Person für mich sein will und daß, wenn ich dies wäre, ich mich mangelhaft und unvollständig fühle. Das zweite Moment ist, daß ich mich in einer anderen Person gewinne, daß ich ihr gelte, was sie wiederum in mir erreicht. Die Liebe ist daher der ungeheuerste Widerspruch, den der Verstand nicht lösen kann, indem es nichts Härteres gibt als die Punktualität des Selbstbewußtseins, die negiert wird und die ich doch als affirmativ haben soll. Die Liebe ist das Hervorbringen und die Auflösung des Widerspruchs zugleich:

als die Auflösung ist sie sittliche Einigkeit." (Hegel 1821 in den "Grundlinien der Philosophie des Rechts", § 158)

Zwar fehlen auch hier sowohl die materiellen Verhältnisse als auch die Geschlechterverhältnisse, dennoch sind viele Kombinationen von Autonomie und Anerkennung denkbar. Und Hegel setzt etwas voraus, was er so wohl gar nicht gedacht hat, die gleichen Möglichkeiten für die Geschlechter, überhaupt zu lieben, die zu seinen Lebzeiten noch gar nicht selbstverständlich waren. Dennoch scheint es für die Analyse hilfreich, Liebesverhältnisse als widersprüchliche Anordnung zu sehen, weil darin sichtbar werden könnte, wie dies unterschiedlich von den Geschlechtern gelebt wird und gelebt werden muß, in einer Gesellschaft, die den täglichen Umgang mit Widersprüchen erfordert und zugleich behauptet, in der Liebe gäbe es keine.<sup>27</sup>

#### LITERATUR UND HEGEMONIE

Um die Reproduktion von Geschlechterherrschaft in der Liebe untersuchen zu können, bedarf es eines Zugangs, der die Diskurse erfaßt. Wenn Liebe das "Romanthema par excellence" (Niklas Luhmann 1982) ist, dann müßten sich in Romanen und anderen literarischen Narrationen Hinweise auf die Reproduktion der Geschlechterverhältnisse auch und gerade in Liebesverhältnissen finden lassen. Und es müßten sich die Wege finden lassen, auf denen die Geschlechterverhältnisse im Chaos des "Unterholzes" verschwunden sind. Wie wird Frauenunterdrückung und -leid im Zusammenhang mit Liebe reproduziert und tradiert? Dazu ist es notwendig, den Blick auf die Bauweisen zu richten, sowohl auf die Konstruktionen männlicher und weiblicher Romanciers als auch auf die Architektur der Rezeptionsweise dieser geschlechtsspezifischen Liebeskonstruktionen.

#### Ideologie

Für Louis Althusser (1977) gehört die Literatur zum 'Ideologischen Staatsapparat' Kultur. Er entwickelte diesen Begriff, um diejenigen Bereiche zu erfassen, in denen Herrschaft ohne Zwang und Repression reproduziert wird. Das er-

weist sich als produktiv für die Frage, wie die einzelnen Herrschaft in Liebesverhältnissen reproduzieren, obwohl sie die Freiheit der Wahl haben sollen, zu lieben, wen sie wollen, jedenfalls im heterosexuellen Bereich. Im folgenden soll ein kurzer Blick auf die Funktionsweisen des literarischen Teiles des Ideologischen Staatsapparates Kultur geworfen werden, um den Rahmen von literarischen Wirkungsweisen abstecken zu können.

Susanne Kappeler beschreibt eindringlich die Funktionsweise der Literaturproduktion und -kritik im Rahmen der Gesetze des Marktes, dem alle Waren unterliegen.

"Strukturen der Darstellung, und unsere Einstellung dazu, werden in den Fachgebieten der Darstellung entwickelt und von den kritischen Fachdiskursen betreut und gesellschaftlich institutionalisiert. Es sind die dort entwickelten Begriffe des Ausdrucks und das auf solche Weise normalisierte Verständnis der gesellschaftlichen Rolle der Darstellung, auf die sich das Gesetz in seinem Bemühen, die Rede- und Gedankenfreiheit zu garantieren, begründet." (ebd. 1988, 114)

Aber gerade diese beschränke sich auf die Freiheit der Wahl im Rahmen des bestehenden Angebotes. Die LeserInnen haben keine direkten Eingriffs- und Entscheidungsmöglichkeiten in der Frage, was gedruckt wird und was nicht. Susanne Kappeler beschreibt die Kriterien für sogenannte gute Literatur als immanente, an nichts weiter orientiert als an Ästhetik. Inhaltlich begründete Kriterien gibt es demnach nicht.

"Die Aufgabe des Kritikers, wie er sie versteht, wie sie die literaturkritische Praxis nahelegt, ist es, bloßzulegen und zu assistieren, nicht kritische Fragen zu stellen. Insbesondere soll er das große Werk innerhalb dessen künstlerischen Bereichs auslegen, nicht aber Fragen stellen, die jenseits der Grenzen des Schutzgebietes auf die Realität, auf die Funktion der Darstellung in der Kultur, auf die Verteilung der Darstellungsrollen in der Gesellschaft oder auf die sozialen Bedingungen der Klasse des Darstellungsobjektes zeigen." (ebd., 117)

Für Susanne Kappeler hat die Literaturkritik ihren Ursprung in der Bibelkritik. Auch dort ginge es nicht darum, z.B. nach der Existenz Gottes zu fragen, sondern um "Deutung" und "Auslegung", also um Immanenz. Zu den modernen "Bibeln" würden danach u.a. neben Arbeiten von Sigmund Freud auch die klassischen literarischen Werke gehören; Shakespeares und Goethes Werke sind demnach unangreifbar wie die Bibel.

Diese als naturgegeben konstruierte Genialität der klassischen Literatur diene als Maßstab gegenwärtiger Kritik, wenn z.B. ein neuer Autor positiv herausgestellt werde mit der Begründung, er schreibe wie James Joyce. Negative Urteile hingegen würden durch Nichtbeachtung zum Ausdruck gebracht.<sup>28</sup>

Für Susanne Kappeler gehört Literatur zu den "edelsten Beschäftigungen der Männer", über Macht werde in diesem Zusammenhang allerdings nicht gesprochen. Somit kämen die Männer, die Literatur machen, nicht mehr vor; Literatur ist oder ist nicht. Etabliert werde durch das Etablierte, durch Ähnlichkeiten, Vergleiche, aber auch Antagonismen. Nur, aus dem Kreis heraus käme man nicht. Das Literarische wird so zum Wert an sich, ist über jeden anderen Wert erhaben.

Diese Mechanismen lassen erahnen, was mit den literarischen Liebeskonstruktionen geschieht. Sie werden hervorgehoben oder vergessen, aber kaum analysiert. Mit dem Literarischen werden auch die Liebeskonstruktionen zum Wert an sich, unangreifbar wie die Werke der literarischen Klassiker - letztlich wie die Bibel. An dieser Stelle soll die These aufgestellt werden, daß die Reproduktion von Liebesverhältnissen - vorwiegend in und durch die Literatur - dazu beiträgt, daß weder Liebeskonstruktionen noch Geschlechterverhältnisse in der Liebe hinterfragt werden. Liebes- und Geschlechterverhältnisse verbleiben so im Interpretationszirkel der Immanenz.

Ein wichtiger Ort literarischer Analyse ist die Schule. Dort wird Literatur diskutiert und interpretiert, werden Rezeptionsweisen vermittelt.

#### **Schulverhältnisse**

Schule ist der dominierende unter den Ideologischen Staatsapparaten, weil kein anderer "so viele Jahre über die obligatorische Zuhörerschaft (die außerdem noch kostenlos ist ...) der Gesamtheit der Kinder der kapitalistischen Gesellschaftsformation - 5 bis 6 Tage pro Woche und 8 Stunden am Tag" verfügt (Louis Althusser 1977, 129). Schule wirkt vermittelnd und orientierend in vielen Bereichen. "Faktisch



ist die Kirche heute in ihrer Funktion als dominierender Ideologischer Staatsapparat durch die Schule ersetzt worden." (ebd., 130) Schule bekommt eine determinierende Bedeutung in der Reproduktion der bestehenden Verhältnisse. Auch im Schulalltag wird mitbestimmt, welche Literatur gerade wichtig für die heranwachsende Generation ist. Die SchülerInnen dürfen zwar diskutieren und in einem bestimmten Rahmen mitbestimmen, sind aber letztlich doch von den Entscheidungen der LehrerInnen und vom Lehrplan abhängig. Das, was im Ideologischen Staatsapparat Schule vermittelt wird, verändert sich historisch, dennoch gelten bestimmte Gedichte und Romane nahezu als zeitlos wichtig für die heranwachsenden Generationen. Die Schule trägt dazu bei, zu entscheiden, was zur "hohen Literatur" zählen soll, welche Romanen und Stücken klassische Werke werden oder bleiben. In Deutschland gehören solche Autoren wie Goethe und Schiller auch heute noch zum selbstverständlichen Repertoire. Auch wenn sich die SchülerInnen ihren Alltag nicht so vorstellen, wie er in Schillers Glocke beschrieben ist, eignen sie sich diesen Stoff an - ob nun affirmativ oder im Widerstand. Selbst ein Widerstand gegen das Beschriebene hat Auswirkungen auf Leben und Denken der RezipientInnen.<sup>29</sup> Die Ideologischen Staatsapparate Schule und Kultur wirken in einer Weise zusammen, die schwer zu analysieren ist.

Einen produktiven Beitrag zur Bedeutung des Kulturellen für die Reproduktion von Subalternität hat Antonio Gramsci geleistet. Er richtet sich gegen den Ökonomismus, die Ökonomie als das alles Bestimmende in der Arbeiterbewegung, und damit gegen die Reduktion von Kultur, Politik und Ideologie auf ihre ökonomischen Aspekte, indem er den "Hegemoniebegriff" entwickelt, ein "durch Zustimmung (Konsensus) vermittelter Zusammenhalt der Konstruktion einer Macht und ihrer Politik." (Wolfgang F. Haug 1985, 158) Er mißt dem Bereich des Kulturellen eine grundlegende Bedeutung in der Reproduktion von Unterdrückung bei. Er beschäftigt sich sowohl mit Literatur und sucht Wege für Veränderungen hin zu einer Hegemonie von unten, als auch mit den Möglichkeiten einer effektiven Schulreform in Italien. Als Mitglied der kommunistischen Partei Italiens nach dem Zweiten Welt-

krieg waren die von Antonio Gramsci erstrebten Lösungswege und seine Analysen auf die Arbeiterklasse beschränkt; Geschlechterfragen kommen in diesem Kontext nicht vor.

Antonio Gramsci beklagt, daß in der Schule eine Kultur als allgemeine Kultur vermittelt werde, aber keine Übereinstimmung (unity) zwischen Schule und Leben existiere.<sup>30</sup> Er setzt (in den Gefängnisheften zwischen 1929 und 1935) der auf Abstraktion beruhenden Unterrichtsweise eine "kreative" Lernform entgegen, in der die LehrerInnen den SchülerInnen Raum zur selbstständigen Aneignung schaffen:

"It indicates that learning takes place especially through a spontaneous and autonomous effort of the pupil, with the teacher exercising a function of friendly guide - as happens or should happen in the university." (Antonio Gramsci 1929 bis 1935, 33)<sup>31</sup>

Ein solches Vorgehen setzt voraus, an den Erfahrungen und Lebensbedingungen der SchülerInnen anzuknüpfen und stellt die besondere Anforderung an die LehrerInnen, nicht nur auf die jeweiligen Lebensumstände der im Unterricht vertretenen sozialen SchülerInnengruppen einzugehen, sondern auch produktiv zu orientieren:

"To discover a truth oneself, without external suggestions or assistance, is to create - even if the truth is an old one. It demonstrates a mastery of the method, and indicates that in any case one has entered the phase of intellectual maturity in which one may discover new truths." (ebd.)<sup>32</sup>

Antonio Gramsci setzt sich damit für eine Art forschenden Lernens ein, die angeeigneten "Wahrheiten" werden damit zu eigenen und sind nicht die von den LehrerInnen vorgegebenen und auswendig zu lernenden. Das impliziert auch, daß z.B. vorgegebene Texte wie Erzählungen und Romane im Widerstand zu gängigen Interpretationen gelesen und diskutiert werden können, die SchülerInnen Antworten auf Fragen darin suchen können, die ihnen aus ihrem Kontext heraus dringlich sind. Auch im Rahmen eines neuen Erziehungssystems fragt Antonio Gramsci nicht nach geschlechtsspezifischen Voraussetzungen, mit denen die Schüler und Schülerinnen in die Schule kommen. Ihm geht es auch hier um Klassen und darin um die Voraussetzungen, die Arbeiterkinder im Unterschied zu Kindern anderer Klassen und Schichten mitbringen, wenn sie in die Schule gehen.

### Feministische Standpunkte

Obwohl in den Ansätzen von Antonio Gramsci Frauenfragen nicht thematisiert werden, es ihm vor allem um eine Hegemonie ging, die von der Arbeiterklasse erstrebt werden sollte, bilden seine Vorstellungen über die Zusammenhänge von Lebensweise und Reproduktion von Herrschaft und Unterordnung auch ein potentielles Fundament für die Auseinandersetzungen mit weiblicher Subalternität in der "società civile". Schließlich gingen die neuen Frauenbewegungen von Veränderungen im Kulturellen aus und richteten sich z.T. explizit gegen die Ökonomie als die alles Bestimmende.<sup>33</sup>

Die Soziologin und Gründerin der Feministischen Partei Canadas Mary O'Brien unternimmt den Versuch, Antonio Gramscis Ansatz der Hegemonie theoretisch um die Geschlechterfragen zu erweitern als notwendige Voraussetzung, überhaupt Hegemonie "von unten" erreichen zu können.

"There can be no real analysis of hegemony unless it is recognised that cultural forms are subject to the articulation of consent of both a ruling class and a ruling sex." (Mary O'Brien 1986, 264)<sup>34</sup>

Zwei historisch gewachsene Infrastrukturen müßten in Betracht gezogen werden, die tägliche Reproduktion der Individuen und die Reproduktion der Gattung.

"Rather crudely, I would suggest that such a model would understand superstructures, or if one prefers, 'civil society', as the level of mediation of the specific forms of contradiction emergent from three sources." (ebd.)<sup>35</sup>

Diese drei Quellen in ihrem Modell sind:

1. Die ökonomische Ebene (substructure), worin sich Widersprüche im Klassenkampf konkretisierten;
2. die reproduktive Ebene, worin sich Widersprüche im Geschlechterkampf konkretisierten;
3. der Widerspruch zwischen diesen Ebenen, zwischen individuellem Überleben und genetischer Kontinuität, oder der Anzahl der zu fütternden Mäuler und den Ressourcen der Lebensmittelproduktion.

Ebenso schlägt Mary O'Brien vor, den erzieherischen Bereich auf reproduktives Wissen auszudehnen, wie es in Familien

vorkommt und auf geschlechtsspezifische Vergesellschaftung (gender identification). Gerade für Frauenfragen würde die Betrachtung allein des ökonomischen Bereiches nicht ausreichen. Eine Krise des Kapitalismus sei keine hinreichende Erklärung für den Versuch, Frauen in konventionelle Ehen und unbezahlte Arbeit zurückzuschicken. "We can understand far more clearly how this actually works if we examine, for example, the social production of popular culture" (ebd., 265)<sup>36</sup>, wie Antonio Gramsci sie vorschlug.<sup>37</sup>

Er sprach sich sowohl dagegen aus, in der Form und der Ästhetik die alleinigen Kriterien für Romane und Gedichte zu sehen, als auch gegen moralische Belehrungen in diesem Kontext. Er machte die Beobachtung, daß gerade populäre Fortsetzungsromane direkt in den Alltag eingingen, indem in den Kaufläden und auf der Straße über das Schicksal der ProtagonistInnen gesprochen wurde.

Offensichtlich ist die sogenannte triviale Literatur eher einer Kritik zugänglich als die sogenannte hohe Literatur. So lassen sich einige Hinweise auf die Rezeptionsweise trivialer Literatur, insbesondere von Liebesromanen, finden.

#### Trivialliteratur

Was tun wir, wenn wir populäre Literatur oder Bilder unreflektiert aufnehmen? Wir akzeptieren sie, lassen sie in die Träume eingehen usw. Wir eignen uns die Welt, in der wir leben, auch über Trivialliteratur an, indem wir sie auf vielfältige Weise in das Denken eingehen lassen, ob nun affirmativ oder widerständig.

Die Wirkungsweisen dieser in "schlechten Filmen und Groschenromanen" präsentierten Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit lassen sich schwer erfassen. Einen Hinweis auf die Tragweite dieser Bilder und Konstruktionen von Geschlechterbeziehungen vermittelt die Analyse von Frigga Haug zu Tagträumen von Frauen (1990a, 151 ff.). Sie untersucht diese als "wissentliche Konstruktionen eines Imaginären", auf der Suche nach den Widerstandspotentialen von Frauen in ihren Wünschen und Utopien. Sie stellt u.a. fest,

"daß alle Wünsche sich in die ideologische Anordnung fügen, in den Mauern des Ideologischen bleiben: die Liebe auf den ersten Blick, die Erfüllung als Aufgehen in der Person, die Hingabe allen Lebens für den Moment, das große Versprechen, das uns wie ein Blitz Glück bringt, der Augenblick (im wörtlichen Sinn), für den das ganze Leben Vorbereitung ist und nichts danach. ... In den vorgeführten Wünschen und Hoffnungen erkennen wir leicht schlechte Filme, Groschenromane." (ebd., 167)

Zwar inszenierten sich die Frauen selbst in ihren Tagträumen nicht, wie die üblicherweise in Groschenromanen vorkommenden Frauen, als Schweigende und Unterworfenen gegenüber Männern - im Gegenteil. Die Frauen sind in ihren Tagträumen die Aktiven, die Retterinnen und Behüterinnen der von ihnen abhängigen Männer, dennoch verbleiben die Tagtraumszenarien im Rahmen der u.a. von Trivialromanen vorgegebenen Glücksvorstellungen. Die Frauen erfüllen sich im Tagtraum, was die Realität ihnen nicht bieten kann - das ausschließliche Glück zu zweit. Der Widerstand richtet sich zwar gegen die Unterworfenheit und Passivierung von Frauen, aber nicht gegen den Rahmen. So gehen die Konstruktionen der Geschlechterbeziehungen, wie sie Groschenromane lancieren, nicht unmittelbar in die Köpfe der Frauen, doch der vorgesteckte Rahmen wird durch die widerständige Aneignung zur geträumten Einlösung eines Versprechens, das die Realität nicht halten kann.

Um aus den Gefängnismauern des Ideologischen entkommen zu können, statt nur die Gefängniszellen mit den Wachstuben zu vertauschen und damit innerhalb der Mauern zu verbleiben, bedarf es offenbar der Bearbeitung der eigenen Tagträume ebenso wie der Trivialromane und "schlechten Filme", die die Rohfassungen der Drehbücher liefern.

Die Rezeption trivialer Liebesromane bewegt sich in der Regel zwischen dem unreflektierten Lesekonsum und der ähnlich unreflektierten Ablehnung des gesamten Genres aufgrund des Mangels an sogenannter literarischer Qualität. Von daher ist es unumgänglich, diese Geschichten in verschriftlichter und verfilmter Form zu bearbeiten. Welcher Ort wäre da besser geeignet als die Schule, die alle Kinder in einem Alter erfaßt, in dem sie beginnen, sich dafür zu interessieren? Hier die Voraussetzungen für eine kritische Lese- oder Fernsehhaltung in Bezug auf die Männer- und Frauenbilder

und die Geschlechterverhältnisse insgesamt zu schaffen, wäre ein wichtiger Schritt auf dem steinigen Weg der Frauenbefreiung.

Erica Carter beschreibt die Probleme feministischer Lehrerinnen im Umgang mit trivialen Liebesromanen in der Schule:

"Meine eigene Unterrichtstätigkeit an westdeutschen Schulen lehrte mich, daß gerade diejenigen Mädchen und Jungen, denen die 'kritische' Analyse von Massenmedien beigebracht wurde (Geschichten in Illustrierten, Schlager, Bilder in der Werbung usw.), besondere Lust beim Lesen genau dieser Texte haben, in Winkeln, außer Sichtweite tadelnder Lehrer/innen und Eltern, denn zur ursprünglichen 'Lust am Text' kommt die größere Lust eines bewußten Vergehens." (ebd. 1985, 188)

Ein zusätzliches Hindernis für kritischen Literaturunterricht sei die "Verachtung" für Liebesgeschichten seitens der Knaben, die sich so von den Mädchen abgrenzen. Erica Carter fordert als Ausweg aus diesem Dilemma, eine neue feministische Leseweise der Liebesgeschichte zu entwickeln (ebd., 189), worin "die grundlegenden Merkmale des Genres der Liebesgeschichte skizziert und gleichzeitig die historische Besonderheit der Liebesromane im jeweiligen Kontext zur Kenntnis" genommen wird (ebd.).

"Das lesende Subjekt trägt an jede neue Geschichte eine Erinnerung an vorherige Erzählungen heran, die die Progression des Narrativen-als-Abfolge in ein Narratives-als-Logik transformiert: so trägt die Leserin in einer Liebesgeschichte die Erwartung eines bestimmten Endes an die Erzählung - die romantische Vereinigung oder das Gegenteil, den tragischen Tod oder Abschied einer der Hauptfiguren." (ebd., 192)

Obwohl die Irrealität des "Happy Ends" allen bekannt sei, werden Liebesgeschichten dennoch auch und gerade deswegen gelesen. Erica Carter beschreibt die Begrenztheit der Strukturanalyse von Erzählungen, da sie, obwohl Distanz zum Text schaffend, nur begrenzten Wert hätten, die "ideologischen" Dimensionen zu durchbrechen. Sie schlägt statt dessen vor, die ProtagonistInnen bzw. die erzählerischen Subjekte, mit denen sich die LeserInnen identifizieren können, in ihren Handlungen und sozialen Kontexten zu untersuchen, insbesondere die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. So untersucht sie exemplarisch eine Fortsetzungsgeschichte aus der Jugendzeitschrift "Bravo": "Dawai Dawai" aus den

50er Jahren. Die Fortsetzungsromane sind demnach geradezu prädestiniert, auf das Happy End hin gelesen zu werden, von Fortsetzung zu Fortsetzung. Carter analysiert an Hand der Geschlechterbeziehungen wie im Verlaufe der Geschichte die Frauenfiguren systematisch zum Schweigen gebracht werden. Happy End und Schweigen gehören ebenso zusammen, wie der Ausschluß der Frauen aus den Diskursen zum glücklichen Ende gehört. Frauen werden demnach an den Rand gedrängt, untergeordnet und vereinnahmt (vgl. ebd., 202).

Erica Carters Ansatz, mit Literatur in den Schulen feministisch umzugehen, knüpft an Lesehaltungen und Gewohnheiten der Schüler, insbesondere der Schülerinnen an. Es sind vor allem die romantischen Liebesgeschichten, die in die Erwartungen, Träume und Phantasien der Mädchen (und Jungen) eingehen und damit Bilder weiblicher Unterworfenheit als Versprechen auf ein Leben in Glück und Geborgenheit entwerfen, das dann in den trivialen Liebesgeschichten nicht mehr beschrieben werden darf, weil es niemals eingelöst werden kann.

Die Einbeziehung von Trivialliteratur in den Unterricht hängt in der Regel von dem individuellen Engagement der LehrerInnen ab. Doch was wird eigentlich mit der sogenannten Hochliteratur vermittelt, die zu jedem Lehrplan gehört? Auch die klassischen RomanschriftstellerInnen haben sich dem Thema Liebe ausführlich gewidmet. Auch wenn diese Liebesgeschichten oft dramatisch ausgehen, ohne Happy End, wie z.B. William Shakespeares "Romeo und Julia" oder der an dieses Motiv anknüpfende Roman "Romeo und Julia auf dem Dorfe" von Gottfried Keller, werden damit Geschlechterbeziehungen transformiert und tradiert, denen kein Schüler und keine Schülerin entrinne kann. Denn: Unabhängig davon, ob die Romane affirmativ oder im Widerstand gelesen werden, im Effekt kennt heute jede(r) die Geschichte von Romeo und Julia.

Hier soll die These aufgestellt werden, daß die Romane der Hochliteratur, die darin vorkommenden Bilder von Männern und Frauen sowie die Vorstellungen von Liebe eine orientierende Funktion für die Reproduktion von Geschlechterverhältnissen einnehmen. Anders als die Trivialromane gelten

die klassischen Werke aufgrund der ihnen zugesprochenen literarischen Qualität nicht nur als akzeptabel, sondern der Bildung und der persönlichen Entwicklung der Jugend explizit förderlich und werden damit nicht auf Frauenunterdrückung oder Geschlechterverhältnisse im allgemeinen hinterfragt.

#### LIEBE IN KLASSISCHER LITERATUR

Sobald man sich mit dem Thema Liebe beschäftigt, trifft man immer wieder auf ein Drama, das über 200 Jahre alt ist - Goethes "Die Leiden des jungen Werther" (von 1774). So bestehen Roland Barthes' "Fragmente einer Sprache der Liebe" (1988) zu einem überwiegenden Teil aus Zitaten daraus. "Die Leiden des jungen Werther" gehört zu den wenigen Romanen, die bereits sofort nach Erscheinen erfolgreich waren und heftig und kontrovers diskutiert wurden. Arndt und Inge Stephan sprechen in diesem Zusammenhang von einem "Wertherfieber, welches sich in einer Unzahl von Rezensionen, Gegenrezensionen, Pamphleten, Satiren, Spottgedichten, Romanen, Dramen, Elegien, Oden u.a. niederschlug und schließlich zur Vermarktung des Stoffes führte" (ebd. 1975, 148). Es gab immer wieder Ansätze und Versuche, Unterrichtskonzeptionen zur Rezeption von Goethes "Die Leiden des jungen Werther" in den Schulen zu erarbeiten, auf die an dieser Stelle nur exemplarisch eingegangen werden kann (Arndt und Inge Stephan 1975; Angelika C. Wagner 1984).

In seiner Analyse des Romans kommt George Lukács erst auf der zehnten Seite zum Thema Liebe, wenn er bestätigt, daß es sich um einen der "bedeutendsten Liebesromane der Weltliteratur" handelt (ebd. 1936, 27).

"Dem jungen Goethe gelingt es, in diesen Liebeskonflikt alle grossen Probleme des Kampfes um die Persönlichkeitsentwicklung organisch einzubeziehen. Die Liebestragödie des Werther ist eine tragische Explosion aller Leidenschaften, die sonst im Leben verteilt, partikular, abstrakt auftreten, hier aber im Feuer der Leidenschaft zu einer einheitlichen glühenden und leuchtenden Masse verschmolzen werden." (ebd.)

Und schon ist die Liebetheematik annähernd verschwunden. Erstaunlicherweise legen die Vorschläge, Goethes "Die Lei-



den des jungen Werther" im Unterricht zu behandeln, nahezu ausschließlich den Schwerpunkt auf die gesellschaftlichen Konflikte in der Zeit der Entstehung des Bürgertums. So richten sich die für den Unterricht erarbeiteten Fragen auf die Persönlichkeitsentwicklung Werthers bei seiner Suche nach einem ihm angemessenen Ort in der Gesellschaft und auf die Emanzipationsbestrebungen im 18. Jahrhundert insgesamt. Die Liebesgeschichte dient dabei für George Lukács nur als Transportmittel.<sup>38</sup>

Arndt und Inge Stephan schlagen vor, nach dem Stellenwert der Liebesgeschichte in der Romanhandlung zu fragen (ebd. 1975, 169). Auf diese Weise werden Kriterien im Bemühen um einen antiideologischen Unterricht erarbeitet, ohne die SchülerInnen in die ideologische Falle der Einfühlung in Werthers Liebesleid zu führen, dennoch bleibt die Liebe selbst unthematisiert. Im Effekt bedeutet dies, daß die Gefühle im Kontext der Liebe unbearbeitet als selbstverständliche angenommen werden und als weiterhin unveränderlich gelten. Die Liebeskonstruktion in "Die Leiden des jungen Werther" wird somit zur Metapher für die dramatische Suche nach einem Ort zwischen Aristokratie und Landbevölkerung, zum Synonym für die Flucht vor den gesellschaftlichen Problemen, zur Sammelstelle aller Leidenschaften und Gefühle. Es soll hier keineswegs gegen eine gesellschaftskritische Rezeptionsweise gesprochen werden, sondern ein Erstaunen zum Ausdruck gebracht werden, daß sich über 200 Jahre lang eine Liebeskonstruktion von Generation zu Generation fortträgt, ohne als solche bearbeitet zu werden. Welche Folgen und Effekte dieser Umgang mit Liebeskonstruktionen in der Literatur hat, läßt sich nicht genau feststellen. Der Einfluß, den Literatur ausüben kann, läßt sich nicht messen oder sonst irgendwie klar bestimmen (vgl. Brigitte Pyerin 1989). Unabhängig davon, ob wir nun Goethe mögen oder nicht, ist dieses Liebesdrama in unsere Vorstellungen eingegangen und dies währt immer noch fort, auch in den jüngeren philosophischen (Roland Barthes 1988) und soziologischen (Niklas Luhmann 1982) Arbeiten.<sup>39</sup>

Das Drama "Die Leiden des jungen Werther" ist zur Analyse von Geschlechterverhältnissen besonders nützlich, nicht nur

weil es sich um eine tradierte Konstruktion von Liebe handelt, sondern auch weil es von einem männlichen Autor verfaßt und mit einem explizit männlichen Protagonisten versehen ist. "Die Leiden des jungen Werther" bietet die Möglichkeit, eine männliche, einflußreiche Liebeskonstruktion zu bearbeiten. Im folgenden soll mit dem Text nicht wie mit einer historischen Tatsache umgegangen werden. Ich möchte den angeführten AnalysandInnen recht geben, wenn sie die dargestellte Gefühlswelt des Werther als eine Verdichtung gesellschaftlicher und persönlicher Probleme sehen und diese in ihrem historischen Kontext betrachten. Der Text soll auch nicht (wie bei Angelika Wagner) als Spiegel von realer Liebe oder realem Liebesleid betrachtet werden. Es soll vielmehr darum gehen, den Text daraufhin zu analysieren, was unter Liebe verstanden wird, welche Elemente damit verknüpft werden. Auf diese Weise erhält man keineswegs eine Analyse realexistierender Liebe in ihren Konflikten, sondern Hinweise auf diskursive Verarbeitungen von Liebe. Wenn Liebe in "Die Leiden des jungen Werther" bislang überwiegend am Rande thematisiert worden ist, dann sind zumindest Aspekte der Liebeskonstruktion als selbstverständliche aufgefaßt worden. Hier soll es um Hinweise auf Elemente männlicher Liebesvorstellungen gehen, die als natürliche gelten und eben deswegen nicht in Frage gestellt werden. Es wird davon ausgegangen, daß die Nicht-Thematisierung in irgendeiner, wenn auch nicht meßbaren Weise, zur Reproduktion bestimmter Liebesvorstellungen beigetragen hat, die so ganz nebenbei die Herrschaft des männlichen Geschlechts über das weibliche mittransportieren - in den Vorstellungen und Diskursen beider Geschlechter. Es soll hier ein erster Schritt gewagt werden, der immensen Ideologieproduktion Liebe auf die "Schliche" zu kommen.

#### Methodische Überlegungen zu einer Literaturanalyse

In den Literaturwissenschaften gibt es eine große Anzahl von Literaturanalyseverfahren: immanent arbeitende Deutungen, "Interpretation von Texten durch außerästhetische Deutungsmuster, wie die psychoanalytischen, materialistischen,

religiösen", auf strukturalistische Ansätze zurückgehende Deutungen sowie die "inhaltsbezogene Textlinguistik" (vgl. z.B. Gerhard Kleining 1982a; 1982b, 1). Cora Kaplan gibt auf der Suche nach einer materialistisch-feministischen Umgangsweise mit Literatur eine kurze Einschätzung zu den verschiedenen Richtungen:

"Eine Hauptschwäche humanistischer Literaturwissenschaft liegt in der Auffassung, die Funktion der Literatur bestünde in der mimetischen oder realistischen Repräsentation. Humanistische LiteraturwissenschaftlerInnen identifizieren sich mit dem Anspruch, daß der Text Realität abbilde und reagieren als einfühlsame LeserInnen, die die Authentizität dieses Anspruchs anhand des Textes prüfen. Marxistische LiteraturwissenschaftlerInnen gehen jedoch davon aus, daß AutorIn und Text innerhalb des Ideologischen sprechen: der Anspruch auf fiktionale Wahrheit und Authentizität müsse zu einer bestimmten historischen Betrachtungsweise von Kultur und Kunst in Beziehung gesetzt werden, die sich in der Romantik entwickelte. Semiotische und psychoanalytische Theorien zur Repräsentation verneinen eine authentische, mimetische Kunst überhaupt. Sie betrachten den Text als Zeichensystem, das Bedeutung konstruiert statt reflektiert und die Subjektivität von AutorIn und LeserIn gleichzeitig festschreibt." (ebd. 1988, 346 f.)

Im folgenden soll es jedoch um eine konkrete soziologische Herangehensweise für die projektierten Zwecke gehen. Goethes "Die Leiden des jungen Werther" soll auf die männliche Konstruktion von Liebe hin befragt werden. Gefordert ist hier ein qualitatives Verfahren, ähnlich wie es Gerhard Kleining (1982a) vorstellt. Nach einer kurzen Darstellung seines Verfahrens soll in Abgrenzung dazu für die genannten besonderen Zwecke ein Verfahren entwickelt werden, um die männlichen Konstruktionen von Liebe zu untersuchen.

Gerhard Kleining's qualitatives Verfahren "Beobachtung und Experiment als Methoden zur Textanalyse" (1982a; vgl. auch 1982b) steht in der Tradition der "Grounded Theory" von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss von 1967 (vgl. auch Anselm Strauss 1991). Gerhard Kleining legt in Anlehnung an Glaser und Strauss einen besonderen Wert auf Offenheit der Fragen. Sein Ziel ist es, vergleichbar der Herangehensweise von Christel Hopf (1984), nicht zu deuten, sondern Neues (hier in der Literatur) zu finden. Feste Objekte sollen in ihre Relationen aufgelöst, Strukturen gefunden werden. Vier Regeln sollen zu diesem Ziel führen:

1. Wichtige Voraussetzung ist ein kritischer Umgang mit Vorverständnissen. Am besten sei es, keine zu haben.
  2. Während des Forschungsprozesses sollen die ForscherInnen für eine veränderte Sicht des Gegenstandes "offen" sein.
  3. Durch "maximal strukturelle Variation" soll der Gegenstand von allen Seiten betrachtet werden. Das betrifft sowohl die Sicht auf den Gegenstand als auch die Methoden, die angewendet werden, wobei historische und geographische Dimensionen einbezogen werden müßten. Somit entsteht die Grundgesamtheit, anders als in den quantitativen Methoden, wo sie vor Beginn der Anwendung der Methoden bekannt sein muß (als Ausgangsbasis der Forschung), im Prozeß der Forschung.
  4. Alle Einzelergebnisse müssen am Ende des Forschungsprozesses als Teile einer Gesamtstruktur erscheinen, was die Analyse auf Gemeinsamkeiten impliziere (anstelle der in der quantitativen Forschung üblichen Analyse auf Differenzen). Bei Gerhard Kleining treten der Forscher und die Forscherin in den ständigen Dialog mit dem Gegenstand, bei der Analyse von Literatur mit dem Text. Fragen werden neu und anders gestellt, Ungefragtes in Relation gesetzt. Der Forschungsprozeß ist in zweifacher Weise zirkulär, indem das Resultat in der Erzielung desselben vorausgesetzt wird und indem die ForscherInnen am Ende des Prozesses zum Ausgangspunkt zurückkehren. Das bedeutet für die Analyse eines Textes, daß der Anfangspunkt (z.B. die erste Frage an den Text) der Analyse unerheblich ist, da die ForscherInnen bei konsequenter Durchführung des Verfahrens wieder auf den Anfang zurückkommen, nachdem sie alle möglichen Resultate erzielt haben. Insofern ist das Verfahren "total". Die Struktur erscheint nicht als bloße Summe der Einzelergebnisse, sondern diese als Teile eines Ganzen - einer Gesamtstruktur. Der Abschluß allerdings decke die Struktur des Textes auf. Somit sei der Anfang der Analyse subjektiv; die Objektivität entstehe im Verlauf des Prozesses, so daß die Struktur unabhängig von der subjektiven Meinung der ForscherInnen sichtbar werde (vgl. Gerhard Kleining 1982a).
- Gerhard Kleining erhebt einen umfassenden Analyseanspruch, der ohne Hypothesen und konkrete Forschungsanliegen aus-

kommt. Fraglich ist, wie man von einer expliziten oder impliziten Orientierung in den Fragen, Experimenten und Beobachtungen, die Gerhard Kleining vorschlägt, wegkommen soll und warum. Schließlich, wer entscheidet, wann die Gesamtstruktur eines Textes gefunden worden ist? So wird dieses Verfahren willkürlich, indem davon ausgegangen wird, daß die ForscherInnen alles wissen wollen von einem Text, ohne bestimmen zu wollen, was das ist.

Aufhebenswert für die hier formulierten Zwecke ist die Form des Umgangs mit dem Text - das Dialogprinzip. Damit können Fragen so offen formuliert werden, daß sie sowohl bisher unbekannte Antworten aus dem Text zulassen als auch Fragen, die der Text nicht unmittelbar beantworten kann. Auf diese Weise kann es gelingen, Hinweise auf Konstruktionsstrukturen zu erlangen. Ebenso dazugehören würden demnach Widersprüche in der Darstellung, auch sie können wertvolle Hinweise auf Bearbeitungsweisen geben, z.B. auf die Art, wie Widersprüche harmonisiert werden, ohne sie bearbeiten zu müssen (vgl. Klaus Holzkamp 1978; Frigga Haug 1990a).

Im Kontext meiner Arbeit interessiert die männliche Konstruktion von Liebe in "Die Leiden des jungen Werther" und damit grenzt sich auch Anzahl und Breite der zu stellenden Fragen ein. D.h., es werden explizit Teilantworten gesucht, die einen konkreteren Zugriff auf männliche Liebeskonstruktionen ermöglichen, als eine Voraussetzung, diese in Beziehung zu weiblichen setzen zu können.

Aufgrund der bereits dargestellten Vorannahmen sollen Fragen an den Text entwickelt werden, die so offen sind, daß sie neue Antworten des Textes ebenso zulassen, wie auch unausgefüllte Lücken und Widersprüche in der Liebeskonstruktion aufscheinen lassen. Somit ergibt sich die Konstruktion aus den Antworten und den neu gewonnenen Fragen und Leerstellen ähnlich dem qualitativen Verfahren der Erinnerungsarbeit, angewendet auf Literatur (zur Methode der Erinnerungsarbeit vgl. Frigga Haug 1990a).

Jede Eingrenzung setzt ein Vorwissen über das Thema voraus und Thesen über das Geschlechterverhältnis in der Liebe. Liebe war historisch nicht für alle Bevölkerungsgruppen in gleicher Weise realisierbar. Von der Zeit, in der der Roman

spielt, wissen wir, daß in der Regel innerhalb einer Schicht oder Gemeinschaft geheiratet wurde, zumeist ohne Zwang und Gewalt. Hier kommt der Schichtspezifik insofern Bedeutung zu, als eine Liebe zwischen Angehörigen verschiedener Schichten zusätzliche Probleme brächte, die das Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern überlagern müßten. Somit stellt sich die erste Frage nach der Herkunft von Werther und Lotte. Wer ist Werther und was erfahren die LeserInnen über Lotte?

Wie im folgenden deutlich werden wird, fühlt sich Werther von Lotte angezogen. In was hat sich Werther verliebt? Womit ist diese Liebe verknüpft? Was tun Lotte und Werther zusammen? Liebe und Weltbild hängen zusammen, da mit jeder Vorstellung einer bestimmten Gesellschaft auch eine bestimmte Form von Liebe und Geschlechterverhältnis verbunden zu sein scheint, die sich im Alltag ausdrückt. Welche Zukunftsvorstellungen resultieren für Werther aus seiner Liebeskonstruktion im Roman? Welche für das Zusammenleben, welche für Lotte? Und was erfahren wir über Lotte und ihre Reaktionen?

#### Im Dialog mit: "Die Leiden des jungen Werther"

Werther ist ein junger Mann, der in ein Dorf zieht, nachdem er eine unglücklich in ihn verliebte Frau an einem anderen Ort zurückläßt (Goethe 1774, 5). Er lebt von dem Vorschuß auf das Erbe seiner Mutter (ebd., 6) und trägt im übrigen zunächst nichts zu seinem Lebensunterhalt bei. Er malt Landschaftsbilder (ebd., 7, 18) und liest im Homer. Er gehört weder der Aristokratie noch dem Landvolk an.

Alles, was die LeserInnen über Lotte erfahren, wird aus der Sicht Werthers, also des Liebenden, vermittelt. Das Wissen über sie wird daher vornehmlich reduziert auf die von Werther geliebten Aspekte und auf das, was er überhaupt in der Lage ist, wahrzunehmen. Dies ist insofern günstig, als man anhand der Person, die so entsteht, ermessen kann, wie eine Frau im männlichen Liebesdiskurs vorkommt. Man erfährt, wie sich ein verliebter Mann die von ihm Geliebte so

konstruiert, daß sie ihm liebenswert wird - wie Goethe es sieht.

Die LeserInnen erfahren über Lotte, daß ihre Mutter gestorben ist und sie sich um die sechs Geschwister kümmert. Schon am Sterbebett der Mutter ist klar, daß sie Albert (einen berufstätigen Mann, der in der Lage ist, die Familie zu ernähren) heiraten würde (ebd., 51). Ansonsten pflegt sie eine schwerkranke Freundin (ebd., 34 f.; 39)

"So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Tätigkeit." (ebd., 20)

Hierbei handelt es sich um die erste Beschreibung Werthers von Lotte. Die LeserInnen erfahren weder, was die Einfalt, noch was den Verstand, die Ruhe und Güte ausmacht. Werther hat explizit keine Begründung für seine Zuneigung zu Lotte, denn er schreibt an seinen Freund:

"Und doch bin ich nicht imstande dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug sie hat allen meinen Sinn gefangen genommen." (ebd.)

Werther hat sich weniger in das Bild einer Frau verliebt, wie man aus heutiger Sicht annehmen würde, sondern in eine Familienszene:

"In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von eilf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid, mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust, anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit und jedes rief so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt, entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darin ihre Lotte wegfahren sollte." (ebd., 22)

Werther beschreibt eine Szene, die durch ihre Alltäglichkeit besticht, er stellt das Einfache und Normale heraus: einfaches Kleid, Schwarzbrot für die Kinder. Er verliebt sich in ein Bild von einem Familienleben, dessen Anschauung ihn erfreut. Eine ähnlich einfache Szene beschreibt Werther zur Person von Lotte:

"Tanzen muß man sie sehen! Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigent-

lich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfindet; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr." (ebd., 26)

Werther beschreibt Lotte als eine Frau, die mit ihren häuslichen Aufgaben zufrieden ist und darin ihre Erfüllung sieht - "eine Quelle unsäglich Glückseligkeit" (ebd., 24 f.). Anders als Werther hat sie zu tun und befolgt mit Freude, was ihr aufgetragen ist - insofern ein Wunschbild jeden Mannes. Nichts deutet darauf hin, daß sie irgendwelchen schwankenden Stimmungen unterworfen ist. "War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als alles? die schöne, sanfte, muntere und immer tätige Frau!" (ebd., 68) Sie ist immer freundlich, immer sanft und tut das, was gerade nötig und realistisch naheliegend ist. Und es gelingt Lotte (aus Werthers Sicht), die beiden Verehrer nicht aneinandergeraten zu lassen:

"Er (Albert, B.K.) will mir wohl, und ich vermute, das ist Lottens Werk mehr, als seiner eigenen Empfindung: denn darin sind die Weiber fein und haben recht; wenn sie zwei Verehrer in gutem Einvernehmen miteinander halten können, ist der Vorteil immer ihr, so selten es auch angeht." (ebd., 48)

Für Werther ist Lotte einfühlsam:

"Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes, das war alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Anteils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? Warum durfte ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten?" (ebd., 105)

Es ist so wenig über Lotte und ihr Tun zu erfahren, daß im Dunkeln bleibt, was Werther alles nicht in den Blick gerät. Lotte entspricht so vollkommen dem Bild einer guten Hausfrau, daß sie als Idealtypus im Weberschen Sinne durchgehen könnte (vgl. Max Weber 1922). Werthers Liebe zu Lotte soll genauer betrachtet werden. Herausgearbeitet werden sollen im folgenden die Verknüpfungen, die in der Liebeskonstruktion eine Bedeutung haben.



Liebe und Gefühle:

Der Beginn von Werthers Liebe zu Lotte beginnt mit der Unordnung, dem Chaos, einem Sich-Treiben-Lassen:

"Da verließ ich sie mit der Bitte: sie selbigen Tags noch sehen zu dürfen, sie gestand mir's zu und ich bin gekommen; und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirtschaft treiben, ich weiß weder daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her." (Goethe 1774, 31)

Dieses Chaos ist das höchste Glück für Werther am Anfang seiner Liebe:

"Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart; und mit mir mag werden was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe." (ebd.)

Liebe ist Lebensfreude, ist das Leben überhaupt in seiner Konstruktion. Werther ist davon überzeugt, daß er auch von Lotte geliebt wird, der Beweis dafür ist er selbst - seine Gefühle:

"Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie - o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? - daß sie mich liebt! Mich liebt! - Und wie wert ich mir selbst werde, wie ich - dir darf ich's wohl sagen, du hast Sinn für so etwas - wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!" (ebd., 43)

Das ist die Krönung eines Zirkelschlusses. Nichts als den eigenen Gefühlen vertrauend, fühlt Werther sich geliebt und diese Liebe unterstellend, gewinnt er an Selbstwertgefühl. Werther braucht die Anbetung von Lotte gar nicht, indem er ihre Existenz annimmt, betet er sich selbst an. Lotte als Subjekt kommt darin nicht vor. Im Gegenteil. Leicht entsteht der Eindruck, ihre eigene Meinung wäre hier überflüssig, wenn nicht sogar zerstörend für das Bild, das sich Werther erschaffen hat. Lotte - als Liebesobjekt - hat hier eher so etwas wie eine Katalysatorfunktion der Wertherschen Liebe. Liebe und Selbsterhöhung schlagen praktisch um in körperliche Begierden:

"Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehends den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich zieh zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts ..." (ebd., 44)

Die heutige LeserInnenschaft kann sich dabei vorstellen, als würde sie einen "romantischen" Spielfilm betrachten, inso-

fern gilt dies Bild bis heute. Mit seinen Verknüpfungen bestätigt Werther nach vorneweisend, was heute immer noch als gültig proklamiert wird:

"Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts notwendig macht als die Liebe. ... Mußte denn das so sein, daß das, was den Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde? Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt." (ebd., 59 f.)

#### Liebe und Arbeit:

Schon am Anfang erfährt man etwas über Werthers Haltung zur Arbeit und zu den Zusammenhängen zwischen Liebe und Arbeit:

"Die meisten verarbeiten den größten Teil der Zeit, um zu leben, und das bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen." (ebd., 10)

Werther grenzt sich von den Arbeitenden ab, obwohl er weiß, daß Arbeit "als Bestimmung des Menschen" gilt.

"Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten raten, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit der Liebe ist's am Ende und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst." (ebd., 16)

Hier stehen sich Arbeit und Liebe in einem Ausschlussverhältnis gegenüber. Kommt Arbeit in Werthers Äußerungen vor, ist immer abhängige Beschäftigung gemeint, also entfremdete Arbeit. Über andere Formen von Arbeit macht er sich keine Gedanken oder zählt diese Tätigkeiten nicht dazu, wie z.B. seine Malerei oder seine Beschäftigungen in der Küche. Beides ist zugleich nicht möglich. Werther widerspricht sich hier selbst, wenn er an anderer Stelle behauptet, Liebe sei etwas, das alle leben, auch die einfachsten Menschen, aber diese kommen als arbeitende, für ihren Lebensunterhalt selbst sorgende Menschen vor.

Festhalten läßt sich: In der Realität sind Liebe und Arbeit nicht zu trennen, weil die Menschen beides brauchen, sowohl die Sicherung ihres Lebensunterhaltes als auch Liebe. Nur in der Konstruktion von Werther ist dies nicht erstrebenswert, er will beides getrennt haben und am liebsten nur die Liebe, die ihn letztlich ins Verderben stürzt, weil er den

Sinn in der Liebe sucht, die unerreichbar bleibt und weil er keinen weiteren Sinn im Leben sieht - nicht einmal in der Kunst, denn auch seine Malerei tritt hinter die Liebe zurück.

"Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir zu sagen, daß zeither wenig getan wird. Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger, und doch - Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Ton hätte oder Wachs, so wollte ich's wohl herausbilden. Ich werde auch Ton nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden! Lottens Portrait habe ich dreimal prostituiert; das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht und damit soll mir g'nügen." (ebd., 46 f.)

Diese Konstruktion suggeriert ihm das grenzenlose Gefühl, alles zu können, die Welt zu erleben und zu beherrschen. Zugleich bringt er nichts zustande und spielt die Wichtigkeit der nicht hergestellten Produkte herunter.

#### Liebe und Alltag:

Wie verändert sich der Alltag von Werther? "Ich werde sie sehen! ... Alles verschlingt sich in dieser Aussicht." (ebd., 46) Werther ist vollauf damit beschäftigt, Wiedersehen zu arrangieren oder zu verhindern:

"Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung, und verspreche mir heilig: morgen willst du einmal wegbleiben, und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr." (ebd., 47)

Ansonsten kocht Werther Erbsen, liest im Homer und fühlt sich dabei wie Penelope (ebd., 32). Er schreibt Briefe, spielt mit den Geschwistern von Lotte und diskutiert mit den Dorfbewohnern.

Leute, die arbeiten, hält er für Toren (ebd., 46). Um den schnöden Mammon macht er sich keine Sorgen, nur um die Gefühle seiner Mutter, von der er annimmt, daß sie wünscht, er würde arbeiten, z.B. im Anstellungsverhältnis (bei einem Fürsten o.ä.). Es kommt an keiner Stelle vor, woher die

Mutter das Geld hat, das sie ihm zahlt, oder wie sie es aufbringt, für Werther spielt das keine Rolle.

Allerdings artikuliert er an einer Stelle den Wunsch nach einer Arbeit:

"Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich ein Tagelöhner zu sein, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben." (ebd., 62 f.)

Hier wird Arbeit zum Sinn, etwas, wofür es sich lohnt zu hoffen, zugleich ist die von ihm angegebene Arbeit derartig von seinem Stand entfernt, der ja auf Empfehlung leicht eine Stelle an einem Fürstenhof bekommen kann, daß sie sofort im Diskurs unrealistisch wird und nur dazu dient, Werthers Sinnsuche zu illustrieren. Oder Werther beneidet Albert um dessen Schreib- und Aktenarbeiten, aber hier ist wohl eher zu vermuten, daß er die Nähe zu Lotte meint (ebd., 63).

Selbst als er tatsächlich eine Arbeitsstelle annimmt, dient sie in seiner Konstruktion kaum dem Verdienst des Lebensunterhaltes, sondern er nutzt eine ihm gebotene Möglichkeit, sich von Lotte zu entfernen. Doch das hilft ihm auch nicht viel. Auftretende Einsamkeit läßt ihn an Lotte schreiben:

"So lange ich in dem traurigen Neste D., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich heißen hätte, Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fensterchen wüten, hier waren Sie mein erster Gedanke. ... Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe." (ebd., 76 f.)

Aber es hält Werther nur ca. fünf Monate an der Arbeitsstelle, bei der ersten Schwierigkeit bittet er um seine Entlassung (ebd., 84) und kehrt über kleine Umwege zu Lotte zurück.

"Ich habe so viel und die Empfindung an ihr verschlingt alles, ich habe so viel und ohne sie wird mir alles zu Nichts." (ebd., 101)

Hier stellt sich die Frage, was er denn vorher hatte? Durch den alles überdeckenden Liebesdiskurs braucht nichts anderes mehr thematisiert zu werden, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Es zählt allein das gegenwärtige Gefühl.

Werthers Verhältnis zu Lotte:

Werther braucht Lotte als Objekt seiner Begierde, ja sogar als Sinn seines im übrigen relativ sinnlos gestalteten Lebens. Er braucht sie aber nicht als Subjekt, in seiner Konstruktion kommt sie als solches gar nicht vor. An keiner Stelle geht es Werther um ihre Bedürfnisse, z.B. darum, wovon die sechs Geschwister leben sollten, wenn sie Albert verließ und mit Werther ginge, der von einem kleinen Unterhalt seiner Mutter lebt. Man kann sich nicht vorstellen, was die beiden außer Liebe zusammen machen könnten, insofern darf Werthers Wunsch auch gar nicht in Erfüllung gehen, es wäre die Enttäuschung seines Lebens, wenn sich der Sinn als nicht-Sinn herausstellen würde - ein Teufelskreis.

Verknüpfung von Liebe und Wahn:

Diese Art von Liebesdiskursen akzeptiert und bejaht eine Utopielosigkeit, aus der nichts weiter folgt als Leiden:

"Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin!" (ebd., 102)

Die Folge ist Wahnsinn, den Goethe Werther bewußt erkennen läßt, so daß die LeserInnen ihn nachvollziehen können.

Werther sieht sich an seine Gefühle ausgeliefert. Er läßt sich von ihnen Treiben, wie der Sklave von seinem Herrn. Damit unterwirft er sich selbst. Utopie- und persönliche Entwicklungslosigkeit hängen eng zusammen:

"Und ich - und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim wie ich gekommen bin." (ebd., 108)

Werther, auf sein Inneres zurückgeworfen, findet keinen Sinn im Leben, weil er ihn in sich selber sucht. Nicht einmal für Lotte ist darin Raum, ihre Sorgen haben mit den seinigen nichts zu tun, allem raubt er die Materialität durch Ignoranz. Die Leere, die er dabei findet, erträgt er nicht.

"Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durcheinander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Übeln bisher gekämpft hatte." (ebd., 113)

Nicht in der Gesellschaft verortet zu sein bzw. sich nicht selber zu verorten, führt zu Handlungsunfähigkeit und letztlich zu mentalen Krankheiten.

#### Männliche Liebe - ein Resümee:

Werther verliebt sich zunächst nicht in eine Frau, eine weibliche Person, sondern in eine Szene aus einem Familienalltag. Weil er sich in dieses Familienbild verliebt, richtet er seinen Blick und seine Gefühle auf die Frau, die die Szene bestimmt. Er verliebt sich also in die Vorstellung von Familie, die Lotte bereits praktiziert. So braucht sich Werther selbst um die Gestaltung eines möglichen Familienlebens keine Gedanken zu machen. An keiner Stelle imaginiert er sich als Familienmitglied, in diesem Fall wären seine Aufgaben, die eines Familienoberhauptes mit den entsprechenden Pflichten, z.B. für den Unterhalt der Familie zu sorgen.

Die männliche Liebeskonstruktion läßt sich als eine entziffern, die nichts weiter benötigt als das Bild einer Frau und einer Familie. Diese Liebe kommt ohne Liebessubjekt aus, ohne Vergangenheit, ohne materielle Bedürfnisse, ohne Reflexion und ohne persönliche und/oder gesellschaftliche Perspektive.

Die männliche Liebe wird der Arbeit und anderen gesellschaftlichen Tätigkeiten komplementär entgegengestellt in der Ahnung, daß sich dies im Alltag nicht realisieren läßt. Dennoch bleibt es ideal.

Die Geschlechterverhältnisse scheinen von den Füßen auf den Kopf gestellt. Werther kümmert sich um nichts anderes als um die Liebe, bzw. seine Gefühle für Lotte. Selbst die Erwerbsarbeit, eigentlich Grundlage materieller Existenz, wird hier zum Mittel, mit Liebe umzugehen. Lotte, als Frau, eigentlich zuständig für die Ausgestaltung persönlicher Beziehungen, kümmert sich um den Haushalt, die Geschwister, die Nachbarn und die Aufrechterhaltung der ökonomischen Situation.

Es stellt sich heraus, daß diese Konstruktion in solchem Ausmaße, wie sie Goethe von Werther beschreibt, krankmachend ist und bis zum Wahn führt. Dennoch ginge das "Ge-

rücht" (vgl. Ernst Beutler im Nachwort der Reclam-Ausgabe), daß die heutige Generation noch ähnlich empfindet wie Werther. Was aber hätte das für Folgen für die Frauen und die Geschlechterverhältnisse in der Liebe, wenn der männliche Teil so handelte wie Werther?

Liebe wird so entwicklungslos und behindert damit Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter zueinander. Jede neue Liebe kann wieder so begonnen werden wie die alte, ohne daß daraus gelernt werden müßte (ein Zusammenhang, der sich auch in einer empirischen Untersuchung zu Frauen zeigte).<sup>40</sup> Im Herrschaftsverhältnis der Geschlechter ändert sich so nichts.

Aber, so könnte eingewendet werden, fast alle setzen doch ihre Hoffnungen gerade auf diesen heterosexuellen zwischenmenschlichen Bereich (Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim 1990; Niklas Luhmann 1982). Das wäre um so fataler. Den Männern ist egal, was die Frauen wirklich tun, wichtig ist vor allem das Bild, das sie sich von der Frau, die sie lieben, gemacht haben. Indem die Frauen nicht in den Konstruktionen vorkommen, wird ihnen auch kein Handlungsraum zwischen Zustimmung und Ablehnung zugestanden. Den Inhalt der Zwischenräume bestimmen die Männer, auch wenn sie diese mit nichts oder ihrem bloßen Selbst füllen, was kaum zu unterscheiden ist.

Das alles aber macht es so schwer, Geschlechterverhältnisse in der Liebe zu thematisieren - in einem Bereich, der darauf angelegt ist, ohne Reflexion auszukommen, ohne Ökonomie, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft.

Liebe als solche wird zum Lebensinhalt und -sinn, alles andere tritt marginal dahinter zurück. Hatte die sich entwickelnde Mittelschicht im 18. Jahrhundert eine konkrete gesellschaftliche Utopie, worin Familienformen und gesellschaftliche Perspektiven nicht zu trennen waren, Familie in bestimmter Weise in die Gesellschaft eingebunden sein sollte, wird hier ein einzelner Aspekt, der sonst zur Familiengründung gehört, herausgegriffen und zum Selbstzweck. Sichtbar wird die Gefahr, die darin steckt. Indem in Werthers Liebeskonstruktion nicht einmal Lotte vorkommt, wirft er sich auf sich selbst zurück, bis er nichts mehr

hat als sein Innerstes, das mit Lottes Leben, Handeln und ihren Bedürfnissen nichts zu tun hat. Werther will das Un-erreichbare erreichen und muß daran scheitern.

Damit wird aber Liebe undiskutierbar. Wie sollen da Männer und Frauen über die Gestaltung ihrer Liebesverhältnisse verhandeln? Wenn Liebe eine derart absorbierende Funktion erhält, wird auch verständlich, warum sie allseits als Dynamik allen Seins proklamiert wird (vgl. Julia Kristeva 1989). Wann immer die herrschenden Verhältnisse unerträglich oder perspektivlos zu werden drohen, kann die Liebe ins Spiel gebracht werden.

Deutlich im Verhalten Werthers wird in diesem Zusammenhang auch die Problematik der Ortlosigkeit. In Zeiten, in denen sich die Gesellschaft im Umbruch befindet (z.B. im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft), stehen Männer vor dem Problem, sich selbst Orte schaffen zu müssen. Jede neue Klasse oder Schicht, sofern sie nicht durch Repression oder existentielle Not geschaffen wird, wie das Proletariat im Zuge der Industrialisierung, stellt das männliche Individuum vor die Aufgabe, sich in den Anfängen selbst einen Ort zu erkämpfen und zu erbauen. Bei der Herausbildung des Mittelstandes hatten es die Frauen auf den ersten Blick einfacher, indem sie in die von den Männern geschaffenen Orte als Komplement integriert wurden, allerdings schwebte immer das Damoklesschwert des Ausschlusses über ihrer materiellen und sozialen Existenz.

Frauenunterdrückung wird darin kaum noch faßbar. Wogegen sollen Frauen im Einzelfall streiten - dagegen, nicht als Personen in ihren sozialen Kontexten vorzukommen? Das muß bei Männern auf Unverständnis stoßen, denn wie soll man sich darüber beschweren, angebetet zu werden? Klar geworden ist, daß das Problem der Geschlechterverhältnisse auch in der Liebe nicht individuell lösbar ist. Einsetzen können sich Frauen nur für eine andere Form von Liebe, die eingebunden ist in den gesellschaftlichen Kontext, eine Form, in der es um alles geht: die Personen, die Lehren aus der Vergangenheit, die Zukunftsperspektiven, die Entwicklung beider Persönlichkeiten. Und Frauen müssen gegen die Bilder



ihrer Subordination kämpfen und neue perspektivische Bilder schaffen.

#### Lotte und ihre Reaktionen:

Für Lotte steht niemals außer Frage, daß sie Albert heiratet. Sie hält Werther für krank: "Werther, Sie sind sehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich!" (Goethe 1774, 111) Was sie fühlt, läßt uns der Autor kaum wissen. Von außen betrachtet ist sie diszipliniert und versucht Werther von sich fernzuhalten:

"So viel ist gewiß, sie war fest bei sich entschlossen, alles zu tun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine herzliche freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihn kosten, ja daß es ihm beinahe unmöglich sein würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt, Ernst zu machen; es schwieg ihr Mann ganz über das Verhältnis, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr angelegen, ihm durch die Tat zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen wert seien." (ebd., 123)

In der letzten Begegnung zwischen Lotte und Werther wehrt Lotte ihn ab, als er ihr durch Umarmungen und Küsse körperlich nahekommmt (ebd., 139). Ihre Gedanken danach kreisen um Albert:

"Wie sollte sie ihrem Manne entgegengehen? wie ihm die Szene bekennen, die sie so gut gestehen durfte und die sie sich zu gestehen nicht getraute? ... Konnte sie wohl hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurteil aufnehmen würde?" (ebd., 143)

Lotte hat Angst vor ihrem Mann. Wovor genau und welche Folgen sie befürchtet, erfährt man nicht. Unklar bleibt, ob es die Angst ist, Alberts Zuneigung zu verlieren oder die Angst vor dem Verlust der materiellen Existenz oder beides, sollte er sie verlassen wollen?

Erst auf den letzten Seiten werden Lottes Gefühle gegenüber Werther als unklare dargestellt, als gefangen zwischen dem Wunsch ihn nicht verlieren zu wollen und der Einsicht, ihn verlieren zu müssen (ebd., 144).

Im Roman wird ihr Konflikt als rein gefühlsmäßiger gezeigt. Doch es soll das Experiment gewagt (vgl. Gerhard Kleinig 1982a; 1982b) und überlegt werden, was passieren würde, wenn sie Albert verlasse und mit Werther ginge. Auf der mo-

ralischen Ebene würde sie sicherlich jede Akzeptanz ihrer Schicht verlieren. Auch materiell wäre ein Zusammenleben von Lotte und Werther unmöglich. Werther wäre weder in der Lage Lotte, noch die Geschwister zu ernähren, es sei denn, er würde seine Einstellung zur abhängigen Arbeit verändern und sich eine neue Stelle suchen. Wahrscheinlich müßten sie weit verreisen an einen Ort, wo sie niemand kennt. Anders als Werther ist Lotte über Albert in die Gesellschaft integriert und hat relativ klar umrissene Aufgaben, deren Bewältigung sie zufriedenstellt (wie gezeigt). Sie ist fest eingebunden in ein gesellschaftliches System, aus dem herauszutreten ihr fast unmöglich ist, schließlich muß sie auch noch für die kleinen Geschwister sorgen. Wie von selbst scheint Lotte Albert aus ökonomischen Gründen zu heiraten, ohne daß dies thematisiert worden wäre - alles ist so selbstverständlich.

Von Lottes Mutter erfährt Werther durch Albert, "wie sie auf ihrem Totenbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben und ihm Lotten anbefohlen habe, wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe, wie sie, in der Sorge für ihre Wirtschaft, und in dem Ernste, eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne tätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe." (Goethe 1774, 51)

Zwar ist dies letztlich die Sicht von zwei Männern, wie der männliche Autor sie darlegt, dennoch wird die Selbstverständlichkeit deutlich, mit der Lotte die Aufgaben zu übernehmen und an ihnen zu wachsen scheint. Alles ist geregelt, auch Lotte bezieht nicht vernehmlich die Ökonomie in ihre Überlegungen ein.

Lotte hat demnach ganz andere Probleme als Werther, der sich einen Ort in der Gesellschaft suchen und erschaffen muß. Sie bekommt diesen Ort von anderen zugewiesen; die Mutter vermacht ihr das Haus und die damit verbundene Arbeit und der Ehemann, auch von der Mutter mitausgesucht, verortet sie als seine Ehefrau in seiner gesellschaftlichen Schicht. Das bewahrt Lotte davor, sich selbst einen Sinn im Leben suchen zu müssen und läßt sie viel weniger Gefahr laufen, ihn einzig in der Liebe zu einem Mann zu sehen. Die Verhältnisse scheinen hier auf den Kopf gestellt. Lotte,

nur auf den Bereich interpersoneller Beziehungen verwiesen, findet Lebenssinn dominant in der Arbeit im Haus (und nicht vor allem in der Liebe zum Ehemann). Werther hingegen sucht ihn nur in der Liebe zu einer Frau und arbeitet deswegen nicht. Ihr Lebenssinn steckt in der hauswirtschaftlichen Arbeit. Der Nachteil einer solchen "geschenkten" Verortung ist, daß sie keine Wahl hat, daß ihre ganze Existenz von dem Wohlwollen ihres Ehemannes abhängt. Von daher wird die Angst vor Alberts Reaktionen verständlich.

Die Darstellung von Lottes Situation im Vergleich zu Werthers gibt einen Hinweis darauf, in welchen Widersprüchen sich die Frauen (am Ende des 18. Jahrhunderts) bewegen mußten. Sie waren die Zuständigen für die interpersonellen Beziehungen überhaupt, Liebe zu einem Mann sollte ihnen Sinn und Motivation dafür geben, in dem durch die männliche Stellung definierten Rahmen zu leben. Über die Ideologie der Liebe zu einem ganz bestimmten Mann sollten die Frauen dazu kommen, in der Praxis, im Haus und auf dem Hof, Aufgaben zu erfüllen, die für viele Frauen ähnlich waren. Am Beispiel der Wertherschen Liebe wird die Entkleidung des Liebesdiskurses von allen materiellen Gegebenheiten deutlich, der Arbeit, der Ökonomie, der Kinderversorgung, der Kunst und Kultur. In der männlichen Vorstellung von Liebe war für das ganze Leben und den Alltag darin kein Platz. Damit aber wurde von männlicher Seite eine ideologische Form von Liebe kreiert, die auch für die Frauen gelten sollte, zumindest auf der Ebene der Semantik, die aber in der Praxis der Frauen nie zum Tragen kommen durfte. Frauen konnten es sich keine Minute lang leisten, den Alltag zu vergessen. Hätte dies Lotte ähnlich wie Werther getan, wären sie selbst und die kleinen Geschwister verhungert. So sollte der Lebenssinn von Frauen durch die Liebe und Bewunderung zu einem Mann ausgedrückt, in der Praxis aber durch täglich sich wiederholende Aufgaben im reproduktiven Bereich gelebt werden. In der Liebessemantik verschwinden diese Anforderungen und damit auch die Widersprüche und Geschlechterverhältnisse. In einem der späteren Kapitel (vgl. "Liebe, Ökonomie und Herrschaft") wird auf das Verschwinden der Ökonomie im Liebesdiskurs, bei gleichzeitiger Auf-

rechterhaltung der ökonomisch arrangierten Heiraten, eingegangen werden, um den Prozeß des Verschwindens der Geschlechterverhältnisse in der Liebe selbst zu konkretisieren.

Um Liebesvorstellungen von Frauen zu untersuchen, wäre es günstig, ein entsprechendes Gegenstück zum Werther Roman - geschrieben von einer Frau - zu analysieren, das vergleichbar einflußreich für das Denken zu einer ähnlichen Zeit angesiedelt wäre. Doch dieses Vorhaben stößt auf Schwierigkeiten.

Ende des 18. Jahrhunderts und auch später noch saßen die Frauen in einer mehrfachen Falle. Ihre Handlungsräume waren bedeutend eingeschränkter als die der Männer. Selbst wenn man sie den Ehemann hätte wählen lassen, hätten sie längst nicht die Auswahl gehabt, die den Männern in der Regel zur Verfügung stand, wenn sie durch die Lande reisten. Und Frauen durften als auf Liebe Verwiesene Liebe nie als allein sinngebend denken, wie etwa Werther, und mußten es zugleich, da immer ihre materielle Existenz davon abhing. Es soll hier die These aufgestellt werden, daß es dieser Widerspruch ist, der die Frauen bis heute wie Fliegen im Spinnennetz patriarchaler Liebeskonstruktionen kleben läßt. Schließlich gehören Beziehungsprobleme immer noch zu den dominanten Themen unter Frauen, vom alltäglichen Umgang der Geschlechter, wie sie in feministischen Romanen behandelt werden (vgl. Svende Merian 1984, Anja Meulenbelt 1985) bis zu den feministischen Sozialwissenschaften (vgl. z.B. Cheryl Benard und Edit Schlaffer 1985). Die vielen Versuche, Probleme zwischen den Geschlechtern in Beziehungen harmonisch lösen zu wollen (vgl. auch Barbara Ketelhut 1985), wird darin zu einem Werk, vergleichbar dem des sagenhaften Sisyphos.

Erschwerend kommt hinzu, daß Frauen, anders als Männer, über Jahrhunderte hinweg weniger Möglichkeiten hatten, ihre Liebesvorstellungen überhaupt öffentlich zu artikulieren. Wenn sie, trotz der vielen Kinder u.ä., doch zur Feder griffen, bekamen sie viel größere Probleme als die männlichen Autoren, ihre Werke auch zu publizieren. Und waren sie doch veröffentlicht, wurden sie viel weniger zur Kenntnis

genommen, als z.B. Goethes Werther. Das aber bedeutet, daß auch die Problemanordnung von Liebe, Ehe und Partnerschaft seit Jahrhunderten männlich dominiert ist. Umso notwendiger ist es im folgenden die Arbeit einer der wenigen Literatinnen zu betrachten.

**Im Dialog mit: "Am Turme" und "Die Judenbuche"**

Annette von Droste-Hülshoff ist zu Lebzeiten nicht so berühmt geworden wie Goethe, vieles wurde erst am Ende ihrer Schaffenskraft oder posthum veröffentlicht (vgl. Siegfried Sudhof 1981). Anders als Goethe hat Annette von Droste-Hülshoff das Thema Liebe, auch nicht ihre unglückliche Liebe zu Heinrich Straube (von 1818 bis 1820), über deren Ende fast nichts bekannt wurde, nicht in Versen oder Prosa behandelt (vgl. Siegfried Sudhof 1981).

Doch man kann in ihren Werken etwas über die Beziehungen damaliger Frauen zur Welt erfahren, so daß sich das Frauenbild, verglichen mit Goethes Lotte, erheblich anders darstellt.

Am Turme:

Etwa 50 Jahre nach dem Erscheinen von Goethes "Die Leiden des jungen Werther" stand Annette von Droste-Hülshoff auf "hohem Balkone am Turm" zu Meersburg, den Blick auf den Bodensee gerichtet, und verfaßte folgende Zeilen:

Und drüben seh ich ein Wimpel wehn  
 So keck wie eine Standarte,  
 Seh auf und nieder den Kiel sich drehn  
 von meiner luftigen Warte;  
 Oh, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,  
 Das Steuerruder ergreifen,  
 Und zischend über das brandende Riff  
 Wie eine Seemöwe streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,  
 Ein Stück nur von einem Soldaten,  
 Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,  
 So würde der Himmel mir raten;  
 Nun muß ich sitzen so fein und klar,  
 Gleich einem artigen Kinde,  
 Und darf nur heimlich lösen mein Haar,  
 Und lassen es flattern im Winde!  
 (aus: Am Turme, 1844, 22 f.)

Hier wird aus weiblicher Sicht das Leiden der Frauen an den Einschränkungen beschrieben. Goethe vermittelt uns über "Die Leiden des jungen Werther" eine absolute Zufriedenheit Lottens mit ihren weiblichen Aufgaben im Haus und in der Nachbarschaft, über die sie explizit nicht hinausgehen möchte, wenn sie es vorzieht, solche Dichter zu lesen, die von ihrem konkreten Leben schreiben:

"Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem es zugeht wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist." (Goethe 1774, 24 f.)

Der weibliche Blick der Autorin hingegen vermittelt die Sehnsucht nach einer Welt, die weit über das Haus und die damit zusammenhängenden Aufgaben hinausgeht. Tun zu können, was nur der Himmel rät, vergegenständlicht die Freiheit der Wahl in der ganzen Palette möglicher Aufgaben, die nur durch die Gesetze des Universums begrenzt werden. Leiden und Bedürfnisse von Frauen können eher durch Frauen beschrieben werden. In Goethes Lotte sehen wir eine Frau vor uns, wie sie sich Männer, z.B. Goethe, gewünscht haben mögen, erfahren aber nichts über die Sehnsüchte und Bedürfnisse der Frauen aus der Zeit. Lotte ist ein männliches Konstrukt. Das Bild von Lotte und die Darstellungen ihrer Handlungen als reale zu behandeln, wie es z.B. Angelika C. Wagner (1984) in ihrem Unterrichtskonzept tut, worin Lottes Position zwischen zwei Männern als typische Konfliktsituation analysiert wird, birgt somit immer die Gefahr, weibliche Unterordnung, wie sie der männliche Autor verherrlicht, unverarbeitet in die Köpfe der SchülerInnen eingehen zu lassen. Somit wird zur Selbstverständlichkeit, was statt dessen bearbeitet und analysiert werden sollte, um für beide Geschlechter verallgemeinerbare Perspektiven anzugehen. Für Unterrichtskonzepte braucht es hier ein Herangehen, das diese männliche Konstruktion explizit als männliche behandelt, nur so können wir die selbstverständlichen Bilder weiblicher Subordination auf Dauer aufbrechen.

Die Judenbuche:

Annette von Droste-Hülshoff hat ein Stück Literatur geschrieben, das heute ebenfalls zum Repertoire des Deutschunterrichtes gehört: "Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen" (1842). Diese Novelle wird hier nur kurz erwähnt, weil das Thema Liebe anders als in Goethes "Die Leiden des jungen Werther" nicht Hauptgegenstand der Handlung ist. Interessant ist allerdings, in welcher Weise Liebe nicht vorkommt, obwohl durchaus Ehen geschlossen werden.

Die Geschichte spielt in der Zeit zwischen 1738 und 1788 auf dem Lande. Anders als die Landbevölkerung, die bei Goethe aus Werthers Sicht als eine "recht gute Art Volks" dargestellt wird, das viel arbeitet, aber auch tanzt und spaßt (ebd. 1774, 10), beschreibt Droste-Hülshoff Gewaltverhältnisse. Die ausschließlich von Männern verübten Gewalttaten umfassen Bandentum (die Blaukittel), Holzdiebstahl, Morde (am Förster Brandis, an Aaron), sowie die Sühne von Mord (in der türkischen Gefangenschaft und im Suizid am Ort des Verbrechens). Des weiteren kommen Trunkenheit und eheliche Gewalt vor. Wo und wie sind Frauen darin eingebunden?

Mergel, der Vater des Protagonisten Friedrich, heiratet zweimal und wird gewalttätig gegenüber beiden Frauen. Die erste läuft ihm "schreiend und blutrünstig" (Droste-Hülshoff 1842, 13) davon und stirbt bald darauf. Der Witwer Mergel wird im Laufe der Jahre den "gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt" (ebd., 14) und heiratet erneut. Die zweite Frau, "eine brave, anständige Person", bleibt.

"Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: 'Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenns mir schlecht geht, so sagt, es liegt an mir'." (ebd., 15)

Annette von Droste-Hülshoff verdeutlicht hier, wie auch Frauen zu ihrer eigenen Unterdrückung noch beitragen, selbst zu ehelichen Gewaltverhältnissen. Diese Braut geht die Ehe freiwillig ein, obwohl ihr zukünftiger Ehemann einen schlechten Ruf hat. Die Konstruktion, zu denken, eine Frau könne allein einen Mann von Grund auf ändern, trägt hier gerade dazu bei, daß sich der Mann eben nicht ändern muß. Droste-Hülshoff kommentiert dazu, sie habe ihre Kräfte

überschätzt (ebd., 15): "Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam." (ebd.)

Die Gewalt wird nur angedeutet, zugleich weiß aber das ganze Dorf Bescheid, nur darüber gesprochen wird nicht. Die Dorfbewohner und Margreth, die geschlagene Ehefrau, verbünden sich in einem Schweigen, das sich im Effekt zugunsten des Gewalt anwendenden Ehemannes auswirkt und dafür sorgt, daß alles beim alten bleibt. Diese Form der Solidarität schützt den Unterdrücker. Droste-Hülshoff beschreibt hier einen Mechanismus der Reproduktion männlicher Gewaltanwendung, der so erfolgreich war, daß wir 150 Jahre später immer noch damit zu kämpfen haben, wie die Notwendigkeit von Frauenhäusern zeigt. In dieser Novelle kommen die Frauen nicht nur als Erwählte, sondern auch als Wählende vor. Margreth heiratet Mergel, den Säufer, aufgrund ihrer alleinigen Entscheidung. Doch hier greifen die Ehegesetze, der Gatte entscheidet über das nun gemeinsame Vermögen, das vor der Heirat ausschließlich ihres war. Erstaunlich ist hier der Blick der Autorin, der Margreth als Opfer und Täterin zugleich vorkommen läßt, so daß aus der Novelle auch gelernt werden kann, wie Frauen (im vergangenen Jahrhundert) in ihr Schicksal eingewilligt haben und welche Mechanismen und Verhaltensweisen dazu beitrugen, ihm nicht so leicht entfliehen zu können.

Von Zwang ist im Kontext von Liebe und Ehe nur einmal in der gesamten Novelle die Rede, nebenbei erwähnt wird das Glück bei einer Dorfhochzeit, die mit der Rahmenhandlung nichts zu tun hat:

Die junge Braut "weinte sehr, teils weil es die Sitte so wollte, teils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen, unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der 'in die Kammer tritt wie die Morgensonne'. - 'Du hast nun genug geweint', sagte er verdrießlich; 'bedenk, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!' - Sie sah demütig zu ihm auf und schien zu fühlen, daß er recht habe." (ebd., 66 f.)

Die LeserInnen erfahren nicht, warum sich die Braut auf dieses Schicksal einläßt, ob sie eine andere Wahl gehabt hätte und wenn ja, welche. Deutlich wird, daß sie mit dem



Schicksal hadert und doch nicht anders kann, als demütig zu sein, zu glauben, was der Herr ihr sagt. Wie anders wäre die Geschichte der Geschlechterverhältnisse verlaufen, hätten Frauen in dieser Weise in allen Zeiten schreiben und so die Selbstverständlichkeiten bezweifeln können?

#### Resümee:

Als ein dominanter Ort der Reproduktion von Geschlechterverhältnissen in der Liebe wurde die Literatur ausgemacht, zum einen die populäre Trivialliteratur, zum anderen die zumeist unangegriffene sogenannte hohe Literatur, die bis heute vor allem an den Schulen von Generation zu Generation weitergegeben wird, als historisches Zeugnis unserer abendländischen, weißen, männlich dominierten Zivilisation. Die Trivialliteratur hingegen ist Zeugnis des Augenblicks, sie wird immer wieder für jede Generation neu geschrieben, die herrschaftlichen Schlösser durch Krankenhäuser ausgetauscht usw. Nicht nur das verkitschte Happy-End trivialer Fortsetzungsgeschichten oder der Fernsehserien, das dort aufhören muß, wo die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung beginnt, abblenden muß, weil das versprochene Glück nicht einzulösen ist, oder jeden Dienstagabend neu versprochen werden muß - ohne Ende, sondern auch die sogenannte hohe Literatur lanciert bestimmte Männer- und Frauenbilder, ja verewigt sogar solche historischen, von denen man hoffen möchte, sie seien überholt. Durch die stete Reproduktion der Diskussionen an Schulen z.B. über Goethes "Die Leiden des jungen Werther" wird die Selbstverständlichkeit der engen Frauenräume, die von der Küche bis zum Bett der kranken Nachbarin reichen, zwischen denen sich z.B. Lotte in zufriedener Glückseligkeit bewegt, tradiert, sofern sie nicht thematisiert und bezogen auf die Geschlechterverhältnisse kritisch reflektiert werden.

Der Vergleich zweier bekannter Werke von AutorInnen verschiedenen Geschlechts verändert die Sicht auf die Frauen erheblich. Kommt der Werther bei Goethe in seiner Liebe zu Lotte ohne das Subjekt aus, leiden die Frauen bei Droste-Hülshoff an der räumlichen Enge, der Ehe, an materieller Armut und physischer Gewalt. Indem Droste-Hülshoff die

Frauen trotz aller Unterdrückungen und Leid als Subjekte ihrer Handlungen darstellt, wird z.B. in der Bearbeitung ihrer Novelle "Die Judenbuche" deutlich, mit welchen Mechanismen Frauen an der Reproduktion ihrer Unterdrückung unbeabsichtigt beteiligt sind, gerade dann, wenn Frauen versuchen, die strukturellen Probleme im Geschlechterverhältnis individuell zu lösen, wie das allein männliche Recht auf Entscheidungen in materiellen Fragen, unabhängig davon wer das (meiste) Geld in die Ehe einbringt. Hier wird deutlich, welche Folgen sich daraus für Frauen ergeben, daß sie für das Ansehen der ganzen Familie zuständig gemacht werden (wie von Rousseau u.a.). Indem sich die Braut Margreth für das Verhalten des Bräutigams Merkel allein zuständig fühlt und dies zudem öffentlich proklamiert, wird die Tradierung eines solchen Verhaltens wie das von Merkel, körperliche Gewalt u.a. möglich, potentielle Bündnisse gegen den Ehemann im Vorwege ausgeschlossen. Diese Lösung wird uns erstaunlicherweise heute immer noch (148 Jahre nach Erscheinen der Novelle) als ideale angeboten, wenn die PartnerInnen aufgefordert werden, ihre Konflikte in der Beziehung als Ungleichgewicht zwischen Nähe und Distanz zu sehen. Zwar wird "Die Judenbuche" häufig an den Schulen diskutiert, aber wohl kaum unter dem Aspekt der Geschlechterverhältnisse. Dies nur als Hinweis darauf, wie lohnend eine detektivinnenhafte Suche in den wenigen von Frauen verfaßten klassischen Werken im Deutschunterricht sein könnte, um weitere Aufschlüsse über die historische Reproduktion von Frauenunterdrückung zu erhalten. Selbst mit einfachen Fragen, wie die nach dem Ort und der Art und Weise des Vorkommens von Frauen im Handlungsablauf, wäre es möglich, Mechanismen von Frauenunterdrückung im dargestellten Verhalten von Männern und Frauen zu entdecken und diskutierbar zu machen.

Bei der Analyse historischer Frauenliteratur muß berücksichtigt werden, daß sich die Frauen zum Teil sehr den männlichen Kriterien anpassen mußten, um überhaupt zur Kenntnis genommen zu werden. Das birgt die Gefahr, ihre Werke diskutieren zu können, ohne auf die Geschlechterver-

hältnisse eingehen zu müssen, da sie oft nicht leitendes Thema der Romanhandlung sind.

Droste-Hülshoff hat ihre Werke in der Aura des deutschen Vormärz verfaßt, als sich die Frauen zum ersten Mal in der Geschichte öffentlich zu ihrem schriftstellerischen Tun bekannten oder überhaupt wagten, zur Feder zu greifen. Diese Revolution der Frauen in der Literatur ging einher mit der Forderung nach "freier Liebe". Ein Blick auf die historischen Voraussetzungen dieser Forderung soll zunächst diese revolutionisierende Kraft verdeutlichen.

#### LIEBE UND REVOLUTION

Im Hohelied Salomons (im Alten Testament), auf das Annette von Droste-Hülshoff in der oben behandelten Novelle verweist, spricht zum ersten Mal eine Frau (Sulamith) über die Liebe zu ihrem Bräutigam, den König Salomon, Worte, die schriftlich fixiert wurden. Neben den gegenseitigen Beschreibungen von Sulamith und Salomon in Bildern der Flora und Fauna wird hier die Liebe mit einer göttlichen Kraft verglichen:

"Denn Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des HERRN, so daß auch viele Wasser die Liebe nicht auslöschen und Ströme sie nicht ertränken können. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so könnte das alles nicht genügen." (Das Hohelied Salomos 8; 6,7)

Liebe ist unauslöschbar und nicht mit Geld aufzuwiegen. Das Hohelied ist so gestaltet, daß Salomon und Sulamith abwechselnd sprechen. Doch was sich zunächst wie eine Art Dialog unter Gleichen anhört: "Mein Freund ist mein, und ich bin sein, der unter den Lilien weidet." (ebd., 6; 3), gründet auf verschiedene Voraussetzungen. Als Gattin spricht Sulamith schon als Unterwerfene (vgl. auch Julia Kristeva 1989). Als weiterer Beleg dieser alttestamentarischen Vorstellungen möge das "Lied zur Hochzeit des Königs" genügen:

"Höre, Tochter, sieh und neige dein Ohr: vergiß dein Volk und dein Vaterhaus! Den König verlangt nach deiner Schönheit; denn er ist dein Herr, und du sollst ihm huldigen." (Psalm 45; 11, 12)

Ob die vom König Erwählte nun will oder nicht, den König leiden kann oder nicht, sie hat seinem Ruf zu folgen und alles beiseite zu lassen und sich über die Gunst, die ihr gewährt wird, zu freuen. Der König wählt, die Frau hat dabei Glück oder Pech. Sie kann ihn lieben oder nicht, gehorchen muß sie doch.

Hier soll es nicht um eine Kritik des Alten Testaments gehen, sondern um den Diskurs von Frauen. Der erste verschriftlichte Liebesdiskurs ist ein Diskurs der Unterwerfung. Die Geschichte weiblicher Liebe zu Männern ist eine Geschichte der Unterwerfung.

Die von Kristeva nachgezeichnete Geschichte der Liebe läßt sich als männliche entziffern, da fast alle Romane, Lieder, Diskurse und Konstruktionen von Männern geschaffen sind und Frauen als Selbstbestimmte nicht vorkommen, auch wenn sie in den männlichen Diskursen idealisiert oder mit Autorität oder Allmacht bekleidet werden. Zu lernen ist, die Geschichte der Konstruktion von Liebe ist eine, die die Frauen unterwirft. Doch die Vorstellungen von Frauen sind selten verschriftlicht worden. Damit hatten sie auch kaum Chancen in Denken und Handeln der Menschen einzugehen. Der männlich dominierte Literaturbetrieb sorgte über Jahrhunderte für den faktischen Ausschluß der Frauen. Trauten sich Frauen überhaupt zu schreiben, wurden ihre Werke entweder nicht veröffentlicht oder sie schrieben unter männlichem Pseudonym. Trotz erheblicher Anstrengungen seitens der Frauenbewegung ist es wohl noch nicht gelungen, alle verborgenen Werke von Frauen aufzuspüren, so klafft zwischen den weiblichen Liebeskonstruktionen im Alten Testament und den ehelichen Gewaltverhältnissen, wie sie Annette von Droste-Hülshoff quasi nebenbei beschreibt, eine riesige Lücke. Schweigen, ob nun in Rede oder Schrift, ist ein allgemeines Problem Unterdrückter. Nach Paulo Freire ist das Schweigen "eine Folge der Unterdrückung" und rühre daher, "daß die Unterdrückten sich so sehen, wie die Unterdrücker sie sehen, nämlich als 'nichtig'" (ebd. 1981, 10).

So ist es nicht verwunderlich, daß die Frauen sich erstmalig zu Wort melden in einer Zeit allgemeiner Emanzipation,

um sich auch als Geschlecht aus den Zwängen der bestehenden Liebes- und Eheverhältnisse zu befreien.

### Freie Liebe

"Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß mit jeder großen revolutionären Bewegung die Frage der 'freien Liebe' in den Vordergrund tritt." (Engels, MEW 21, 10)

In Sachen Liebe, bemerkt Herrad Schenk, sei auffällig, "daß sich besonders viele Frauen in der Zeit des Vormärz zu Wort meldeten und eine freigewählte Liebesehe oder ein selbstbestimmtes Leben allein, als echte Alternative zur Zwangsehe, verlangten." (ebd. 1987, 132) Die Kritik der Frauen im deutschen Vormärz richtete sich gegen die von außen vorgegebene Form, in der Frauen Liebe leben sollten. Die Frauen eroberten sich in dieser Zeit erst langsam den Zugang zur Schriftstellerei. Die meisten Veröffentlichungen von Frauen wurden zunächst anonym getätigt (z.B. von Louise Otto-Peters, Fanny Lewald, Luise Dittmar). "Der zunehmende Publikumerfolg ließ die Autorinnen in der Folgezeit ihr Geheimnis aufgeben, mit dem Ergebnis, daß sie die erste Frauengeneration wurden, die sich die Schriftstellerei als Profession eroberten." (Renate Möhrmann 1989, 11) Einige dieser Frauen kämpften gegen die Institution der Ehe als Fessel für die Frau und darin gegen das Eigentum:

"Die Nichtachtung des Weibes, ihre gesellschaftliche Unterdrückung, hängt aufs engste mit der Nichtachtung und Unterdrückung der Sinne zusammen. Die Barbarei, welche das Weib zum Eigentum des Mannes machte, ließ nur diese einzige Eigenschaft, nur das Weib im Weibe erkennen; dieses Eigentumsverhältnis ließ die menschliche Natur des Weibes nicht in einer dem Manne entgegengesetzten Erscheinung zur Geltung gelangen. Darum blieb das Weib Sklavin mit allen Eigenschaften einer unterdrückten Menschlichkeit; darum blieb die Liebe Monopol des Mannes und die Ehe das Privilegium der Begüterten, und darum tragen Weib, Ehe und Liebe das Sklavenbrandmal." (Louise Dittmar 1849, 130)

Der Kampf der Frauen im Vormärz richtete sich gegen die Konvenienzehe, gegen das Eigentumsverhältnis zwischen den Geschlechtern. Zu befreien galt es sowohl die Ehe aus den Eigentumsfragen hin zu einer Verallgemeinerung der Ehe für alle, unabhängig von der Schichtzugehörigkeit, als auch der weiblichen Liebe aus den vom Eigentum dominierten Ge-

schlechterverhältnissen. Setzten sich Frauen für Veränderungen ein, dann formulierten sie diese in der Regel allgemein. Konkrete positive Vorstellungen über die weibliche Liebe beschrieben die Frauen nicht. Louise Dittmar richtet sich gegen romantisierte Liebesvorstellungen und schlägt statt dessen vor, "unter Liebe jene weltbewegende Kraft, jene Macht der innersten Empfindung, die vom eignen Ich ausgehend, nach einem Halt, einem Ziel, einer Fassung strebt, um mit verdoppelter Kraft, mit Sicherheit und Selbstgenügen das Leben zu durchströmen, zu bewegen und zu befreien" (ebd., 137) zu verstehen.

Auch wenn ihre Vorstellungen noch vage und unkonkret sind, wird deutlich, daß sie Liebe nicht als etwas statisches faßt, sondern als einen Prozeß. Bezeichnend ist, daß zu der Autorin mit den noch konkretesten Vorstellungen kaum biographische Angaben aufzufinden sind (Renate Möhrmann 1989, 230). Die Frauen des Vormärz, wie populär sie zu ihrer Zeit auch waren, wurden lange vergessen, ihre Vorstellungen gingen zunächst nicht in theoretische Abhandlungen über den deutschen Vormärz ein (vgl. Renate Möhrmann 1989). Erst im Rahmen der neuen Frauenbewegung wurden ihre Arbeiten, so weit auffindbar, neu publiziert, zusammengestellt (ebd.); erst dann gingen sie als Dichterinnen und Schriftstellerinnen in Anthologien schreibender Frauen ein (vgl. Gisela Brinker-Gabler 1978; Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann 1985).

Hatten die radikalen Frauen des deutschen Vormärz zum Teil sehr wohl die Geschlechterverhältnisse auf der phänomenologischen Ebene im Blick, fehlte doch vorerst eine Theoretisierung sowohl der Geschlechterverhältnisse als auch der heterosexuellen Liebe. Leider war den Frauen in der Regel der Zugang zu theoretischen Abhandlungen verwehrt.

Bei Marx findet sich (in derselben Dekade) in den Schriften von 1844 eine kurze, sehr konkret formulierte Definition von Liebe. Das gelingt ihm u.a., indem er nicht die Liebe zur Voraussetzung allen Seins macht, wie bis heute üblich, sondern das Verhältnis der Menschen zueinander und zur Natur:

"Das unmittelbare, natürliche, notwendige Verhältnis des Menschen zum Menschen ist das Verhältnis des Mannes zum Weibe. In diesem natürlichen Gattungsverhältnis ist das Verhältnis des Menschen zur Natur unmittelbar sein Verhältnis zum Menschen, wie das Verhältnis zum Menschen unmittelbar sein Verhältnis zur Natur, seine eigne natürliche Bestimmung ist. In diesem Verhältnis erscheint also sinnlich, auf ein anschauliches Faktum reduziert, inwieweit dem Menschen das menschliche Wesen zur Natur oder die Natur zum menschlichen Wesen des Menschen geworden ist. Aus diesem Verhältnis kann man also die ganze Bildungsstufe des Menschen beurteilen. ... In diesem Verhältnis zeigt sich auch, in(wie)weit das Bedürfnis des Menschen zum menschlichen Bedürfnis, inwieweit ihm also der andre Mensch als Mensch zum Bedürfnis geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist." (MEW Ergänzungsband 1, 535)

Dieses hier beschriebene menschliche Verhältnis des Menschen zum Menschen ist bei Marx Voraussetzung für die Liebe. Hier ist nichts statisch, sondern selbst das Verhältnis zur Natur bedarf in dieser Vorstellung noch der Entwicklung. Gedacht ist ein Entwicklungsprozeß, der dem Menschen den Menschen näherbringt, bis sich die Menschen gegenseitig zum Bedürfnis geworden sind, das Gemeinwesen erreicht ist. Damit ist aber nicht etwa die Liebe die Dynamik menschlichen Strebens, sondern die Menschen und die Natur selber, zwei gegebene Voraussetzungen, in die alle Menschen hineingeboren werden. Marx umgeht so die Falle des Ideologischen. Von hier aus kann er dann die Liebe als Produktion sehen:

"Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc. Wenn du die Kunst genießen willst, mußt du ein künstlerisch gebildeter Mensch sein; wenn du Einfluß auf andre Menschen ausüben willst, mußt du ein wirklich anregend und fördernd auf andere Menschen wirkender Mensch sein. Jedes deiner Verhältnisse zum Menschen - und zu der Natur - muß eine bestimmte, dem Gegenstand deines Willens entsprechende Äußerung deines wirklichen individuellen Lebens sein. Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen, d.h., wenn dein Lieben als Lieben nicht die Gegenliebe produziert, wenn du durch deine Lebensäußerung als liebender Mensch dich nicht zum geliebten Menschen machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück." (ebd., 567)

Liebe hat hier nichts mit reiner Äußerlichkeit zu tun, die einen Mann oder eine Frau schicksalhaft ereilt, ohne daß er oder sie etwas dazu kann. Treffend gewählt ist der Vergleich zum Umgang mit Kunstwerken. So kann man ein Bild

zwar immer ansehen und irgendeine unartikulierbare Freude daran haben, indem man es schön oder abstoßend findet. Genießen und verstehen kann man es aber nur, wenn man seine Geschichte kennt, etwas über das Handwerk weiß, den Künstler in seinem biographischen Kontext sieht usw. Dann, und nur dann, wird man in der Lage sein, begründen zu können, warum es gefällt oder mißfällt. An dieser Vorstellung kann man dann arbeiten, sich mit anderen Meinungen auseinandersetzen, seine Erkenntnisse erweitern und seinen Zugang zur Malerei ausweiten.

Liebe, so definiert, ist kulturell und sozial bestimmt und von der Entwicklung der einzelnen und der Gesellschaft abhängig. Damit wird sie auch veränderbar und hier liegen die Chancen für Frauen. Nur eine Liebe, die als entwicklungsfähig gedacht werden kann, bietet überhaupt die Möglichkeit für Frauen, an den Geschlechterverhältnissen in der Liebe etwas zu verändern und ruft sie gleichzeitig auf, dieses zu tun. Marx hat damit zwar eine langfristige Perspektive eröffnet, aber keinen Weg gewiesen, wie man zu solchen Verhältnissen kommt, in denen die Liebe zum Kunstwerk wird, an dem beide Geschlechter bauen.

Was Marx unideologisch für die Menschen beschreibt, gilt in der Perspektive für beide Geschlechter. Nur sind die zu beschreitenden Wege unterschiedlich, weil das weibliche Geschlecht durch das männliche seit über 2000 Jahren explizit und implizit unterdrückt wird. Die je besonderen Wege der beiden Geschlechter gilt es noch zu finden. Spielte in der deutschen Literatur die gesellschaftliche Perspektive in den Liebesverhältnissen keine Rolle, so wurde in einigen Vorstellungen organischer Intellektueller<sup>41</sup> in der (ehemaligen) Sowjetunion beim Aufbau der Gesellschaft versucht, einen Zusammenhang zwischen Liebe und gesellschaftlicher Perspektive herzustellen. Das ging nicht ohne Auseinandersetzung mit der Frage nach der Bedeutung von Geschlechterverhältnissen.



### Wasserglas-Theorien?

Es soll im folgenden dargestellt werden, was aus den noch sehr offenen, aber produktiven Liebesvorstellungen von Marx geworden ist, in einer Gesellschaft, die sich insgesamt auf seine Theorien, wenn auch vorwiegend auf seine ökonomischen berief - die nachrevolutionäre Sowjetunion. So schreibt Alexandra Kollontai zu Lenin 1918 in ihr Tagebuch: "Auf der ganzen Welt hat es in der Menschheitsgeschichte keinen Denker und Staatsmann gegeben, der so viel für die Befreiung der Frau getan hätte wie Wladimir Iljitsch." (ebd. 1918b, 485) Alexandra Kollontai meint insbesondere die Position von Lenin, "daß der Frau die Möglichkeit gegeben werden müsse, im Staatsapparat zu arbeiten, gleichzeitig aber auch Mutter zu sein." (Kollontai 1918b, 484)

Doch nicht darum soll es im folgenden gehen, sondern um die Vorstellungen einer zu verändernden Liebe, angefangen bei Lenin, der sich sowohl mit Ines Armand, Alexandra Kollontai als auch der deutschen Clara Zetkin stritt (vgl. Monika Israel 1977). In einem Brief an Ines Armand rät ihr Lenin dringend "die Forderung (der Frau) nach Freiheit der Liebe", die Armand in eine Broschüre aufnehmen wollte, zu streichen. Lenin hält die Forderung von Armand für unproletarisch und insofern für nicht diskussionswürdig. Alles, was er sich unter "freier Liebe" vorstellen kann, faßt er (1915) in folgenden zehn Fragen in einem Brief zusammen und versucht so, das Anliegen von Armand ad absurdum zu führen:

- "1. Freiheit von materiellen (finanziellen) Berechnungen in der Liebe?
  2. Auch von materiellen Sorgen?
  3. von religiösen Vorurteilen?
  4. vom Verbot durch den Papa etc.?
  5. von den Vorurteilen der 'Gesellschaft'?
  6. von den engen Verhältnissen des (bäuerlichen oder kleinbürgerlichen oder intelligenzlerisch-bürgerlichen) Milieus?
  7. von den Fesseln des Gesetzes, des Gerichts und der Polizei?
  8. vom Ernst in der Liebe?
  9. vom Kinderkriegen?
  10. Freiheit des Ehebruchs? usw."
- (zit.n. Bundesvorstand des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands 1980. 162 f.)

Unter "freier Liebe" stellt sich Lenin die Freiheit von äußeren Zwängen, sozialer Not und der Biologie vor, nicht die Befreiung der Frauen von männlicher Vorherrschaft im Interpersonellen. Die Geschlechterherrschaft, die nicht auf ökonomischen Fragen oder väterlicher Autorität beruht, kommt ihm nicht in den Blick. Man kann nicht genau wissen, was Ines Armand damals gemeint haben mag, feststeht, daß auch ihr zweiter Versuch in einem weiteren Brief von Lenin argumentativ zurückgewiesen wurde, mit der Begründung, daß diese Forderung in den gegebenen Verhältnissen mißverständlich sei. Daß Lenin aber keine Anstrengung unternahm, die Forderung so zu explizieren, daß keine Mißverständnisse möglich waren, läßt vermuten, daß er die Forderung nicht verstanden hat und/oder daß es Armand nicht gelungen ist, sie verständlich zu machen. Die Befreiung der Frauen kann nur das Werk der Frauen selbst sein - auch in der Liebe.

#### "Der geflügelte Eros"

Eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem Thema Liebe sowohl für die Zeiten des Umbruchs in der (ehemaligen) Sowjetunion als auch im Zusammenhang mit einer kommunistischen Perspektive findet sich bei Alexandra Kollontai; sie spinnt den Faden der Liebe als zu entwickelnde weiter und bezieht ihn auf die Geschlechter.

"Wie schwer ist es für die heutige Frau, diese durch Jahrhunderte, durch Jahrtausende ihr anerzogene Fähigkeit von sich zu werfen, mit der sie sich dem Manne zu assimilieren vermag, den ihr das Schicksal zum Herrscher ausersehen zu haben scheint." (ebd. 1918a, 20)

In den Auseinandersetzungen der Alexandra Kollontai mit dem Thema Liebe fließen die perspektivischen Gedanken, wie sie bei Marx angedeutet sind, und die Ungleichheiten der Geschlechter in der Liebe zu einem Konzept zusammen. Die heterosexuelle Liebe zwischen zwei Individuen wird im gesellschaftlichen Kontext betrachtet. Auch Kollontai richtet sich gegen die Mängel der "legalen Ehe", die Unlösbarkeit und die Vorstellungen von Besitz, "der unteilbaren Zugehörigkeit des einen Gatten zum anderen" (ebd. 1918a, 54). Zu den Zielen einer neuen Moral gehören für sie sowohl die Ge-

sundheit der Nachkommen als auch die "Verfeinerung der menschlichen Psyche". Liebe soll darin perspektivisch die individuelle "Seele" bereichern sowie zur Solidarität in der Gemeinschaft beitragen (ebd., 52). Im folgenden wird es, der analytischen Nachvollziehbarkeit wegen, zunächst um die Veränderungen der menschlichen Psyche gehen, um anschließend auf deren Einordnung in den gesamtgesellschaftlichen Kontext zu kommen. Für Kollontai müssen erst die psychischen und sozialen Voraussetzungen für die Lebbarkeit der geforderten "freien Liebe" geschaffen werden (ebd., 60).

Kollontai unterscheidet zwischen der männlichen und der weiblichen Psyche, in ihrer jeweiligen historischen Entwicklung.

Der "Mann, der in der Prostitution abgestumpft ist und dem die komplizierten Vibrationen der Liebesempfindung entgehen, folgt nur seinem armseligen, eintönigen, physischen Drang, der nur das Gefühl des Unbefriedigtseins und des Seelenhungers auf beiden Seiten hinterläßt." (ebd., 57 f.)

Die Frau hingegen suche in "der Liebesvereinigung Befriedigung und Harmonie" (ebd., 57). Schließlich sei die ganze Mädchenerziehung darauf gerichtet, die Frauen auf die Liebe als einzigem Lebensziel zu orientieren.

"Die Frau muß lernen, die Liebe nicht als den Wesensinhalt ihres Lebens, sondern als eine Stufe, als eine Möglichkeit, ihr ganzes 'Ich' zu offenbaren, anzusehen." (ebd., 66)

Eine Ursache für diese entgegengesetzten Verhaltensweisen der Geschlechter sieht sie in dem Mangel an Zeit für die Liebe, der Absorption des Mannes durch viele andere Aufgaben. Dort, wo die Leidenschaft nicht bereits eine allumfassende Lehrmeisterin in der Liebe sei, müsse Liebe erlernt werden, müssen Maße und Wege gefunden werden, zwei einander unbekannte Seelen sich nahezubringen. Dies könne im "Liebesspiel" geschehen, das Meisel-Heß vorschlägt und das Kollontai affirmativ übernimmt. Aus der Geschichte und den Romanen solle einfühlsames Aufeinanderzugehen gelernt werden. Das "Liebesspiel" lehre "Vorsicht", "Aufmerksamkeit" und "Überlegtheit" (ebd., 62). Unter Liebe versteht Kollontai eine Kraft, die sich in dem Maße vermehre, als man Gebrauch

von ihr mache, sie erweitere die Psyche der beiden Beteiligten (ebd., 63).

Für Kollontai bleibt zwar die monogame Verbindung "das Ideal", das sei aber nicht etwas, das erzwungen werden solle und könne, vielmehr müsse die Gesellschaft dazu übergehen "alle Formen der ehelichen Gemeinschaft anzuerkennen", solange sie nicht von ökonomischen Faktoren bestimmt und "der Rasse nicht verderblich" seien.

In einem weiteren Aufsatz zum Thema "Ein Weg dem geflügelten Eros!" fragt Kollontai nach dem Platz der Liebe "in der Ideologie der Arbeiterklasse" (ebd. 1923, 105). Anders als die oberen Schichten hätte die Arbeiterklasse kaum Zeit für die Liebe gehabt. Auch Kollontai zieht (wie Marx) eine Verbindung von Liebe und Kunst, auf einer deskriptiven sowie historischen Ebene, und wieder spielt der Zeitfaktor eine große Rolle. Wer Zeit und Muße für Wissenschaft und Kunst hat, kann sie auch für die Liebe erübrigen:

"Im Leben der Sowjetrepublik zeigt sich zweifelsohne ein Fortschritt im Anwachsen seelischer und geistiger Bedürfnisse, ein Streben nach Wissen, die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen, mit Kunst, mit Theater. Dieser Fortschritt in Richtung Transformation des geistigen Reichtums der Menschheit in der Situation der Sowjetrepublik macht auch nicht vor der Sphäre der Liebeserlebnisse halt. Das Interesse an der Psychologie des Geschlechts, am Rätsel der Liebe ist geweckt." (ebd., 108)

Kunst, Wissenschaft und Liebe tragen demnach zum geistigen Reichtum bei. Liebe sei in ihrem Wesen ein "sehr soziales Gefühl" (108). Kollontai fragt nun weiter, "wie gestaltet man die Beziehungen zwischen den Geschlechtern so, daß diese Beziehungen das Glück erhöhen und zugleich den Interessen des Kollektivs nicht widersprechen?" (ebd., 116)

Kollontai hält Liebesfähigkeit für eine Voraussetzung von Solidarität (ebd., 117), denn Liebe sei ein Konglomerat von "Freundschaft, Leidenschaft, mütterlicher Zärtlichkeit, Verliebtheit, Harmonie des Geistes, Mitleid, Hochachtung, Gewohnheiten und vielen, vielen anderen Schattierungen von Gefühlen und Erlebnissen." (ebd., 118) Kollontai sieht das Leiden nicht als der Liebe immanent zugrundeliegend an, wie z.B. Julia Kristeva (1989), sondern macht es an der Form fest, in der Liebe gelebt wird und am gesellschaftlichen

Kontext. Damit begreift sie Liebe nicht als natürlich, sondern als sozial konstituiert und somit als veränderbar. In der bürgerlichen Gesellschaft resultiere das Liebesleid aus der "Spaltung der Seele". Diese sieht sie darin begründet, daß der Liebe das Prinzip des Eigentums zugrundegelegt wurde. Die Arbeiterklasse hingegen solle der Liebe "als psycho-sozialer Kraft" den Weg bahnen (Kollontai 1923, 121). Kollontai unterscheidet zwischen verschiedenen Phasen im Aufbau der Gesellschaft, die auch ihren Liebeskonzepten in der Zeit des Aufbaus einer sozialistischen Gesellschaft zugrundeliegen. Die Liebe erwecke in den Menschen gerade die Aspekte, die zum Aufbau einer neuen Kultur notwendig seien, "Feinfühligkeit, Verständnis, der Wunsch, anderen zu helfen" (ebd., 122). Sie setzt sich für die Verallgemeinerung dieser Gefühle auf alle Bereiche des Lebens ein, statt sie im Gefängnis trauter Zweisamkeit in ihrer Produktivität zu lähmen.

"Die bürgerliche Ideologie forderte, daß der Mensch alle diese Eigenschaften nur in der Beziehung zu dem oder der einen Auserwählten des Herzens, zu einem einzigen Menschen, an den Tag lege. Die proletarische Ideologie legt hauptsächlich darauf Wert, daß die genannten Eigenschaften im Menschen geweckt und gefördert werden; und daß sie nicht nur in Beziehung zum einen Auserwählten des Herzens in Erscheinung treten, sondern im Umgang mit allen Mitgliedern des Kollektivs." (ebd.)

In der verwirklichten kommunistischen Gesellschaft hingegen verändere sich die Liebe dahingehend, daß die "Bande der Sympathie zwischen allen Mitgliedern der neuen Gesellschaft wachsen und erstarken, das 'Liebespotential' wird sich vergrößern und Liebe als Solidarität wird als jener Motor wirken, der als Konkurrenz und Eigenliebe die bürgerliche Gesellschaft antrieb." (ebd., 123)

Wird heute der Liebe eine Dynamik (als gegeben) unterstellt, geht Kollontai davon aus, daß diese Funktion von Liebe erst entwickelt werden muß, indem bestimmte Voraussetzungen geschaffen werden. Dazu gehören demnach in der Umbruchperiode:

"1. Gleichheit in den gegenseitigen Beziehungen (ohne männliche Selbstgefälligkeit und das sklavisches Aufgeben der Persönlichkeit der Frau in der Liebe), 2. beiderseitige Anerkennung der Rechte des anderen, ohne den Anspruch, unge-

teilt die Seele und das Herz des anderen zu beherrschen (das Gefühl des Eigentums, das sich in der bürgerlichen Kultur entwickelt hat), 3. kameradschaftliche Feinfühligkeit, das Vermögen, sich in die Vorgänge in der Seele des vertrauten und geliebten Menschen hineinzusetzen und sie zu verstehen (die bürgerliche Kultur forderte diese Feinfühligkeit in der Liebe nur von der Frau.)" (ebd., 124)

Verschwinden solle die "Selbstgefälligkeit" des Mannes und der Verzicht der Frau auf ein eigenes "Ich" (ebd., 125), um zu einer gemeinsamen "schöpferischen Tätigkeit" zu kommen. Kollontai stellt eine Verbindung von Individuum und Gesellschaft über die Geschlechterfragen her und transformiert so die bürgerliche Trennung in öffentlich und privat. Liebe, der ideologische Kleister, der diese Trennung mitaufrechterhält, wird so zum Katalysator ihrer Überwindung. Kollontai erstrebt veränderte Geschlechterverhältnisse nicht erst für eine Zeit, in der der Sozialismus erreicht ist, sondern baut sie strukturell in den Aufbau einer solchen Gesellschaft ein. Nur wenn beide Geschlechter sich ändern, könnten sie schöpferisch zum Aufbau der neuen Kultur beitragen. Doch viele Fragen bleiben offen: Kollontai unterscheidet zwar zwischen unterschiedlichen Unterdrückungsformen in der Liebe beider Geschlechter, aber sie geht von einer Unterdrückung von Männern und Frauen im gleichen Maße aus. Beide Geschlechter sollen sich ändern und aufeinander zugehen. Kollontai geht von einer Entwicklung in der (ehemaligen) Sowjetunion aus, deren Beginn sie bereits konstatieren konnte, die ledigen unabhängigen Frauen, die sich auch und gerade ohne Mann an ihrer Seite durchsetzen. (Dieses Phänomen geriet auch in den letzten Jahren in der BRD in die Diskussion unter der Bezeichnung "alleinstehende" Frauen, ein Phänomen, das erst durch die zunehmende Verallgemeinerung von Frauenerwerbstätigkeit Bedeutung erhielt.)

Kollontai beschreibt eine Gesellschaft, die auch für die ProletarierInnen mehr Raum und Muße für die Liebe bieten sollte. Auch hier unterscheidet sie nicht geschlechtsspezifisch. Waren die Frauen zwar insgesamt überwiegend für Liebe und Gefühle zuständig, hatten gerade die Frauen der Arbeiterklasse noch weniger Zeit dafür als die Männer. Auch bei Kollontai wird in diesem Zusammenhang der Zeitaufwand für die Reproduktion der Gattung und der Arbeitskräfte

nicht thematisiert. Hier wären also die Männer so lange privilegiert, wie sie an diesen Aufgaben weniger partizipieren als die Frauen. Auch die pure Liebe läßt sich in ihren Möglichkeiten nicht von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung trennen.

Eine Frage ist die nach der unterschiedlichen Motivation, sich in Sachen Liebe zu verändern. Warum sollten Männer ihre eher instrumentelle Beziehung zu Frauen verändern, wenn sie darunter nicht explizit leiden? Anders als die Frauen waren sie, ob nun in käuflicher Liebe oder nicht, die Subjekte, die Frauen die Objekte männlicher Begierde. Der Kampf für die "freie Liebe" ging überwiegend von Frauen aus. Die Männer haben sie zum Teil gar nicht in ihren Anliegen verstanden (vgl. Lenin zu Armand).

Es deutet sich ein Problem an, das bis heute ein kardinales in der westlichen Welt darstellt. Zum einen haben sich die Zwänge, die von außen die geforderte freie Liebe verhierten, dahingehend verändert, daß die ökonomische Abhängigkeit der Frauen von den Männern mehr oder weniger aufgehoben ist, daß sich die Gesetze und die religiösen Vorstellungen verändert haben, die Konvenienzehe gefallen ist usw. Wer heute noch aus finanziellen Gründen heiratet, kann dies tun, es ist aber seine oder ihre Entscheidung. Obwohl der Kampf um die "freie Liebe" gewonnen scheint, existiert doch das Patriarchat fort und damit auch die Herrschaft des einen Geschlechts über das andere in interpersonellen Beziehungen. Schlimmer noch: Es werden die Kämpfe um die Befreiung der Frau ins Interpersonelle verlagert, damit sich die Gesellschaft insgesamt nicht ändern muß (vgl. Hanne Haavind 1988).

Aber immer noch tragen beide Geschlechter die Male ihrer Unterdrückung im Bereich der Liebe unterschiedlich, reproduzieren sich die Geschlechterverhältnisse in den interpersonellen Beziehungen. Bis heute ist es auch nicht gelungen, die Prostitution überflüssig werden zu lassen, auch nicht in den noch oder ehemals realsozialistischen Ländern (für die ehemalige UdSSR vgl. z.B. Wladimir Kunin 1991).

# PERSPEKTIVEN

Der gegenwärtige Umgang mit dem Phänomen Liebe schließt sämtliche gesellschaftlichen Probleme und Bedingungen aus. Die affirmative Akzeptanz von Liebe als selbstreferentiell-le Code oder als eine Entwicklung ohne Ziel und ohne Richtung führte zur Problematisierung der postulierten Balance zwischen Nähe und Distanz als Problemlöserahmen in interpersonellen Beziehungen. Darin sind die geschlechtsspezifischen Male von Unterdrückung ebenso ausgeschlossen wie die Herrschaft des männlichen Geschlechts über das weibliche. Die Hoffnung im Zuge der formalen Gleichheit auch die reale patriarchale Herrschaft abbauen zu können, ist insofern ein Paradoxon, als Gleichheitsdiskurse dort und nur dort notwendig sind, wo Ungleichheit und Herrschaft das Feld regieren (vgl. auch Ute Gerhard 1990a).

Der moderne Trend Liebe ausschließlich auf der semantischen Ebene zu fassen, reproduziert den Ausschluß von materiellen, sozialen und kulturellen Bedingungen. Niklas Luhmann postuliert Liebe als System und setzt zugleich der Geschichte der Liebe ein Ende - Veränderungen, Perspektiven und Utopien werden so undenkbar.

Das Verschwinden der Geschlechterverhältnisse im Bermuda-Dreieck der soziologischen, der psychologischen Nähe-Distanz-Balance und des gegenwärtigen Liebescodes (ob nun selbstreferentiell oder nicht-existent) führte zu der Frage nach der Reproduktion von Liebesverhältnissen im Bereich des Ideologischen überhaupt und darin zu der Frage nach den unterschiedlichen Liebeskonstruktionen der Geschlechter.

Die Analyse des Schulklassikers "Die Leiden des jungen Werther" von Goethe zeigt die Sinnentleerung von Liebe in der männlichen Konstruktion einerseits und die widersprüchliche Anordnung für Frauen andererseits. Die Kontrastierung des männlichen Werkes mit dem einer weiblichen Autorin, das in der gleichen Zeit spielt und nahezu ebenso oft in den Schulen Verwendung findet, führt allein durch die Problematisierung der weiblichen Lage weg von der rein diskursiven Ebene zurück zu den materiellen und herrschaftsförmig organisierten Verhältnissen. Indem die Frauen für den Schein



(den Eindruck von Familie nach außen) zuständig wurden, sorgten sie für die materielle Basis. Deutlich wurde, daß den Männern andere Möglichkeitsräume als den Frauen zugestanden wurden und daß die heterosexuellen Liebesverhältnisse oft auch Gewaltverhältnisse waren, die von Annette von Droste-Hülshoff in der "Judenbuche" eindringlich dargestellt werden.

Von dort aus gelangten wir zu der seit über 2000 Jahren existierenden Unterwerfung der Frauen in der Liebe. Bereits der Diskurs der Sulamith im Hohelied Salomons (im Alten Testament) dokumentiert Mechanismen der Aufrechterhaltung dieser Unterwerfung. Zwar spricht sie im Vergleich zu Salomon fast identische Worte, ist aber dennoch bereits als Gattin unterworfen und Salomon zu Gehorsam verpflichtet. Indem sie den von Männern geschaffenen Diskurs reproduziert, trägt sie sowohl zur Gleichheit in den Diskursen als auch zur Reproduktion ihrer Subordination bei. Dies lieferte den ältesten, schriftlich fixierten Hinweis auf die Mechanismen, die die Geschlechterverhältnisse in der Liebessemantik so spurlos verschwinden lassen konnten.

Auf der Suche nach perspektivischen Liebesvorstellungen, die nicht der Nähe-Distanz-Balance oder der bloßen Semantik zugerechnet werden können, wurde historisch zu dem Zeitpunkt zurückgegangen, an dem Frauen zum ersten Mal Freiheit im Kontext von Liebe forderten. Dies führte auch zu den Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten von Marx aus dem Jahre 1844 und solchen NachfolgerInnen, die daran anknüpften. Marx gelingt es, der ideologischen Falle zu entkommen, indem er Liebe nicht als natürliche Bestimmung des menschlichen Seins setzt, sondern zunächst das Verhältnis von Mensch und Natur bestimmt und Liebe darauf aufbauend als überwiegend soziales Phänomen begreift. So werden Liebesverhältnisse veränderbar und Utopien entwickelbar. Marx selbst differenziert nicht nach Geschlechtern. Dies tut Alexandra Kollontai, die sich u.a. die Frage nach dem Zusammenkommen der Geschlechter mit ihren unterschiedlichen Voraussetzungen stellt und nach den Möglichkeiten der Entwicklung proletarischer Liebesverhältnisse. Wie Marx geht auch sie von Liebe als einem Kunstwerk aus, dessen Entste-

hungsprozeß viel Zeit, Muße und Lust an der Produktion erfordert, um zu ständiger Vervollkommnung zu gelangen. Indem Kollontai die Geschlechter in ihren unterschiedlichen Haltungen und mit unterschiedlichen Malen von Unterdrückung sieht, gelingt ihr zwar die Formulierung einer Perspektive. Leider läßt sie aber die Unterwerfung des weiblichen Geschlechts unter das männliche außer acht.

Eine gemeinsame "dritte Sache"<sup>42</sup> in der Liebe zwischen Mann und Frau spielte weder in den behandelten männlichen noch in den weiblichen literarischen Werken eine Rolle. Im sozialistischen Kontext allerdings unternimmt Alexandra Kollontai den Versuch, eine gemeinsame dritte Sache in der Liebe der Geschlechter zu verankern und umgekehrt die Liebe in der gesamtgesellschaftlichen Perspektive. Beide stehen im Mittelpunkt, sowohl die Gesellschaft als auch das Paar. Liebe wird bei ihr zu einem gemeinsamen Projekt der Liebenden und der Gesellschaft ebenso wie die Gesellschaft zum Projekt der Liebenden wird. Doch leider fehlt in dem so perspektivisch gedachten Konzept von Alexandra Kollontai die Analyse der männlichen Herrschaft in der Liebe. Liebe in ihren Entwicklungen ist historisch ein männliches Konstrukt, sowohl in den Diskursen als auch in Bezug auf die Eingebundenheit von Liebe in eine Gesellschaft, die auf geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen basiert und letztlich auf der Unterwerfung der Frauen und den latenten potentiellen Gewalttätigkeiten von Männern. Dies läßt sich mit Hilfe eines Bildes verdeutlichen: Auch wenn sich beide Geschlechter aufeinanderzubewegen sollen, sind nicht nur die Qualitäten der Wegstrecken unterschiedlich, sondern auch das Schuhwerk, sie zu begehen. Sind die Füße der Frauen mit leichten Sandaletten bekleidet, tragen die Männer Turnschuhe, womit sie gegebenenfalls auch zutreten können, auf alle Fälle sind sie darin schneller am Ziel, den Rahmen für Gleichheit in der Liebe gemäß ihren Vorstellungen zu entwickeln.

Allerdings, und das ist hier anzumerken, sind die Vorstellungen von Gleichheit im Konzept von Alexandra Kollontai differenzierter als man es aus gegenwärtigen Debatten gewöhnt ist. Weder sollen die Frauen den Männern einfach

gleich werden, noch werden die weiblichen Verhaltensweisen als allein perspektivische aufgewertet. Im Effekt kann man sich so weder auf die Seite der Männer mit ihrem Dominanzgebaren schlagen, noch auf die Seite der Frauen mit ihren "Tugenden" der Unterwerfung, da beide Geschlechter die Male ihrer je unterschiedlichen Unterdrückung tragen.

Die Vorstellung Kollontais von der Liebe ist die eines stets zu entwickelnden Projektes. Die Liebe selbst kann so zur dritten Sache werden, nicht etwa in einer Luhmannschen Selbstreferenzialität, im Gegenteil: Individuen und Gesellschaft sind in einer Weise ins Verhältnis gesetzt, daß die Liebe in ihrer ständigen Dynamik zum Katalysator ständiger Veränderung wird. Doch wie ist darin die männliche Vorherrschaft zu fassen? Worauf gründet sie sich noch heute in kapitalistischen und in sozialistischen Gesellschaften?

Auch wenn man davon ausgeht, daß die Ökonomie nicht das letztlich Bestimmende in den Geschlechterverhältnissen ist, und daß (heterosexuelle) Liebesbeziehungen heute nicht selbstverständlich aus ökonomischen Erwägungen geschlossen werden, ist zu vermuten, daß sie dennoch ihre Bedeutung nicht vollends verloren hat, betrachtet man die ungleiche Verteilung von Eigentum auf die Geschlechter.<sup>43</sup> Um die Herrschaft in Liebesverhältnissen begreifen zu können, wird es zunächst notwendig sein, herauszufinden, was aus den ökonomischen Aspekten in der Liebe geworden ist.

#### LIEBE, ÖKONOMIE UND HERRSCHAFT

##### Ökonomie

In Goethes "Die Leiden des jungen Werther" spielt die Ökonomie keine explizite Rolle in Werthers Beziehung zu Lotte. Anders stellt sich das Bild in Annette von Droste-Hülshoffs "Die Judenbuche" dar.

Hier sind ökonomische Überlegungen ganz selbstverständlich eingebaut. Sie werden von anderen formuliert, nicht von den PartnerInnen selbst. So wird über die zukünftige Frau von Mergel gesagt, daß sie nicht nur "eine brave, anständige Person", sondern zudem "nicht unvernünftig" sei (Droste

Hülshoff 1942, 15). Der Bräutigam hingegen wird als "armseeliger Witwer" beschrieben, dessen "Wirtschaft verfiel" (ebd., 14). Im Verlaufe der Jahre und im Zuge des Alkoholismus, dem Mergel verfallen ist bis zu seinem Tod, verarmt die Frau zunehmend. Des weiteren wird die Verwunderung der DorfbewohnerInnen, angesichts dieser für Ansehen und Ökonomie unnachvollziehbaren Entscheidung der Frau Margreth thematisiert (ebd., 15). Einerseits wird Liebe also als Schicksal, fast als eine Unterwerfung unter biologische Triebe betrachtet wie im Falle von Werther, andererseits stößt eine (Liebes-)Ehe, die nicht dem Ansehen und Einkommen "angemessen" ist, auf Unverständnis. Demnach stecken die Liebenden in dem Dilemma, sich gemäß ihren Gefühlen verhalten zu sollen, aber dann und nur dann, wenn der Geliebte oder die Geliebte sich auf einer ähnlichen gesellschaftlichen Ebene befindet, was aber unreflektiert geschehen soll. In vielen Fällen wird dieser Widerspruch nicht deutlich geworden sein, weil sich lange Zeit überhaupt nur diejenigen kennenlernten, die zur gleichen Gesellschaftsschicht, Klasse oder Glaubensgemeinschaft gehörten (Leonore Davidoff und Catherine Hall 1987).

Aufschluß über die Zusammenhänge von Ökonomie und Macht der Familienoberhäupter gibt in diesem Kontext der französische Soziologe Pierre Bourdieu (1987) im Rahmen seiner Untersuchung über Heiratsstrategien. Er liefert Hinweise auf Mechanismen, die dazu beitrugen, die Ökonomie aus den Liebesvorstellungen und -diskursen herauszuhalten und zugleich als Heiratsgrund beizubehalten, den oben dargestellten Widerspruch nicht als solchen in Erscheinung treten zu lassen.

Auf französischen (landwirtschaftlichen) Höfen vor ca. 100 Jahren hätte die häusliche Produktion dem Erhalt des Bestehenden gedient. Die Söhne sollten Frauen aus gleichen ökonomischen Verhältnissen heiraten. Damit der Älteste den Hof erben und die Geschwister ausgezahlt werden konnten, mußte die finanzielle Herkunft der Angeheirateten im Vergleich zu derjenigen des Bräutigams in etwa gleich hoch sein, auf keinen Fall niedriger, weil sich danach die Höhe der Mitgift bemaß. Die Angeheiratete durfte aber auch nicht mehr

besitzen, weil sie dann aufgrund ihrer hohen Mitgift Macht in der neuen Familie hätte beanspruchen können. Erschwerend kam hinzu, daß unter bestimmten Umständen (z.B. wenn die Vermählte früh starb) die Mitgift zurückbezahlt werden mußte. Die männlichen Familienoberhäupter hätten nun dazu geneigt, ihre Söhne mit Töchtern aus den eigenen familiären Kontexten zu verheiraten, um so die eigene Macht als Familienoberhaupt zu stärken, da das Familienoberhaupt bei wichtigen Fragen stärker als sonst mit der Unterstützung der Familie rechnen konnte. Die Mütter hingegen hätten entgegengesetzte Ziele verfolgt. Sie wollten die Söhne mit Frauen aus ihrem eigenen familiären Kontext vermählen, um so die patriarchale Macht zu verkleinern. Damit ließe sich, so Bourdieu, das Bestreben der Frauen erklären, passende Bräute für die Söhne zu suchen.

Demnach ist Heirat eine Angelegenheit von Macht und Ökonomie. Die ökonomischen Interessen aber verschwinden hinter den Riten. Um bei den Heiratsverhandlungen nicht über Geld und Besitz sprechen zu müssen, wären Heiratsvermittler eingeschaltet worden, die sich anstelle der Eltern informierten. So kann das Geld aus der Ehe herausgehalten werden und doch das Ziel der Anstrengungen sein. Familie erhält so eine konservierende Bedeutung, worin den Vätern die Rolle der Vermittlung des familiären Zusammenhaltes auf ökonomischer Ebene zukommt:

"Indem man die Interessen des designierten Familienoberhauptes mit den Interessen des Erbhofes gleichsetzt, läßt sich erreichen, daß dieses sich viel eher mit dem Familienerbe identifiziert als mit irgendeiner erklärten oder expliziten Norm. Die Unteilbarkeit der Verfügungsgewalt über den Boden bekräftigen heißt die Unteilbarkeit des Bodens bekräftigen und dem Ältesten die Bestimmung zuweisen, dessen Verteidiger und Bewahrer zu sein." (Bourdieu 1987, 272)

Das sozial gesetzte Recht des ältesten Sohnes kann so als natürliches Recht erscheinen. Der Hof steht ihm per Biologie zu; er kann nichts dafür, daß er der Älteste ist und als Mann geboren.

Heute gibt es in westlichen Industriegesellschaften keine Heiratsvermittlungen seitens der Eltern mehr. Die PartnerInnen entscheiden selbst, wen sie heiraten oder mit wem

sie zusammenleben wollen. So sollte Geld in der Liebe keine Rolle mehr spielen. Zugleich zeigen aber die Einkommensstatistiken, daß Frauen in der Bundesrepublik Deutschland im Durchschnitt weniger verdienen als Männer.<sup>44</sup> Frauen sind finanziell unabhängig, aber nur in einem begrenzten Rahmen. Die Idee des männlichen Familienernährers hat bei Anstellung und Entlassung kaum an Bedeutung verloren (vgl. Barbara Ketelhut 1989).

Geht die Ökonomie heute nicht mehr explizit in die Heiratsentscheidung ein, ist sie doch selbstverständlicher Bestandteil der Ehe oder auch nur der "Ehe ohne Trauschein". Dies wird in der Regel erst dann deutlich, wenn sich die Ehepaare scheiden lassen oder wenn es zu finanziellen Notlagen kommt oder der Mann die Frau verläßt und das gesamte Geld mitnimmt (vgl. Barbara Ketelhut 1991).<sup>45</sup> Gerade indem die Ökonomie kaum zum Thema gemacht wird, werden potentielle Folgen bei Beendigung der Beziehung nicht mitbedacht. Es läßt sich die These aufstellen, daß die Vertreibung der Ökonomie aus den Liebes- und Ehediskursen nicht nur zu finanziellen Lasten der Frauen geht, sondern die Betrachtung der semantischen Ebene in den Liebesdiskussionen trägt mit zur Aufrechterhaltung dieser finanziellen Zustände bei. Wenn Liebe, Ehe und/oder Partnerschaft immer noch - zu Lasten der Frauen - mit der Ökonomie verstrickt sind, stellt sich anschließend die Frage, was aus Macht und Herrschaft in den Beziehungen geworden ist?

#### **Geschlechterverhältnisse**

Hanne Haavind beschreibt, wie sich bestehende Liebe zwischen den Geschlechtern bei gleichzeitiger Unterdrückung von Frauen erhalten kann (ebd. 1988, 151). Sie geht davon aus, daß Liebesgefühle von allen erstrebt werden, aber zugleich ein knappes Gut sind.<sup>46</sup> Es gäbe für die Geschlechter unterschiedliche Regeln für Liebe und die Bedeutung dessen, was es heißt, jemanden zu lieben. Allein die Tatsache wählen zu dürfen, wen man lieben und heiraten möchte, werde zur Garantie für das Gelingen einer Beziehung. In den letzten zehn Jahren seien die Unterschiede zwischen den Ge-

schlechtern nicht verschwunden, sondern hätten nur andere Formen angenommen.

"Ich versuche also, das Paradoxon zu erfassen, daß das Geschlecht scheinbar irrelevanter wird und nicht als Begründung für ein Verhalten dienen darf, während es gleichzeitig rein faktisch Verhaltensklärungen lenkt, und das, ohne daß der geschlechtlichen Liebe eine geringere Bedeutung für die Begründung von Handlungen zugewiesen wird. Liebe wird als allgemein menschlich hervorgehoben. Die Ehe wird zu einer verdeckten Disziplinierung, weil sie zentral für die Identitätsbestärkung ist." (ebd., 155)

Dazu gehören demnach solche Verhaltensweisen, daß beide PartnerInnen den Eindruck erwecken müßten, sich angepaßt zu haben, wenn auch de facto in unterschiedlichem Maße. Bei der Bewertung der Verhaltensweisen werde das Geschlechtsspezifische außen vor gelassen, mit dem Effekt, daß sich überwiegend die Frau anpaßt und am Mann hervorgehoben werde, wozu sie ihn gebracht/veranlaßt habe. Dazu gehöre u.a., daß Männer den Frauen Entscheidungsrahmen vorgeben, z.B. wenn der Mann der Frau freie Entscheidung in der Frage zubilligt, ob ein kleiner PKW oder ein Kombi gekauft werden solle, dann obliegt ihr zwar die Wahl des Autos, aber schon nicht mehr die Entscheidung, ob nicht Fahrräder oder öffentliche Verkehrsmittel sinnvoller wären. So könne sie sich seinen Vorgaben anpassen und zugleich das Gefühl haben, die freie Entscheidung gehabt zu haben.

"Wenn er in bescheidenem Maße die Beziehung zu ihr als übergeordnet ansieht, wird das von beiden Partnern erlebt, als 'gäbe' er etwas. Und wenn sie versucht zu arbeiten, damit er mehr Rücksicht auf ihre übrigen Beziehungen nehmen soll, wirkt das, als 'bekäme' sie etwas, wenn er mitmacht, oder, wenn er sich widersetzt, 'benutzt' er seine Macht." (ebd., 159)

Als gleichberechtigt gelte ein Paar dann, wenn er sich z.B. rücksichtsvoll den Kindern gegenüber benähme und sie ehrgeizig und kühl handle (ebd., 160). Hanne Haavind beschreibt, daß Frauen fast ausschließlich den Wunsch nach Kindern und einem Mann äußerten, während Männer darüberhinausgehende Wünsche in großer Selbstverständlichkeit artikulierten, z.B. den Beruf zu wechseln (ebd., 161). Es stellt sich die Frage, wie man die geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen in heterosexuellen

Beziehungen theoretisch erfassen kann, um sie der Analyse und Veränderung zugänglich zu machen.

#### Patriarchat:

In der neuen Frauenbewegung wird Herrschaft der Männer über die Frauen durch das Patriarchat erklärt. Von vielen (z.B. Kate Millett 1974) wird das Patriarchat als eine alles umfassende Herrschaft der Männer über Frauen in allen Bereichen gesehen. Für Kate Millett ist das Patriarchat "als Institution eine soziale Konstante, die sich durch alle anderen politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Formen hindurchzieht, sei es in Kasten oder Klassen, Feudalherrschaft oder Bürokratie, oder in den großen Religionsgemeinschaften." (ebd., 40) Anders als Millet berücksichtigt Christine Delphy zwar die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, hält aber das Patriarchat für dominierend (vgl. Michèle Barrett 1983a). Beiden Ansätzen gemeinsam ist, daß das Patriarchat nicht in seiner historischen Entwicklung analysiert, sondern als konstant betrachtet wird. Annette Kuhn (1978) hingegen sieht im Patriarchat psychische Beziehungen und Eigentumsverhältnisse vereinigt. Michèle Barrett kritisiert, daß bei Kuhn unklar bliebe, "ob sich Patriarchat auf die Herrschaft des Mannes über die Frau oder aber auf die Herrschaft des Vaters bezieht." (ebd. 1983a, 25)

Ernest Bornemann ist im Rahmen seiner umfänglichen Untersuchungen zu der Überzeugung gelangt, "daß das Patriarchat eine ökonomische und politische Struktur ist, die nur mit politischen und ökonomischen Mitteln beseitigt werden kann." (ebd. 1981, 692) Da aber die Herrschaft der Männer über Frauen älter als der Kapitalismus ist (Jutta Menschik 1974; Frigga Haug 1981), muß sie auch als eigenständige Herrschaftsform (unabhängig von Ökonomie und Politik) untersucht werden.

Max Weber verwendet den Patriarchatsbegriff zur Beschreibung einer Haushaltsorganisation: Dem Hausherrn - dem Patriarchen - sind alle Mitglieder der Hausgemeinschaft unterstellt. Dazu gehören sowohl die Verwandten, als auch Mägde und Knechte und andere, die für den Hausherrn arbei-



ten. Die patriarchale Herrschaft beruhe nicht auf "sachlichen Zwecken", sondern:

"Bei der patriarchalen Herrschaft ist es die persönliche Unterwerfung unter den Herrn, welche die von diesem gesetzten Regeln als legitim garantiert, und nur die Tatsache und die Schranken seiner Herrengewalt entstammen ihrerseits 'Normen', jedoch ungesetzten, durch die Tradition geheiligten Normen." (Weber 1922, 580)

Demnach bestimmt sich die patriarchale Herrschaft aus den selbst verfaßten Regeln des Hausherrn, der keine speziellen Fachkompetenzen haben muß, und sie beruht auf dem Autoritätsglauben der Unterworfenen. Als Quellen dieses Glaubens an die Autorität des Patriarchen gibt Weber für "das haushörige Weib die normale Überlegenheit der physischen und geistigen Spannkraft des Mannes" an (ebd., 581). Für das Kind hingegen rührt sie zunächst aus der "objektiven Hilfsbedürftigkeit" und später aus Gewöhnung und Erziehung. Die anderen im Haus Arbeitenden, die nicht mit dem Hausherrn verwandt sind, sind vom Schutz des Patriarchen abhängig, der ihnen außerhalb dessen Machtbereiches nicht gewährt wird. Da die Kinder als Eigentum des Patriarchen gelten, kann er entscheiden, welche der in seiner Hausgemeinschaft lebenden Kinder als die seinigen gelten sollen. Die patriarchale Herrschaft war eine über Frauen und Kinder (gleichermaßen), wobei Weber bei beiden Gruppen eine natürliche Unterlegenheit annimmt. Das Zustandekommen der weiblichen Subordination wird von Weber nicht erklärt, sondern als biologisch determiniert behauptet.

Mary McIntosh führt an Hand einiger Versuche von Feministinnen vor, wie schwierig es ist, die Herrschaftsbeziehungen zwischen Männern und Frauen mit dem Begriff Patriarchat zu fassen, aufgrund der unterschiedlichen Verwendungen und Bestimmungen in feministischen Forschungen. Anders als von Weber werde der Patriarchatsbegriff zumeist "in einem allgemeineren Sinn verwendet, als Bezeichnung für ein männliches Herrschaftssystem, das sich nicht zwangsläufig über die Familie konstituiert und auch nicht unbedingt die Macht älterer über jüngere Männer impliziert." (Mary McIntosh 1991, 856) Dies führt nicht nur zu Begriffsverwirrungen, sondern häufig unterliegt dem Patriarchatsbegriff eine ge-

wisse Statik, die durch biologistische Vorannahmen zustandekommt. Fragt man nun nach patriarchaler Herrschaft in Liebesverhältnissen, stellt sich das Problem biologistischer Vorannahmen doppelt. Es ist zu vermuten, daß die Biologie der Frauen sowohl dazu herhalten muß, männliche Vorherrschaft überhaupt zu legitimieren als auch die Bindung von Frauen an Familienarbeit. Beides zusammen kann dann als unveränderlich, statisch, begriffen werden. Aber: Liebesverhältnisse sind nur prozeßhaft denkbar, sie verändern sich wie die Gesellschaft sich verändert; sie befinden sich in steter Entwicklung und müssen als solche analysiert werden, sollen Wege gefunden werden, sie zu verändern. Um Herrschaft in Liebesverhältnissen untersuchen zu können, braucht es einen theoretischen Zugang zu Geschlechterverhältnissen im Interpersonellen. Eine solche Möglichkeit bietet der Begriff der "Autorität". Im folgenden sollen Ansätze, die mit diesem Begriff arbeiten, daraufhin geprüft werden, inwiefern er dazu beitragen kann, Herrschaft zwischen den Geschlechtern in interpersonellen Beziehungen zu untersuchen.

#### Autorität:

Für Max Weber ist Autorität eine ausschließlich negative Form von Herrschaft, die auf nichts weiter beruht als auf dem Gehorsam. Allerdings räumt er ein:

"Natürlich bleibt auch in jedem autoritären Pflichtverhältnis faktisch ein gewisses Minimum von eigenem Interesse des Gehorchenden daran, daß er gehorcht, normalerweise eine unentbehrliche Triebfeder des Gehorsams." (ebd. 1922, 543)

Sieht man patriarchale Herrschaft als schwer zu definierende, so deuten die von Max Weber beschriebenen "Autoritätsverhältnisse" auf eine Herrschaftsform, die einerseits ihre historischen Wurzeln im Patriarchat feudaler und anderer nicht-kapitalistischer und nicht sozialistischer Gesellschaftsformen hat, sich zugleich explizit auch auf die Herrschaft von Männern über Frauen bezogen hat und andererseits Bestandteil gegenwärtiger Herrschaftsverhältnisse ist, die sich auch in ganz persönlichen Beziehungen ausdrückt. Es soll im folgenden der Versuch unternommen wer-

den, die Herrschaft von Männern über Frauen mit diesem Aspekt patriarchaler Herrschaft zu fassen.

Dies Unterfangen ist zunächst verwirrend. Sieht Max Weber in Autoritätsverhältnissen den fast bloßen Gehorsam, unabhängig von der Person des Herrschers und dem, was er vertritt, findet sich eine Verteidigung von Autorität bei Friedrich Engels. Seine Front ist nicht die Herrschaft kraft Interessenkonstellation, sondern die (zunächst als Befreiungsperspektive aufscheinende) Autonomie.

"Einige Sozialisten haben in letzter Zeit einen regelrechten Kreuzzug gegen das eröffnet, was sie das Autoritätsprinzip nennen. Sie brauchen nur zu sagen, dieser oder jener Akt sei autoritär, um ihn zu verurteilen." (MEW 18, 305)

Engels definiert Autorität als "Überordnung eines fremden Willens über den unseren", der "auf der anderen Seite Unterordnung" voraussetze (ebd.). Damit ist die Definition von Engels der Weberschen ähnlich. Doch Engels fragt nun weiter, inwiefern gesellschaftliche Verhältnisse ins Leben gerufen werden könnten, die Autorität überflüssig, sinnlos machen und zeigt an Beispielen aus der sich entwickelnden Industrie und damit zusammenhängender Kooperation eine Notwendigkeit von Autorität auf.

"Aber die Notwendigkeit einer Autorität, und zwar einer gebieterischen Autorität, tritt am anschaulichsten bei einem Schiff auf hoher See zutage. Hier hängt, im Augenblick der Gefahr, das Leben aller davon ab, daß alle sofort und absolut dem Willen eines einzelnen gehorchen." (ebd, 307)

Engels spricht nicht an sich für oder gegen Autorität, sondern macht deren Notwendigkeit von den Anwendungsbereichen "in den verschiedenen Phasen der sozialen Entwicklung" abhängig (ebd.). So werden bei Engels Autorität und ihr so definiertes Pendant Autonomie relativ. Deutlich wird hier, daß Autorität nicht einfach abgeschafft werden kann, sondern auf Dauer durch eine andere gesellschaftliche Organisation ersetzt werden müßte.

Max Horkheimer untersucht 1936 die produktiven und verhin- dernden Wirkungen von Autorität als zentraler historischer Kategorie genauer:

"Die notwendige Herrschaft von Menschen über Menschen, welche die Gestalt der bisherigen Geschichte bestimmt, im In-

nen der Beherrschten selbst zu befestigen, ist eine der Funktionen des gesamten kulturellen Apparats der einzelnen Epochen gewesen; als Ergebnis wie als stets erneuerte Bedingung dieses Apparats bildet der Glaube an Autorität eine teils produktive, teils hemmende menschliche Triebkraft in der Geschichte." (ebd. 1936, 179 f.)

Zur Autorität gehört auch die Unterordnung "im eigenen Interesse der Beherrschten" (ebd., 182). Nicht die Autorität als solche steht im Mittelpunkt, sondern der Glaube daran. Horkheimer sieht positive und negative Aspekte von Autorität in der gesellschaftlichen Entwicklung:

"Autorität als bejahte Abhängigkeit kann daher sowohl fortschrittliche, den Interessen der Beteiligten entsprechende, der Entfaltung menschlicher Kräfte günstige Verhältnisse bedeuten als auch einen Inbegriff künstlich aufrechterhaltener, längst unwahr gewordener gesellschaftlicher Verhältnisse und Vorstellungen, die den wirklichen Interessen der Allgemeinheit zuwiderlaufen." (ebd.)

Horkheimer geht kurz durch die von Autorität gekennzeichnete Geschichte, angefangen bei der Sklaverei bis hin zur Aufklärung (Fichte, Kant) und deren Einfluß auf die folgenden Zeiten. Er untersucht die Notwendigkeit von Autorität in ihrer kapitalismusspezifischen Form und ihrer Reproduktion. In dieser Gesellschaftsformation sind für ihn Autorität und Vernunft eng verknüpft.

"Die möglichst vollständige Anpassung des Subjekts in die verdinglichte Autorität der Ökonomie ist zugleich die Gestalt der Vernunft in der bürgerlichen Wirklichkeit." (Max Horkheimer 1936, 193)

Die Bejahung von Autoritätsverhältnissen zwischen den Klassen geschieht aufgrund von subjektiven Wertschätzungen der Menschen bezüglich der Eigentumsverhältnisse, Preise und Güter. Sämtliche Diskurse seien vom Lob für Autorität, Gehorsam und Opferwillen sowie der harten Pflichterfüllung bestimmt (ebd., 199). Die Aufrechterhaltung der so beschriebenen und für den Arbeitsprozeß nötigen Autorität bedürfe Institutionen, die die entsprechenden Charaktere hervorbringe (ebd., 205).

Die wichtigste dieser Institutionen ist nach Horkheimer die Familie, die die Reproduktion der erforderlichen menschlichen Charaktere gewährleiste (ebd., 296). Bewußtes Ziel der bürgerlichen Familie sei es gewesen, für die Unterordnung unter den kategorischen Imperativ zu sorgen, dessen Anlagen

bis zur Reformation und zum Absolutismus zurückreichen. Darin diene die Vernunft dazu, sich Autoritäten unterzuordnen (ebd., 207).

Ähnlich wie Max Weber greift auch Max Horkheimer auf die Biologie des Mannes als Begründung der männlichen Autorität in der Familie zurück. Väterliche Autorität resultiere aus der "Naturtatsache", der "physischen Stärke des Vaters" (Horkheimer 1936, 208). "Weil der Vater de facto mächtiger ist, dann ist er es auch de iure." (ebd.) Familie sei die Schule autoritären Verhaltens, wo die Kinder lernten, daß die "Erfüllung aller Wünsche in Wirklichkeit von Geld und Stellung abhängt." (ebd., 213) Horkheimer sieht die Frauen darin als sich Unterwerfende, die so zur Reproduktion von Autorität beitragen:

"Dadurch, daß die Frau sich dem Gesetz der patriarchalen Familie beugt, wird sie selbst zu einem die Autorität in dieser Gesellschaft reproduzierenden Moment. ... Ebenso wirkt die autoritätsfördernde Funktion der Familie auf sie selbst doppelt zurück: die von ihr mitbedingte ökonomische Struktur der Gesellschaft macht den Vater zum Herrn, und beim Nachwuchs schafft sie unmittelbar die Disposition zur Gründung eines neuen Hausstands." (ebd., 225)

Horkheimer sieht in der Familie die "Keimzelle" bürgerlicher Kultur (ebd., 230). Im Zuge der Studentenbewegung Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre setzte sich unter den StudentInnen die Vorstellung der anti-autoritären Erziehung durch. Die Kinder sollten in Anknüpfung an die Kritische Theorie (vgl. z.B. Theodor W. Adorno 1969) autonom ("mündig") erzogen werden.

Das Ergebnis einer Befragung von Leona Siebens Schön (1986) könnte kurz dahingehend zusammengefaßt werden, daß viele Aussagen der anti-autoritär Erzogenen sich (als Erwachsene) gegen Ungerechtigkeiten, wie z.B. ungleiche Einkommensverteilungen, und Herrschaft überhaupt richten. Ihre Strategien verbleiben oft im Individuellen, indem sie jeweils für sich allein einen Weg suchen. Der Versuch in einer autoritär strukturierten Gesellschaft die Kinder quasi autonom zu erziehen, damit sie letztlich gegen diese Struktur aufbegehren sollten, konnte nicht vollständig gelingen. Die Gesellschaft, die sich in den letzten zwanzig Jahren zwar veränderte, blieb eine autoritär organisierte, worin von

öffentlicher Seite aus gar kein Interesse daran bestehen kann, die Jugendlichen in ihren formulierten Anliegen zu unterstützen und dazu beizutragen, die individuellen Strategien zwecks Reform oder Revolution eben dieser Gesellschaft in kollektive zu bündeln. Mit einer veränderten Kindererziehung allein ist also weniger veränderbar als sich die Elterngeneration der 68er erhofft haben mag.

Im folgenden soll das Konzept von Richard Sennett (1990) zum Problem von Autorität in der Gegenwart vorgestellt werden, obwohl auch er nicht auf Geschlechterverhältnisse eingeht. Das Produktive an Sennetts Konzept liegt in seinen Vorschlägen, an bestimmten Punkten in der Gesellschaft, sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich, Autorität in einer Weise zu verändern, die nicht ins Chaos führt, also niemanden durch Mangel an Autorität bei einem Schiffsunglück ertrinken läßt und zugleich darauf gerichtet ist, Autorität "lesbar" und in einzelnen Aspekten in kollektiven Diskussionen revidierbar zu machen.

Auf der Suche nach einer produktiven Form von Autorität beschreibt Sennett, inwiefern Autoritäten, die als illegitim angesehen werden, es gerade diese Wahrnehmung ist, die zu deren Reproduktion beiträgt und wie legitime Bindungen an Autoritäten zustandekommen. Er referiert dann Hegels "Reise" in die Freiheit des Bewußtseins in produktiver Umarbeitung seiner vier Stadien des gesellschaftlichen Bewußtseins auf dem Wege in die Freiheit, unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Herrschaftsformen, mit ihrem überwiegend paternalistischen Charakter - auf der Suche nach Anknüpfungspunkten für eine demokratische Gesellschaft.

Es wird also im folgenden nicht darum gehen, wie der Herr zum Herrn wird, sondern darum, wie sich der Knecht aus seiner Lage befreien kann. Die materiellen Bedingungen werden nicht thematisiert. Indem so vorgegangen wird, gelingt es Sennett vortrefflich, sich um die Herrschaftsverhältnisse zwischen Männern und Frauen und ihrer Geschichte, wie sie bei Max Horkheimer und Max Weber zumindest vorkommen, "herumzumogeln". "Wahrnehmung von Autorität bedeutet zunächst einmal, die Existenz solcher Unterschiede (zwischen Herr und Knecht, B.K.) anzuerkennen." (Sennett 1990, 154) Nach

Hegels Vorstellung ist die Freiheit des Knechts das Bewußtsein darüber, daß er für den Herrn arbeitet. Sennett beschreibt kurz die vier Etappen, die Hegel auf dem Weg zur Befreiung des Knechtes darstellt, die alle krisenhaft durchlaufen werden müssen: 1. den Stoismus, 2. den Skeptizismus, 3. das unglückliche Bewußtsein und 4. das vernünftige Bewußtsein. Ziehe sich der Stoiker in seine eigene innere Gedankenwelt zurück, wende sich der Skeptiker der Welt zu, er gehorche zwar seinem Herrn, entwickle aber Zweifel an dessen moralischer Überlegenheit. "Das unglückliche Bewußtsein wendet dieses skeptische Wissen nach innen, in jedem Mensch wohnt ein Herr und ein Knecht." (Sennett 1990, 157) In der letzten Phase werde dieses Wissen gesellschaftlich, der bei sich selbst wahrgenommene Zwiespalt werde auch in den anderen Menschen gesehen. Damit werde es möglich, das eigene Handeln mit anderen Menschen zusammen auf ein gemeinsames Ziel auszurichten. Jede Krise auf dem Weg von einer Stufe zur nächsten werde durch Zweifel an dem bisherigen Wissen ausgelöst.

"In den letzten beiden Phasen verliert der Herr seine Macht über den Knecht - nicht weil dieser ihn stürzte oder sich an seine Stelle setzte, sondern weil der unglückliche Knecht ein anderer Mensch wird und dem Herrn nicht mehr als Konkurrent gegenübertritt; das zwingt auch den Herrn sein Verhalten zu ändern." (Sennett 1990, 157 f.)

Nach Sennett seien die ersten beiden Phasen von Hegels Beschreibung Bestandteil unserer Alltagserfahrung. So könne man in der verbreiteten "ungehorsamen Abhängigkeit" Hegels Vorstellung des Skeptizismus sehen. Indem die Menschen die Autoritäten beschimpften und das Gegenteil von dem täten, was von ihnen erwartet würde, meinten sie sich zu befreien, zögen aber den Knoten der Herrschaft nur fester (ebd., 158). Ein zweiter Punkt sei das "phantasierte Verschwinden" von Autoritäten, indem man nicht mehr an sie glaube, aber alles beim alten bliebe, ein dritter die "idealisierte Ersetzung", hier werde die Autorität wie eine Art Negativ-Abzug gesehen, man selber täte genau das Gegenteil von dem, was die Autorität verlangt, so daß man sich immer noch den Rahmen von der Autorität vorgeben lasse, vor der man ja habe entfliehen wollen (ebd., 159).

Voraussetzung, von dieser Stufe auf die nächste zu kommen, sei das Erkennen des eigenen Beitrages an den Autoritätsverhältnissen. Nur wer imstande sei zu reflektieren, wie er oder sie auf Verletzungen reagiere, könne aufhören, Komplize oder Komplizin des eigenen Leidens zu sein (ebd., 186). Man müsse der Autorität die Macht nehmen, "Angst einzuflößen", denn die Wahrnehmung von Unterschieden in der "Stärke" erzeuge Furcht und Respekt. Sennett geht es nicht um die Abschaffung von Respekt, sondern um die von Furcht. Von einer "legitimen persönlichen Autorität" (ebd., 188) erwarte man, daß sie zu urteilen und Sicherheit zu gewähren vermag.

"Die Stärke, die der Autorität ihre Urteilsfähigkeit verschafft, gibt ihr auch die Möglichkeit, Sicherheit zu gewähren. Sie ist stark, sie weiß Bescheid und kann deshalb andere beschützen." (ebd.)

Sennett will nun die Vorstellungen dieser Stärke dahingehend verwandeln, daß sie prüfbar ist, in einer Weise, die es ermöglicht, aus der bloßen Ablehnung oder Annahme herauszukommen. Dazu sei es erforderlich, die Autorität aus der Nähe zu betrachten, so daß sie alles Rätselhafte einbüße. Sennett nennt dies "Entmystifizierung".

"Weil es kein Geheimnis mehr gibt, ist die Autorität nicht mehr durch eine unüberbrückbare Kluft von denen, die ihnen ausgesetzt sind, getrennt." (ebd., 194)

Er baut an dieser Stelle nahezu uneingeschränkt auf die Fähigkeiten bewußter Reflexion und Distanzierung aus den eigenen Verstrickungen. Krisen seien dabei unumgänglich. Aber nur so sei es möglich, die Unterschiede in der Stärke der einzelnen zu belassen und zu nutzen. Und die Autoritäten müßten aus ihrer Statik herausgeholt werden. Persönliche Autoritäten, wie man sie aus der Familie kennt, seien in ihrer Autorität abhängig von der Zeit, die Kinder werden erwachsen, die Eltern verlieren an Einfluß. Anders als für den Ansatz von Jessica Benjamin (1990) gezeigt, in dem der kindlichen Vergesellschaftung eine lebensbestimmende Bedeutung zukommt, wodurch der Autorin ein großer Teil menschlicher Entwicklung in der Analyse aus den Augen gerät, sieht Sennett elterliche Autorität als Episode in der Biographie und kann so allerdings nicht das Zustandekommen von Haltun-



gen, z.B. geschlechts- oder schichtspezifischen, die eine lange Einübung voraussetzen, in seine Studie einfließen lassen. Sennett spricht dafür, weder Paternalismus noch Autonomie als statisch aufzufassen, um die Herrschaftsverhältnisse verändern zu können. Für institutionalisierte Autoritätsstrukturen entwickelt Sennett ein Fünf-Punkte-Programm, um "Befehle" für alle transparent, diskutierbar und damit veränderbar zu machen. Dazu gehören die Benennung der Subjekte, die Beschlüsse gefaßt haben, die Analyse dessen, ob die für eine Gruppe ausgegebenen Kategorien tatsächlich für alle gelten, die Diskussion und Verdeutlichung, daß man angeordnete Aufgaben auf verschiedene Weisen lösen kann, "Rollentausch" bei schwierig zu lösenden Problemen, worin zwei divergierende Interessen einander gegenüberstehen und zu guter letzt müsse die "Obhut" selbst zum Verhandlungsgegenstand gerade der Betroffenen werden (Sennett 1990, 218 ff.).

Sennetts Konzept ist zwar für Erklärungen und Veränderungsmöglichkeiten im persönlichen Bereich geeignet, doch indem er die Autoritätsverhältnisse gesellschaftsformationsunspezifisch behandelt, läuft sein Konzept Gefahr, in eine Sackgasse zu münden. Gerade die Auseinandersetzung um Veränderungen in der Befehlstruktur hin zu mehr Diskussionen aller Beteiligten läßt die Widersprüche zwischen Kapital und Arbeit in einer Weise verschwinden, daß sie erhalten bleiben können, indem z.B. Gewerkschaften auf Dauer ihre Legitimation in den sich entwickelnden kapitalistischen Verhältnissen verlieren (können).<sup>47</sup> Zwar geht Sennett auf die bestehenden Autoritäten in der derzeitig überwiegend paternalistischen Herrschaftsform ein, läßt aber sowohl die Eigentums- als auch die Geschlechterverhältnisse unberücksichtigt.

Produktiv an den Vorstellungen über Autorität für die Analyse von Geschlechterverhältnissen ist, daß sie historisch ähnlich gesellschaftsformationsübergreifend angelegt sind wie die Herrschaft der Männer über die Frauen. Die Beschränkung auf interpersonelle Beziehungen hat Vorteile gegenüber dem sehr weitgefaßten und undifferenzierten Patriarchatsbegriff. Mit einem Autoritätskonzept läßt sich in

empirischen Studien konkreter arbeiten als mit einem Patriarchatsbegriff.

Einige Theoretiker (Max Weber; Max Horkheimer) sehen den Beginn autoritärer Beziehungen im Geschlechterverhältnis begründet. So wie die erste Arbeitsteilung mit dem Geschlechtsakt beginnt (MEW 3, 31), hat auch die Autorität ihren gedanklichen Ursprung im Verhältnis zwischen Mann und Frau, die beide auf bestimmte Verhaltensweisen und Erwartungen festlegt, die ebenso schwer aufzulösen sein werden, wie die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Es ist zu vermuten, daß die Benennung von Frauenunterdrückung als Anfang aller Autoritätsverhältnisse, dazu beiträgt, daß diese aus dem Blick geraten kann (vgl. Frigga Haug 1990b)<sup>48</sup>. Um Autoritätsverhältnisse auf einer allgemeinen Ebene diskutieren zu können, ist es notwendig, die bis heute bestehende Frauenunterdrückung in ihren Veränderungen ebenso sichtbar zu machen, wie den Anteil, den Frauen an deren Reproduktion haben.

Im Laufe der Geschichte haben sich die Formen von Herrschaft und darin die Ausprägungen von Autorität geändert. Zu Beginn aller Autorität im Patriarchat herrschte in den männlichen Vorstellungen der Hausvater aufgrund seiner physischen Stärke. Im Patrimonium wurde ihm diese Herrschaft *de iure* zugestanden. Im Paternalismus herrscht er, indem er schützt und Sicherheit gewährt. Sowohl die physische Überlegenheit ist verschwunden (zumindest in ihrer Bedeutung) als auch die *per Gesetz* (vgl. Barbara Ketelhut 1985b).

"Die Philosophen haben die Welt bisher nur männlich interpretiert. Es kommt aber darauf an, sie auch weiblich zu interpretieren, um sie menschlich verändern zu können." (Irmtraud Morgner 1983, 312)

Es soll zunächst betrachtet werden, inwiefern die männlichen Vorstellungen zureichend sind, Geschlechterverhältnisse zu fassen, und wo sie ihre Grenzen finden. Die letzte Stufe von Hegels Reise, wie Sennett sie begreift und beschreibt, wäre insofern zu erstreben, als sie für beide Geschlechter verallgemeinerbar wäre. Zu Prüfen ist der Nutzen der Vorstellung, daß wir uns (in westlichen Industriegesellschaften) in der Phase des Hegelschen Skeptizismus befinden.

Zweifel an der moralischen Überlegenheit der Männer über die Frauen haben Feministinnen schon vor Jahren formuliert. Sie kritisieren die Zerstörung der Umwelt durch die Männer z.B. im Zuge der Produktivkraftentwicklung und vor allem ihrer Anwendung (Christina Thürmer-Rohr 1987), die Trennung von Geist und Körper mit den geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten (Christel Neusüß 1985), die Ausbeutung der sogenannten dritten Welt vor allem auf Kosten der Frauen (Maria Mies 1988) und übergreifend das gänzliche Fehlen der Reproduktion der Gattung in theoretischen Überlegungen zum Zivilisationsmodell (Frigga Haug 1990c). Auch auf der interpersonellen Ebene zeigen sich Zweifel an der moralischen Überlegenheit der Männer, wenn das Leid der Frauen in den heterosexuellen Beziehungen beschrieben wird oder die weiblichen Dienste, die Männer für sich in Anspruch nehmen (vgl. Robin Norwood 1987; Julia Kristeva 1989).

Erstaunlicherweise befindet sich auch in Sennetts Beispielskanon ein Autoritätskonflikt in einer intimen Beziehung, der nach Klärung der gegenseitigen Erwartungen "harmonisch" gelöst wird. Dies gelingt aber meiner Meinung nach nur, weil die beiden betroffenen Personen das gleiche Geschlecht haben, es sich um eine lesbische Beziehung handelt.

Im folgenden soll das von Sennett Versäumte nachgetragen werden. Der Blick wird dabei gerichtet sein auf die Gestaltung der Autoritätsverhältnisse zwischen den Geschlechtern, auf die Mechanismen, die von den Beteiligten aufgewendet werden, diese zu reproduzieren.

In diesem Kontext werden zwei zeitgenössische Romane von Frauen bearbeitet mit folgenden Fragen nach der Gestaltung von Autoritätsverhältnissen in heterosexuellen Beziehungen:

1. Inwiefern geben Männer Frauen die Entscheidungsrahmen vor?
2. Warum lassen Frauen dies zu, welchen Nutzen ziehen sie daraus?
3. Wie legitimieren Männer ihr Verhalten?

Gewählt wird je ein Stück Literatur, worin ein Autoritätsverhältnis in Auflösung beschrieben wird. Erst so ist es möglich die alltäglichen Selbstverständlichkeiten aufzubre-

chen oder überhaupt nur wahrzunehmen. Des weiteren verweist eine Aufbruchsituation auf die Mängel der bestehenden Strukturen, auf die ungelösten Aufgaben und Probleme und damit auf Voraussetzungen, die nötig werden, um Autoritätsverhältnisse zumindest anders zu gestalten. So soll es weniger um Ideologie und staatliche Orientierung gehen, als vielmehr um Erfahrungen von Frauen, wie sie von der Schriftstellerin aufbereitet werden. Es handelt sich dabei um Literatur, die seitens der bewegten Frauen aufgegriffen und bearbeitet wurde. In Westdeutschland begann die Verbreitung von Frauengruppen zunächst im wesentlichen über Frauenliteraturgruppen, die sich jeweils um eine Autorin oder einen Roman scharten. Die Bewegung generierte so ihre eigenen Bestseller.

#### Sicherheit in Autoritätsverhältnissen:

Zu einer der häufig diskutierten Autorinnen gehört(e) Doris Lessing. Es soll zunächst ein Kapitel aus ihrem Roman "Eine richtige Ehe" (1986)<sup>49</sup> bearbeitet werden, anschließend wird ein Roman von einer Schriftstellerin aus der (ehemaligen) DDR analysiert, der einen vergleichbaren Aspekt in den Liebesverhältnissen behandelt, die Zusammenhänge zwischen Autorität und Streben nach Sicherheit.

Die Analyse, orientiert an der Frage nach der Gestaltung von Autoritätsverhältnissen in interpersonellen Beziehungen der Geschlechter, wird dazu beitragen, Fragen für eine Empirie zu generieren und zu konkretisieren, um die es im vorletzten Kapitel dieser Arbeit gehen wird.

"Eine richtige Ehe": Doris Lessing beschreibt in diesem Roman detailreich und nachvollziehbar die inneren und äußeren Konflikte einer jungen Ehefrau. Die Geschichte spielt zur Zeit des 2. Weltkrieges in einer englischen Kolonie in Rhodesien. Der Vorteil, eine Kolonialgeschichte zu betrachten, besteht in der Hartnäckigkeit, mit der die dort lebenden Menschen oft an den Traditionen und Werten ihrer Herkunft festhalten, sei es als Versuch, Gefühle von Heimat in die Fremde zu tragen, sei es, um sich besser gegen die dortigen Einheimischen abgrenzen zu können. Die Zuspitzung der Wi-

dersprüche und die Distanz erleichtern den Blick auf die Reproduktionsmechanismen, hier bezogen auf die Geschlechterverhältnisse.

Gewählt wird ein Kapitel, worin die Protagonistin, Martha, sowohl als im Bestehenden Verstrickte und Unterworfenen dargestellt wird als auch als eine Frau, die versucht, aus der Ehe auszubrechen.

Warum heiratet die Protagonistin überhaupt und warum gerade Douglas?

Martha hat weder aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet noch wegen des Vermögens ihres Ehemannes, sondern weil es im Kontext der Menschen, mit denen sie lebte, so üblich war, daß sie und ihre Freundinnen einen "von den Jungs" ehelichten. Eine bestimmte Gruppe von jungen Frauen heiratet in eine bestimmte Gruppe von Männern ein, weil es alle tun.

Selbst die Eltern, die Unzufriedenheit ihrer Tochter mit der Ehe bemerkend, fragen sie nach dem Grund für die Heirat, denn sie vermuten, die Tochter sei von irgendeinem Mann vor der Ehe mit Douglas geschwängert worden und hätte durch die Ehe das Kind legitimieren wollen.

"'Es gab keinen Grund', erwiderte sie hilflos.  
'Dann hast du eben eine Familie gegründet.'  
'Das stimmt, aber ich wußte es nicht.' Sie mußte lachen, denn sie konnte daran nicht denken, ohne es einfach grotesk zu finden. 'Ich war damals schwanger und wußte es nicht, obwohl die ganze Welt darüber informiert war ...'" (Doris Lessing 1986, 363).

Leidenschaftliche Liebe, wie sie z.B. Goethe beschreibt, kommt hier ebensowenig vor wie ein Zwang von außen; weder haben die Eltern sie zu der Heirat motiviert, noch gab es andere äußere Zwänge zu diesem Schritt. Dargestellt wird die Macht des Normalen und Selbstverständlichen. Martha begibt sich freiwillig in die Ehe und damit zunächst unter die Autorität ihres Mannes, ohne sich bewußt zu machen, warum und zu welchem Preis. Alternativen, wie eine langfristige Berufslaufbahn und deren Vor- und Nachteile, kommen in ihren Überlegungen nicht vor. Welches Projekt wird mit der Ehe verfolgt?

Erst in der Ehe wird das als allgemein selbstverständlich angenommene und mit Ehe und Familie verfolgte Projekt deut-

lich. Bei Lessing ist es ein Erstreben von weitestgehender "Sicherheit", was Martha erst durch die genaue Beobachtung der anderen Paare in ihrem Kontext auffällt:

"Einmal alle vier, fünf Jahre machten sie Urlaub am Kap, gaben ein- oder zweimal im Monat Cocktailpartys und gingen zwei-, dreimal die Woche tanzen oder ins Kino. Sie führten, mit einem Wort, ein äußerst angenehmes Leben, von dem sie auch nicht einen einzigen Augenblick der Unsicherheit zu gewärtigen hatten. 'Sicherheit' war das Wort, das in goldenen Lettern über ihren Haustüren stand, Sicherheit war ein derart tiefverwurzelter Bestandteil ihres Wesens, daß sie nie in Frage gestellt oder auch nur erörtert wurde: Den großen Höhepunkt ihres Lebens würden sie mit fünfzig oder fünfundfünfzig erreichen, wenn ihre Häuser, Gärten und Möbel ihnen gehören und die Pensionen und Policen zuteilungsfähig wären" (ebd., 337).

Indem die erstrebten Ziele im Leben und in der Ehe nicht expliziert werden, werden sie undiskutierbar und unhinterfragbar. Das so nicht formulierte Streben nach Sicherheit ist ein Platzhalter. Unklar bleibt darin, wofür sie die Sicherheit brauchen. Aus Geldgeschäften kennt man den Terminus für Rücklagen, um damit notfalls den Geldgeber bezahlen zu können. In den hier beschriebenen Ehen steht sie für ein vertragtes Leben, das in Jahre während der Ehe vorbereitet wird, das aber weder im Vorbereitungsprozeß noch im Ziel inhaltlich gefüllt ist. Die Diskussionen um die möglichen Wege werden durch immer wieder kopierte Regeln ersetzt. Alles, was nicht dazu paßt, wird versucht innerhalb der vier Wände des Eigenheimes zu halten. Das Ziel der Ehe wird zu einem Leben ohne Ziel und ohne Aufgaben. Entwicklungen von Persönlichkeiten und Gesellschaften kommen darin nicht vor. Die Illusion ist doppelt: Es wird davon ausgegangen, daß Entwicklungslosigkeit vorausgesetzt werden und daß diese Statik befriedigend sein könne. Damit sehen sich die Menschen weder als aktiv an der Gesellschaft Partizipierende noch als ErbauerInnen ihrer eigenen Geschichte. Geld und dessen Akkumulation erscheinen als die einzig sich bewegendes Element, neben den Geburten von Kindern.

Wenn Sicherheit gleich Geld ist und Geld es ermöglicht, den Status quo zumindest zu erhalten, z.B. die auf Raten gekauften Möbel, dann bedeutet jeder Ausbruch einen Verzicht auf Geld und Sicherheit. Der Ausbruch aus dieser Ehe birgt das Risiko der materiellen Verarmung in sich. Das aber gilt

nur für die Frau, da der männliche Familienernährer der Garant dafür ist, daß die Möbel und Versicherungspolicen sowie der tägliche Lebensunterhalt bezahlt werden können. Die Sicherheit ist zweigeschlechtlich wie die Moral (vgl. Frigga Haug 1990a, 90 ff.), denn die Frau verliert das Geld (als sie den Mann verläßt) und in diesem Fall auch das Kind, während der Mann nur die Frau verliert und alles andere behält. (Verließe der Mann die Frau, müßte er nur einen Teil seines Geldes abgeben.)

Der Mann kauft sich die persönliche Sicherheit, die ihm gewährleisten soll, daß die Frau auch aufgrund mangelnder Alternativen bei ihm bleibt. Der Vorteil für die Frau liegt darin, ohne explizite eigene Perspektiven auskommen zu können. Obwohl auch hier Geld und Eigentum keine ausgesprochene Rolle bei der Eheschließung spielen, ist es die Ökonomie, die finanzielle Sicherheit, die die Eheleute bindet. Die Erhaltung und Verbesserung der finanziellen Situation wird zum Ziel gemeinsamen Lebens, die Kinder zu Klebstoff. Um dem Dasein der Frauen einen Sinn zu vermitteln, werden Kinder geboren, die wiederum Anlaß zur Aufrechterhaltung und Erweiterung des Bestehenden sind. So wird ein Teufelskreis für die Frauen konstituiert.

Für Richard Sennett (1990) gilt die Gewährung von Sicherheit als Grund zur Aufrechterhaltung von autoritären Strukturen im allgemeinen und zur Stützung individueller Autoritäten, zugleich gehört Sicherheit zu den Termini, die von allen affirmativ aufgenommen werden können und immer wieder neu füllbar sind, ohne sie klar beschreiben zu müssen. Im Roman von Doris Lessing sind Sicherheit und Autorität je geschlechtsspezifisch unterschiedlich verteilt. Die Sicherheit der Frau ist die Garantie ihres materiellen Überlebens in Abhängigkeit vom Mann und seinen Vorgaben und Entscheidungen - seiner Autorität kraft Ehevertrag. Während sie alles zu verlieren hat, verliert er schlimmstenfalls die Frau und kann ansonsten so weiterleben wie vorher.

Ein Blick auf eine andere Gesellschaftsform, in der das Geld eine weniger bedeutende Rolle spielt, könnte in der Distanz dazu beitragen, den Zirkel von frauenunterdrückeri-

schen Selbstverständlichkeiten zu verlassen, Perspektiven leichter denkbar werden lassen.

"Karen W.": Im folgenden soll die Bedeutung von Sicherheit in einem Frauenroman aus der (ehemaligen) DDR herausgearbeitet werden. Hier ist zu vermuten, daß Geld und dessen Akkumulation, wenn überhaupt, eine geringere Rolle spielen als im Roman von Doris Lessing.

Gerti Tetzner (1989) beschreibt in ihrem Roman das Leben der "Karen W." in der DDR der 70er Jahre.<sup>50</sup> Für die Juristin und Mutter eines Kindes bedeutet hier Sicherheit vor allem persönliche Sicherheit. Anders als Martha hat Karen die Möglichkeit, aus den sie fesselnden Partnerschaften auszubrechen, ohne ihre finanzielle Lebensgrundlage zu riskieren. Karen hat die Möglichkeit, sich auf vielen Feldern auszuprobieren, sowohl ihre Berufstätigkeit in der Kanzlei (mit Aufstiegsmöglichkeit) als auch ihren Lebensgefährten aufzugeben, ohne um ihren Lebensunterhalt bangen zu müssen. Eine andere Lohnarbeit an einem anderen Ort findet sie ebenso schnell wie eine Schule für ihr Kind.

"Wär ich letzten Sommer abgereist, wenn ich damals mit Linda wirklich fertig geworden wäre? Warum habe ich dies alles damals nicht gesehen? Weil ich meinen Halt vor allem von außen bezogen hatte. Diese Sicherheit fiel weg - als Ersatz war nur die Sicherheit mit Bettina und Peters da. Und warum? Weil ich den Beruf nicht aus echtem innerem Bedürfnis, sondern aus Polemik gegen Vater und Irene und Labinek gewählt hatte (und nicht nur den Beruf).  
Würde ich heute wieder abreisen?

Ein Leben nach Lindas Muster will ich nicht.

Welches will ich?

Wo ist mein eigenes Muster?" (Gerti Tetzner 1989, 207)

Erstaunlicherweise dient für Karen die Sicherheit, die sie bei Mann (Peters) und Kind (Bettina) findet, als "Ersatz" für die berufliche. Ort einer Sicherheit ist hier zwar auch die Familie, aber in einer nachgeordneten Weise - nicht als Ziel des Lebens wie bei Lessing. Schwerpunkt der Auseinandersetzung ist der Beruf, wo sie sich als Selbsttätige sieht, die sich die eigenen Sicherheiten selber aufbauen muß, statt sie gewährt zu bekommen. Sicherheit hätte sie in dieser Konstruktion aus einem Beruf erhalten, den sie nach "innerem Bedürfnis" hätte wählen sollen und nicht dem



Wunsch des Vaters nachgebend. Sicherheit wird in dieser Vorstellung zu einem Prozeß oder Zustand, der nur von dem einzelnen Individuum für sich selbst entwickelt werden kann. Geld und Versicherungspolice, das Materielle überhaupt kommt zwar vor, spielt aber keine Rolle bei ihren Entscheidungen, wichtig sind vielmehr gesellschaftliche und individuelle Aufgaben sowie Personen. In dieser Konstruktion von Sicherheit steckt die Perspektive, individuelle Projekte und gesamtgesellschaftliche in einer Weise zusammenzubringen, daß sie an den Bedürfnissen der einzelnen ansetzen - nur das würde den vollen Einsatz der einzelnen gewähren.

Das Subjekt erhält hierin eine erstaunlich exorbitante Bedeutung, deren Einlösung für die sozialistische Gesellschaft, wie sie von Gerti Tetzner beschrieben wird, nicht mehr realisiert werden konnte. Ungelöst bleibt auch die Frage nach der unmittelbaren Orientierung der einzelnen im vorgegebenen Rahmen. Wenn weder die Eltern und Bekannten, noch die MitarbeiterInnen als Orientierung dienen, wird das Subjekt in einer Weise auf sich selbst zurückgeworfen, die eine Freiheit konstruiert, die Gefahr läuft, letztlich zur Willkür zu werden. Die im Roman angebotene Lösung der körperlichen Landarbeit entspricht den damaligen staatlichen Orientierungen, ist aber selbst als solche nur temporär gedacht. Deutlich wird eine andere Form von Entfremdung in der Arbeit als die der ArbeiterInnen von ihren Produkten im Kapitalismus. Sie steht zunächst unformuliert im Raum und wird erst im Verlauf der Romanhandlung am Beispiel anderer, auf dem Land lebender und arbeitender, Personen näher beschrieben.

Karen weiß, was sie nicht will - nach Mustern anderer leben. Die Suche nach Sicherheit wird übersetzt in die Suche nach dem "eigenen Muster". Ihre Wege dorthin bestehen aus dem völligen Ausbrechen aus dem erlernten Beruf und der Distanz zu fast allen bisherigen Sicherheiten, indem sie den Ort wechselt und wieder dorthin zurückkehrt, wo sie begonnen hat, in ihr Heimatdorf mit anderen Menschen und einer anderen Art von Berufstätigkeit (z.B. Feldarbeit). Wirkliche organisatorische oder materielle Probleme treten dabei

nicht auf. Karen findet Arbeit, Unterkunft, eine Schule für die Tochter. Die möglichen Orte sind zunächst familiäre, das Heimatdorf und die Beziehung zu dem Mann Peters, die Tochter nimmt sie immer mit. Doch zu Hause sein kann sie weder in der Arbeit (der Kanzlei in der Stadt, der Feldarbeit auf dem Land), auch wenn sie sich überall engagiert, noch in der Beziehung zum Mann oder zu den Menschen im Dorf.

Sicherheit wird zu dem widersprüchlichen Wunsch nach Dauerhaftigkeit und steter Veränderung. Zum Problem werden die als relativ starr erlebten Regeln und Pläne einer durchdachten Planwirtschaft, die die Rahmen der Handlung der einzelnen abstecken, ebenso wie die familiären Orientierungen bezogen auf die Berufswahl.

Hier zeigt sich, daß die (partielle) Auflösung dieses widersprüchlichen Wunsches nach Dauerhaftigkeit und Veränderung in einer neu zu gestaltenden Anordnung liegen könnte, worin die einzelnen an der Gestaltung der Rahmen beteiligt werden. Dies müßte in einer Weise geschehen, daß sich auch Regeln (bei Bedarf) in steter Veränderung befinden können und die Sicherheit dann aus den mitbestimmten Veränderungsprozessen resultieren kann und aus der Gewißheit, aus Erfahrungen, vor allem aus Fehlern lernen zu können.

Im Nachhinein sieht Karen ihre am Verhalten von Personen orientierten Handlungen in den Strukturen begründet, in denen die einzelnen agieren (müssen). "Habe ich nicht einfach Leuten angelastet, was zu einem beträchtlichen Teil ihren Lebensbedingungen anzulasten ist?" (Gerti Tetzner 1989, 207) Karen bezweifelt die Möglichkeiten anderer, "irgendwelchen Zweifeln und Fragen" (ebd.) nachgehen zu können, aufgrund ihrer Eingebundenheiten in den Berufsalltag. Sie stellt damit die Frage nach den Möglichkeiten eines "bewußten Verhaltens zu"<sup>51</sup> in der sozialistischen Gesellschaft. Das betrifft auch ihren Lebenspartner, Peters, der sich im Laufe seines Berufslebens als Geschichtsdozent durch Anpassung an Vorgaben von oben eingerichtet hat.

In der sozialistischen Gesellschaft der DDR haben die Subjekte oft vor dem Phänomen gestanden, daß sowohl Anpassung an Regeln und Vorgaben des bürokratischen Apparates als

auch Widerstand dagegen, das Gefühl vermitteln konnten, im Sinn der großen, gemeinsamen dritten Sache zu handeln. Die jeweilige Entscheidung lag bei den einzelnen. Der Widerstand gegen diese bürokratische Form von Autorität ist zu meist an der spezifischen Situation von Personen orientiert (in dem Roman von Tetzner), ihr Leiden dient als Gradmesser für die Unzulänglichkeit der Regeln. In dieser Haltung steckt eine Perspektive.

Im Vergleich: Sich im Widerstand gegen die gewaltsamen Versuche des Ehemannes ein Ausbrechen der Frau aus der Ehe zu verhindern, trennen zu müssen, bedeutet, sich für immer zu trennen (im Roman von Doris Lessing). Der erkämpfte Weg führt nicht zurück, da sich das Aufbegehren gegen die Positionen aller richtete. Eine für alle im Kompromiß akzeptable Lösung ist so nahezu unmöglich. Die Männer arbeiten zwar nicht explizit zusammen, jedenfalls beläst Doris Lessing ihre LeserInnen diesbezüglich in der Unsicherheit, aber im Effekt richtet sich das Verhalten von Arzt, Ehemann und Eltern im Konglomerat gegen die aus ihrer Ehe ausbrechende Frau. Martha kann sich nur befreien, indem sie alles verläßt und eine gänzlich neue Orientierung findet, wie die politische Gruppe. Einen anderen Mann würde sie in ihrem gewohnten gesellschaftlichen Kontext kaum finden.

Die Beziehung von Karen W. erscheint hier entwicklungsfähiger. Hin- und hergerissen zwischen verschiedenen Erwerbsperspektiven, der Zu- und Abneigung zu Peters und einem anderen Mann aus dem Dorf, kann sie sich hin und her bewegen, ein Zusammenleben noch einmal probieren, solange der Partner bereit dazu ist. Die Beziehung zu einem Mann ist Teil des Lebens und nicht schon das ganze. Eine wirklich affirmative lebbare Perspektive für Karen W. bietet der Roman nicht. Ein Happy-End kommt nicht vor, am Ende bleibt die stete Suche nach Wegen.

Bei Doris Lessing sind Apathie und Utopielosigkeit die Garanten für die Aufrechterhaltung der ehelichen und familiären Beziehungen. Die Autorität der Männer findet ihre Begründung in ihrem Status und ihrer Realität als Familienernährer (vgl. Barbara Ehrenreich 1984).

Bei Gerti Tetzner spielt Geld keine Rolle. Familiäre Beziehungen dienen als Anker (Ersatzsicherheit), als Zusatzversicherung des Standortes im Leben, nicht als Leben an und für sich. Das hat für die Entwicklung der Frauen den Vorteil, je einen Teil ihrer Sicherheit immer wieder aufgeben zu können, ohne ihr gesellschaftliches oder materielles Dasein zu riskieren. Aber auch hier gibt im Privaten der Mann den Rahmen vor. Karen W. und ihre Haltung bleiben die einzigen Veränderlichen in der Formel, die den Alltag bestimmt. Zwar versucht auch Peters, etwas im Zusammenleben zu verändern, indem er mehr als vor der ersten Flucht von Karen W. auf ihre Bedürfnisse eingeht, sie z.B. in ihr Heimatdorf begleitet, um von dieser Art zu leben einen Eindruck zu bekommen. Doch weder verändert Peters etwas an seiner beruflichen Haltung und damit an seinem qualitativen Anteil am gesellschaftlichen Projekt, noch sieht er das Zusammenleben mit Karen W. selbst als ein ständig zu errichtendes Projekt, an dem beide gleichermaßen bauen müssen. Sein einziger Anteil an dem Versuch, der so letztlich scheitern muß, sind partielle Zugeständnisse.

Der weibliche Gewinn der Unterwerfung unter männliche Autorität heißt in beiden Fällen Sicherheit. Für die Frauen in dem Roman von Doris Lessing bedeutet Sicherheit die direkte Gewährung materieller Existenz und damit die Garantie elementarer Bedürfnisbefriedigung sowie die gesellschaftliche Verortung auf einer Ebene, die der Herkunft, in diesem Fall von Martha, entspricht bzw. die entsprechende Fortentwicklung darstellt. Sicherheit ist hier eine Benennung für die Entnennung von Geld als Lebenssinn. Für Karen in dem Roman von Gerti Tetzner ist Sicherheit in der Liebesbeziehung als letzter Ruhepol beim Verlassen anderer Sicherheiten (Anstellung, Beruf und Karrieremöglichkeiten) konstruiert, mit der Folge, daß auch die Beziehung zum Mann in die Krise gerät.

In beiden beschriebenen Fällen, ob nun im Kapitalismus oder im Sozialismus, wird die Liebesbeziehung zu einem Mann in den Konstruktionen der Frauen zum letzten Haltegriff, der sich im Alltag als morsch erweist. Denn: Verlassen die Frauen den von den Männern vorgesteckten Rahmen der Bezie-

hung, reagieren letztere mit körperlicher Gewalt (bei Doris Lessing) oder (zur Schau gestellter) Gleichgültigkeit (bei Gerti Tetzner). Damit ist die Sicherheit, die Frauen bei Liebespartnern suchen, immer nur genau die Sicherheit, die die Männer für sie definieren. Trotz der Krisen und Fluchtversuche der Frauen bleibt der Rahmen der Beziehung unangestastet, die Männer bestimmen die Bedingungen, selbst bei Zugeständnissen ihrerseits. Eine strukturelle Veränderung der jeweiligen Beziehung wäre nur durch die Teilhabe beider PartnerInnen daran möglich.

So gesehen haben Männer nicht mehr die Hausgewalt *de iure* (wie sie Max Weber beschrieb), sondern in den beiden hier verhandelten Gesellschaftsformen die häusliche Autorität kraft der von ihnen selbst erstellten Regeln. Der jeweils unterschiedliche staatliche Rahmen bestimmt die materiellen Möglichkeiten von Frauen, beim Ausbruch aus einer Beziehung zurechtzukommen. Auf einer ideologischen Ebene sprechen die Vorstellungen, daß eine Gleichheit der Geschlechter bereits erreicht sei, in der Regel gegen die Frauen und erschweren zusätzlich ihr psychisches Überleben.

Gegenüber den Patriarchatskonzepten hat die Orientierung auf Autorität in der Analyse von Geschlechterverhältnissen in interpersonellen Beziehungen den Vorteil, die historischen und individuellen Ausformungen männlicher Vorherrschaft als veränderliche zu spezifizieren. Die Rahmen, in denen sich Frauen bewegen, die sie mitreproduzieren und partiell in Frage stellen, sind veränderlich wie die Geschichte selbst, aber das Geschlecht ihrer Er- und Umbauer ist nach wie vor männlich. In diesem Kontext ist der Mann der Igel, der immer schon da ist und sich ausruht, während die Frau sich in jahrelangen Diskussionen und in den alltäglichen Erschwernissen, die die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit sich bringt, die "Hacken wund läuft".

Eine Möglichkeit für Frauen, der männlichen Sicherheit zu entfliehen, ist die Unsicherheit, die aus dem Druck der Sprengung der Rahmen resultiert. Doch die Energie dazu kann nur außerhalb der individuellen Liebesbeziehungen gewonnen werden. Schließlich kann es nicht darum gehen, einzelnen Männern autoritäres Verhalten nachzuweisen, sondern die

Strukturen zu verändern, die sowohl die männlichen Autoritäten als auch deren weibliche Akzeptanz erfordern. Verändert werden muß alles gleichzeitig - die Haltungen und die Bedingungen. Im folgenden werden einige Aspekte zusammengefaßt, die die bisherigen Analysen der Liebesverhältnisse zutage gebracht haben.

Mit ihren Hoffnungen, Erwartungen und Wünschen reproduzieren die Frauen im Widerstand den Rahmen, den die Männer vorgeben, indem sie ihre Wünsche als gleichwertige zu denen der Männer ansehen und auf dieser Ebene lösen wollen. Widersprüchliche Anordnungen, wie die, gleichzeitig eine Sicherheit anzustreben, die in ihrer Dauerhaftigkeit stete Veränderung beinhalten soll und der Versuch dies im Individuellen zu lösen, können z.B. zur Flucht aus der Beziehung führen, ohne von der gelebten lernen zu müssen. (Zu einem ähnlichen Ergebnis kamen auch Andresen u.a. 1986 in einer empirischen Studie zur Bedeutung von Männern in weiblichen Lebensperspektiven.) Sich im Widerstand von einem Mann zu trennen, bedeutet für die beschriebenen Frauen, sich von fast allen sozialen Bezügen zu trennen. Demnach ist es nicht verwunderlich, daß Sicherheit eine so große Bedeutung in Beziehungen zu Männern erhält, als Motiv für Frauen, männliche Autorität zu akzeptieren.

Als Thesen lassen sich festhalten: Männliche Autorität und das Streben von Frauen nach Sicherheit (zum Preis von Unterwerfung) resultierten einst de jure aus Eheverträgen und existieren bis heute de facto fort, zum Teil auch ohne Ehevertrag. Männer, so ist zu vermuten, beziehen ihre Sicherheit aus den Formen des Zusammenlebens und der ihnen selbstverständlichen Autorität, die Gestaltungen der Geschlechterbeziehungen zu orientieren, ohne ihre Vorstellungen explizieren zu müssen.

Es stellt sich die Frage, inwiefern Sicherheit die einzige Verbindung zwischen Liebe und sonstigen gesellschaftlichen Verhältnissen für Frauen ist. Anders als Männer befinden sich Frauen in der widersprüchlichen Situation, freie Partnerwahl und Liebe mit einer Form von Sicherheit (gesellschaftsformationsspezifisch unterschiedlich) vereinen zu müssen, die ihnen zugleich die Gestaltungsmöglichkeiten der

Liebesbeziehung - also die damit verbundene Sicherheit - beschränkt. Sie sollen Entscheidungsmöglichkeiten an einen Mann delegieren, die sie zwar nie besaßen, die aber existentiell für ihr materielles und psychisches Überleben sind.

Diese widersprüchliche Anordnung evoziert für Frauen das Dilemma, die Geschlechterverhältnisse in der Liebe in jedem Fall zu reproduzieren, ob sie nun fliehen oder bleiben.

Die Nicht-Thematisierung von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, von ökonomischen Abhängigkeiten oder unzulänglichen Versorgungsmöglichkeiten im finanziellen Bereich versperren den Blick auf strukturelle Zusammenhänge von Frauenunterdrückung, Liebe und Gesellschaft insgesamt. So stellt sich zum einen die Frage, wie sich Frauen in diesem Spannungsfeld von Sicherheit und männlicher Autorität bewegen und zum anderen, welche weiteren Aspekte, neben der je formationsspezifischen Sicherheit, zur Aufrechterhaltung von Autoritätsverhältnissen zwischen den Geschlechtern beitragen. Das sind empirische Fragen.

Zwar geht es in den vorgestellten literarischen Arbeiten sowohl um die Problematisierung der Wege und Ausweglosigkeiten von Frauen in heterosexuellen Beziehungen, um gesellschaftliche Widersprüche in allen Bereichen als auch um die Verarbeitung weiblicher Erfahrungen, doch bleiben Romane und Erzählungen eine Zusammensetzung einer Vielzahl von Problemen, soweit sie von den Schriftstellerinnen gesehen und bearbeitet werden, stellen also einen Ausschnitt dar. Des weiteren bearbeiten die Schriftstellerinnen "ihre" Anliegen, die jederzeit gegen den Strich gelesen werden können. An dieser Stelle verbleibt ein Mangel. Es können keine Fragen, die an dem bisher Erarbeiteten anknüpfen, aber über die Romane hinausgehen, untersucht werden. Dies kann am ehesten durch entsprechende Fragen geleitete Empirie erreicht werden.

## LIEBE UND ERFAHRUNGEN

"Aber das Unglück der Frauen ist ganz besonders unvermeidlich und unnützlich! Sie leiden schuldlos, weil sie ja nichts sind! Unschuldig und daher nicht Subjekt ihres Leidens, wie Kafka sagt. So ungefähr jedenfalls."  
(Elfriede Jelinek)

### EMPIRISCHE STUDIEN

Liebe empirisch zu untersuchen, läuft immer Gefahr, nicht nur im Ideologischen zu verbleiben, sondern auch solche Antworten nahezulegen, die auf weitere Ideologie verweisen, statt partiell deren (Reproduktions-) Mechanismen bearbeitbar zu machen. Um dies zu verdeutlichen und um Hinweise für die Bearbeitbarkeit zu finden, sollen im folgenden exemplarisch drei empirische Vorgehensweisen in diesem Feld mit ihren Ergebnissen dargestellt werden.

Erich Kirchler geht von der Frage aus, "ob die klassischen Austauschtheorien Interaktionsprozesse in Liebesbeziehungen adäquat beschreiben" (ebd. 1989, 80). "Insgesamt 38 Studentinnen und 33 Studenten verschiedener Fakultäten der Universität Bologna erhielten Anweisung, sich nacheinander drei Beziehungstypen vorzustellen: Eine Liebesbeziehung, wie sie zwischen glücklichen Ehepartnern besteht; eine Freundschaftsbeziehung, wie sie zwischen gleichgeschlechtlichen Freunden besteht und eine formale Beziehung, wie sie zwischen Arbeitskollegen häufig anzutreffen ist. Anschließend wurde gefragt, was sie vom Partner in der jeweiligen Beziehung erwarten (Forderungen) und was sie zu geben bereit sind (Verbindlichkeiten)." (ebd., 95) Alle Fragen seien offen gestellt worden (ohne Vorgabe von Antwortkategorien) und sollten spontan beantwortet werden.

"Eine dreifaktorielle Varianzanalyse ... mit dem Geschlecht der Versuchsperson, dem Beziehungstypus und den Erwartungen bzw. Angeboten an den Partner als Faktoren und der Summe der angeführten Ressourcen als unabhängige Variable ergab, daß mit zunehmender Intensität der Beziehungen mehr Res-



sources angeführt wurden ... Des weiteren führten Frauen insgesamt mehr Ressourcen an als Männer" (ebd., 96) Frauen würden vom Ehepartner ebensoviel erwarten, wie sie anzubieten bereit wären. Männer hätten angegeben, der Ehepartnerin mehr zu geben als zu nehmen.

Die von Kirchler angegebene Erklärung für diese zahlenmäßigen Zusammenhänge lautet:

"Daß Frauen vom Ehepartner gleichviel erwarten, wie sie ihm zu geben bereit sind, kann daran liegen, daß die gegenwärtigen unterschiedlichen gesellschaftlich-ökonomischen Möglichkeiten für Männer und Frauen, es dem Mann gestatten, von der Partnerin vor allem Gefühlswerte zu verlangen, während die Versorgung von materiellen Werten durch sie relativ unbedeutend ist. Er kann ihr aber materielle und immaterielle Werte bieten. Frauen müssen nach wie vor vermehrt auch pragmatische Überlegungen anstellen und materielle Sicherheit in der Beziehung suchen" (ebd., 97).

Kirchler kommt in seiner Interpretation der Ergebnisse auf die unterschiedlichen Voraussetzungen, mit denen Frauen in eine Ehe gehen, auf ökonomische Benachteiligungen. Allerdings bleibt in dieser Erklärung unberücksichtigt, auf welche Weise die Antworten zustandegekommen sind; so sollten die Befragten doch spontan angeben, wieviel sie jeweils zu geben oder zu nehmen bereit wären. Eine signalisierte Bereitschaft aber sagt z.B. noch nichts über die in einer solchen Situation tatsächlich gestellten Forderungen aus. Doch soll an dieser Stelle das Ergebnis dieser relativ kleinen Stichprobe, 71 Befragte aus einer bestimmten Gruppe (StudentInnen), festgehalten werden: In ihrer spontanen Bereitschaft unterscheiden sich die Männer und Frauen quantitativ. Hier ist die kritische Frage zu stellen, ob nicht gerade auch diese unterschiedlichen Selbsteinschätzungen der Geschlechter über "Forderungen" und "Verbindlichkeiten" in einer (ehelichen) Partnerschaft bereits ein Hort für Konflikte sein können, eben weil sie vielleicht von der Einschätzung des jeweils anderen differieren? Der Nachteil solcher statistischen Verfahren (wie einer Varianzanalyse) liegt darin, auf einer phänomenologischen Ebene zu verbleiben und als allgemein selbstverständlich geltende Zusammenhänge in ihrem quantitativen Ausmaß zu erheben und diese zugleich sowohl bei den Befragten als auch in der Untersuchung insgesamt zu reproduzieren. Die Ebene des Ideologi-

schen kann so nicht überschritten werden. Begründungen und Motive für Aussagen werden dabei nicht zum Forschungsgegenstand. Die Qualität dessen, was die Männer und die Frauen zu geben und nehmen bereit sind, die explizit genannten Forderungen und Verbindlichkeiten werden von Erich Kirchner (1989) nicht einmal benannt.

Mit den geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Erwartungen an eine Partnerschaft beschäftigt sich auch eine quantitative Studie aus der ehemaligen DDR, deren Ergebnisse Jutta Gysi dokumentiert. Sie beklagt, daß Geschlechterdifferenzen durch gleiche "Begriffe" und "Merkmale" übertüncht worden seien (ebd. 1990, 92). Sie beschreibt u.a., wie "Selbst- und Fremdbilder" der Geschlechter auseinanderklaffen. So hätten die Frauen ein Bild von sich selbst und dem Mann, welches "einem allgemeinen Menschenbild nahekommt und so humanistische Eigenschaften wie Zärtlichkeit, Kinderliebe, Zuverlässigkeit, Mut, Selbstbewußtsein, Anpassungsfähigkeit für beide Geschlechter beinhaltet" (ebd., 114). Der Mann soll zärtlich, ein "guter Vater und versierter Hausmann" sein, gleichzeitig aber auch ein "richtiger Mann". Die Männer hingegen schrieben sich solche Eigenschaften wie "Mut, und Durchsetzungsvermögen, Selbstsicherheit und Entscheidungsfreudigkeit" zu, den Frauen hingegen "Häuslichkeit, Ordentlichkeit und Anpassungsbereitschaft" (ebd., 115). Auch wenn man in den zusammenfassenden Darstellungen von Jutta Gysi nicht erfährt, an Hand welcher Fragen diese Männer- und Frauenbilder erhoben worden sind, kann man sie doch als Indiz nehmen für qualitativ unterschiedliche Vorstellungen der Geschlechter voneinander. Zu vermuten ist hierbei, daß diese Vorstellungen entsprechende Erwartungen an die jeweiligen PartnerInnen nach sich ziehen. Bemerkenswert ist ferner, daß diese geschlechtsspezifischen Vorstellungen in einer Gesellschaft existierten, in der von der realisierten Gleichheit der Geschlechter ausgegangen wurde und in der dies de facto bezogen auf ökonomische Unabhängigkeit galt.

Sünne Andresen u.a. (1986) fragen an Hand der qualitativen Forschungsmethode der kollektiven Erinnerungsarbeit, wie sie Frigga Haug u.a. seit über zehn Jahren entwickeln und

praktizieren (vgl. Frigga Haug 1990a) nach der "Bedeutung von Männern für die Lebensperspektive von Frauen". In fünf Erinnerungsgeschichten beschreiben Frauen, welchen Weg ihre Lebensperspektiven durch die Beziehung zu einem Mann nahmen. Anders als von den Autorinnen erwartet und durch die zahlreiche Beziehungsliteratur, die von ihnen zusammenfassend dokumentiert wird, nahegelegt, erhalten die "konkreten Männer" in den Geschichten kaum Bedeutung. Vielmehr tauchen sie "als ein Mittel zur gesellschaftlichen Integration" der Frauen auf (Sünne Andresen u.a. 1986, 38). Die Frauen orientieren ihre Lebensperspektiven an denen der jeweiligen Männer, wobei die Männer "bedeutungsvoll bedeutungslos konstruiert" werden (ebd., 38). Fähigkeiten und Kompetenzen, die sich die Frauen aneignen, wirken beliebig. Lösungen im Umgang mit Widersprüchen sind immer einseitige Auflösungen in Form von Trennungen.

"Lehnt die Frau die Lebensperspektive des Mannes ab, löst sie dies, indem sie sich von ihm trennt. Stimmt sie dem, was er vorhat zu und will egalitär daran partizipieren (z.B. in politischen Projekten), trennt sie sich auch von ihm, da sie auf demselben Feld mit ihm, auf die sie in die Unordnung bringenden Geschlechterverhältnisse trifft. Diese Herrschaftsanordnung ist offenbar nur erträglich, wenn sie weniger unmittelbar ist, d.h. nicht zugleich politisch und sexuell oder Politik und Liebe verbindend." (ebd., 38)

Die eigene Biographie der Frauen kommt in den von ihnen geschriebenen Geschichten, obwohl diese längsschnittartig gestaltet sind, nicht vor. Problemlos werden die durch die männliche Lebensweise bestimmten Tagesabläufe angenommen. Die Autorinnen der Studie sehen darin einen Beleg "für die fehlende Bedeutung des eigenen Lebens in den Selbstkonstruktionen" der befragten Frauen (ebd., 39). Es ist auch zu vermuten, daß die Frage nach dem Mann den befragten Frauen nahelegte, einen Sinn "an sich" in den Beziehungen zu sehen.

"In diesem Fall ist die Unterwerfung der Frauen - so wollen wir zugespitzt behaupten - weniger einer konkreten Person geschuldet, unter die die Frauen sich unterordnen, als vielmehr einer ideologischen Konstruktion der männlich-weiblichen-(Liebes)-Gemeinschaft" (ebd., 40).

Diese Liebesgemeinschaft sei dadurch gekennzeichnet, daß der Mann in den Erinnerungen der Frauen zu einem Mittel zum

Zweck werde, zur Realisierung dessen, was die Verbindung der beiden ausmache, seine und damit auch ihre Lebensperspektive. Damit aber stehen Liebe, heterosexuelle Beziehung und Lebensperspektive in den Vorstellungen der Frauen in einem ganz direkten Zusammenhang. Sie erwarten sich, so ist zu vermuten, von der Liebe zu einem Mann Orientierungen bei der Suche nach einem Ort in einer ansonsten für sie ortlosen Gesellschaft.

Betrachtet man die drei referierten Studien im Zusammenhang, so ergibt sich ein neues und partiell hoffnungsvolles Bild angesichts der gegenwärtigen weiblichen Konstruktionen von Liebe. Frauen haben quantitativ höhere Erwartungen an eine Liebes- oder Paarbeziehung (vgl. Kirchler 1989). In der (ehemaligen) DDR sind ihre Erwartungen an den Partner stärker an allgemeinen Vorstellungen von weiblicher (und männlicher) Emanzipation orientiert als die traditionellen Vorstellungen der Männer, insbesondere bezüglich geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen. Die Frauen sind widersprüchlicher in den alten und neuen Vorstellungen, die sie sich von Männern machen, verstrickt, wenn sie selbstverständlich von ihnen erwarten, an den erzieherischen und häuslichen Aufgaben zu partizipieren und "zugleich aber immer noch" von dem "richtigen Mann" träumen (Jutta Gysi 1990, 115). Die Erwartungen der Frauen in Westdeutschland weisen in eine ähnliche Richtung, wenn Frauen ihre gesellschaftliche Existenz überhaupt an die Lebensperspektiven von Männern binden (vgl. Sünne Andresen u.a. 1986). Für eine verallgemeinerbare Perspektive zeigt sich Hoffnung und Verzweiflung zugleich: Hoffnung hinsichtlich der Möglichkeit, die Dynamik der Liebe an die gesellschaftlichen Perspektiven binden und so einer allseits propagierten Individualisierung ohne Inhalt entgehen zu können und Verzweiflung in Bezug auf die Abhängigkeit weiblicher Existenzen von den männlichen in einer Weise, die das Zusammenkommen von zwei Lebensperspektiven behindert.

Ein allgemeines Problem in Herrschaftsverhältnissen liegt darin, daß die Unterworfenen ihre Unterwerfung nicht einfach abstreifen können, sondern Pläne für Veränderungen müssen an den Biographien, Hoffnungen und Sehnsüchten an-

setzen. Der individuelle Versuch in den alten gesellschaftlichen Verhältnissen eine als unproduktiv erfahrene Lebensweise einfach durch eine neue auszutauschen, ohne Elemente aus dem alten reflektierend aufzugreifen, kann zu Existenzangst und einem Gefühl der Ausgeliefertheit in den gesellschaftlichen Verhältnissen führen (vgl. Frigga Haug und Kornelia Hauser 1991, 192 ff.).

In empirischer Forschung muß es also sowohl darum gehen, diese Hoffnungen und die als positiv erfahrenen Elemente als auch die Verhinderungen in den alten Lebensformen aufzuspüren. Dabei ist zu vermuten, daß Widersprüche auch in den Hoffnungen stecken, wenn sie Wege für Befreiung weisen (z.B. wenn Frauen versuchen geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen zu verändern) und zugleich zu Fesseln werden können, wenn sie "bewußtes Verhalten zu" (Klaus Holzkamp 1983) den Bedingungen verhindern (z.B. wenn Frauen von dem "richtigen" Mann träumen).

Dazu ist es erforderlich, so meine These, Liebe im Kontext gesellschaftlicher Bedingungen und Verhältnisse, zu sehen. In den zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Vorstellungen ist dies nicht selbstverständlich. Das Thema Liebe wird angesichts der vielen Probleme und des expandierenden Frauenleids überwiegend einführend (in der zahlreichen Ratgeberliteratur) oder therapeutisch behandelt (Robin Norwood 1987; Julia Kristeva 1989). Aber gerade für Frauen ist die Abstraktion von ihren gesellschaftlichen Bedingungen in Kontext von Liebe fatal. Erfahrungen von Frauen werden im folgenden unter Berücksichtigung der Zusammenhänge zwischen Liebe und anderen gesellschaftlichen Bereichen bearbeitet, um erste Korrekturen und Hinweise für eine Entselbstverständlichung des Common sense und dessen Reproduktion durch Frauen zu liefern.

#### **DIE METHODE DER ERINNERUNGSARBEIT**

Die qualitative Forschungsmethode der Erinnerungsarbeit (vgl. Frigga Haug 1990a) bietet ein Instrument, die verschriftlichten Erfahrungen von Frauen zu bearbeiten. Mit Hilfe dieser Methode soll der Blick darauf gerichtet wer-

den, welche Hoffnungen und Wünsche Frauen mit Liebe verbinden und wie sie damit zur Reproduktion bestehender Geschlechterverhältnisse beitragen. Im folgenden soll davon ausgegangen werden, daß Menschen immer versuchen, in den widersprüchlichen gesellschaftlichen Verhältnissen möglichst widerspruchsfrei zu leben und daß sie bestrebt sind, sich eine Identität im Laufe ihrer Vergesellschaftung zu schaffen, die einen aufrechten Gang ersichtlich werden läßt. Erinnerungsarbeit soll dazu beitragen, den Prozeß der Vergesellschaftung von Frauen zu bearbeiten, um Anknüpfungspunkte für potentiell frauenbefreiende Wege zu finden. In der Erinnerungsarbeit geht es konkret darum, eine Geschichte oder Szene zu einer Frage zu schreiben, die dann auf Klischees, Leerstellen und Widersprüche hin bearbeitet wird, die eben dazu beitragen die Verhältnisse für Frauen auf den ersten Blick widerspruchsfrei zu gestalten.

Wie gezeigt, wurde die Liebe historisch in Ehe und Familie "gesperrt", wobei die Zuständigkeit von Frauen für Familienarbeit zur Verhinderung ihrer Entwicklungsmöglichkeiten in verschiedenen Gesellschaftsformen gerät. Zugleich aber dient Liebe als Motiv für einzelne Frauen, überhaupt in diese Fallgrube zu fallen, mit dem Effekt, daß sie individuell den Kampf gegen eine Realität aufnehmen müssen, die individuell gar nicht bezwingbar ist. Unter diesen Annahmen müssen sich in Erfahrungen und Erinnerungen von Frauen Ansatzpunkte finden lassen, wo, warum und in welcher Weise sie sich auf solche Versprechungen einlassen, die der Realität faktisch entgegenstehen.

Diese Problemanordnung erfordert es also, eine Frage für die Erinnerungsgeschichten zu entwickeln, die die Erwartungen von Frauen im Sozialen und im Kulturellen in einen Zusammenhang mit der Liebe zu einer konkreten Person rückt. Ausgeschlossen werden sollen solche Beziehungen, die von vornherein ausschließlich auf sexuelle Befriedigungen ausgerichtet sind, da dies nicht Thema meiner Studie ist.

Die Frage muß zum einen so offen gestellt werden, daß die Frauen, die ihnen wichtigen oder problematischen Bereiche im Sozialen und Kulturellen artikulieren können, und sie muß zum anderen in der Annahme tatsächlicher Zusammenhänge

zwischen Liebe und diesen Bereichen fixiert sein. So könnte die Immanenz zumindest partiell transzendiert werden.

Die Fragen a) "Als ich mich einmal in jemanden verliebte, mit dem (oder der) ich die Welt erobern wollte ..." oder b) "Als ich mich einmal in jemanden verliebte, mit dem (oder der) ich Pläne machen wollte ..." bergen diese Vorteile, unterstellen aber in der Liebe zu einer Person bereits eine Dynamik, die nicht immer gegeben sein muß, wie einige Geschichten zeigen werden.

Diese Fragen stellen in mehrfacher Weise eine große Anforderung für die schreibenden Frauen (und Männer) dar. 1. Sie sollen etwas im Zusammenhang denken, von dem sie gewohnt sind, es überwiegend getrennt zu behandeln, auch wenn die Realität der Trennung widerspricht. 2. Im Verlaufe dieser Arbeit stellt sich heraus, daß Liebe, vielleicht mehr noch als Sexualität, ein Tabu in unserer Gesellschaft ist. Dies gilt insofern, als ähnlich wie im Kontext von Sexualität dauernd davon gesprochen wird, jede/r sich etwas darunter vorstellen kann, aber niemand Liebe definiert oder gar in Frage stellt. Über Liebe analytisch und nicht immanent zu schreiben, erfordert also, dieses Tabu zu durchbrechen, im Schreibprozeß bereits in der Liebe vor allem ein soziales Phänomen zu sehen.

#### Das Beziehungskonzept in der Kritischen Psychologie:

In der Frage nach den Zusammenhängen von Liebe und Welt bzw. Plänen wird eine Beziehung vorgegeben, die sich an einem gemeinsamen Vorhaben der PartnerInnen zumindest in den Erwartungen der befragten Frauen orientiert. Um die Erinnerungsgeschichten bearbeiten zu können, braucht es einen theoretischen Zugriff auf die Konstruktion interpersoneller Beziehungen. An anderer Stelle (vgl. Barbara Ketelhut 1985a) wurde vorgeführt, inwiefern gerade das Beziehungskonzept der Kritischen Psychologie (wie es am ausführlichsten von Klaus Holzkamp 1983 entwickelt wurde) geeignet ist, interpersonelle Beziehungen im Privaten zu erfassen. Dies Konzept soll hier noch einmal kurz zusammengefaßt und um die Darstellung von Möglichkeiten und Grenzen erweitert werden.

Die historisch-genetische Rekonstruktion des Kritischen Psychologen Holzkamp ermöglicht es, Begriffe so zu wählen, daß sie auf potentielle gesellschaftliche Veränderungen gerichtet sind. Zentral ist hier die Kategorie der Handlungsfähigkeit, die eine Verbindung zwischen Individuum und Gesellschaft herstellt. Anders als für Marx die Arbeit ist für Holzkamp die Handlungsfähigkeit erstes Bedürfnis des Menschen. Er unterscheidet "restriktive" Handlungsfähigkeit, wobei das Individuum versucht, innerhalb der gegebenen Verhältnisse zu handeln und dabei Gefahr läuft, auf Dauer seine Handlungsfähigkeit einzubüßen und "verallgemeinerte" Handlungsfähigkeit, wobei das Individuum versucht, Kontrolle über seine Lebensbedingungen zu vermehren, in einer verallgemeinerbaren gesellschaftlichen Weise. Beides sind Kategorien, die so ausschließlich empirisch nicht vorzufinden sind, es geht also nicht um Klassifizierungen von Individuen, sondern um Orientierungen für die Forschung, vor allem bei der theoretischen Begriffsbildung.<sup>52</sup>

Auf der Handlungsebene unterscheidet Holzkamp zwei Kategorien von interpersonalen Beziehungen, die bloß "interaktiven" von den "kooperativen". Perspektivisch sind die kooperativen Beziehungen, da in ihnen ein Handlungszusammenhang über ein gemeinsames Ziel, als Teilziel einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung, hergestellt wird. Bloße Zusammenarbeit ist danach keine Kooperation. Die "interaktiven" Beziehungen unterscheiden sich von den kooperativen darin, daß in ihnen die Möglichkeit gesellschaftlicher Kooperation angelegt sein kann, aber nicht muß. Mit dem Beziehungskonzept der Kritischen Psychologie ist eine kategoriale Orientierung für die zu bearbeitende Empirie gewonnen, eine Orientierung, die über eine bloße Bewertung männlicher oder weiblicher Haltungen in Beziehungen hinausweist und so die Möglichkeit eröffnet, bestehende Beziehungsformen zu transzendieren. Zugleich aber ermangelt es auch diesem Beziehungskonzept der strukturellen Einbindung von Geschlechterverhältnissen. Der größte Mangel der historisch-genetischen Rekonstruktion in der Kritischen Psychologie liegt darin, daß die Geschlechterverhältnisse nicht von Anfang an in die Entwicklung der Kategorien Eingang gefunden haben.<sup>53</sup> So



können die kritisch-psychologischen Kategorien allein keine zureichende Orientierung zur Erfassung von Geschlechterverhältnissen eröffnen. Für die hier zu behandelnden Fragen nach den Beziehungen zwischen Männern und Frauen bedeutet dies, daß zwar erarbeitet werden kann, inwiefern die Beziehungen auf gesellschaftliche Veränderungen gerichtet sind, aber nicht, wer Ziel und Art der Veränderung bestimmt und auch nicht, inwiefern dies in eine vermeintlich allgemein menschliche Richtung weist, aber dominant Männer meint. An dieser Stelle kann die historisch-genetische Rekonstruktion unter Einbeziehung der Geschlechterverhältnisse nicht nachgeholt werden. So soll für die hier zu behandelnden Zwecke auf eine Art Hilfskonstruktion zurückgegriffen werden. Die Frage nach der Kooperation soll ergänzt werden um die Frage nach den Autoritätsverhältnissen zwischen den Geschlechtern, wie sie im vorhergehenden Kapitel entwickelt worden sind.

#### Bearbeitungsstrategien:

Anders als im Kontext der Romane, in denen vorgeführt wird, in welcher Weise Anpassung an männliche Autoritäten mit psychischer und materieller Sicherheit von Frauen verknüpft sind, so daß Frauen entweder die Autoritätsverhältnisse reproduzieren oder aus der Beziehung ausbrechen müssen, soll im folgenden bearbeitet werden, unter welchen Bedingungen Frauen Beziehungen eingehen.

Auf einer theoretischen Ebene sind dann folgende Fragen für die Bearbeitung der Erinnerungsgeschichten orientierend:

1. Wie gestalten die Geschlechter die Autoritätsverhältnisse in der Liebe? D.h.: Inwiefern lassen sich die befragten Frauen ihre Handlungsrahmen oder Möglichkeitsräume von Männern vorgeben und inwiefern entscheiden die Frauen unabhängig von konkreten männlichen Vorstellungen?
2. Inwiefern kommt in den jeweiligen Erinnerungsgeschichten eine gemeinsame dritte Sache oder ein gemeinsames Projekt der Liebenden vor?

3. Inwiefern wird Liebe (oder Beziehung) selbst zum Projekt oder welche Aspekte weisen in eine solche Richtung?

4. Wie verarbeiten Frauen solche Widersprüche, wie den, daß Liebe im allgemeinen als herrschaftsfrei gesehen wird, aber dennoch de facto auf die Unterwerfung von Frauen baut? Welche Widerstands- und Harmonisierungsstrategien entwickeln sie und wie sind diese für allgemeinen Veränderungen produktiv (wendbar)?

Auf der empirischen Ebene müssen sich die obigen Fragen, so ist anzunehmen, in den Konstruktionen von "Weiteroberung" (bzw. "Pläne machen") und "Sich-Verlieben" beantworten lassen sowie in ihren Zusammenhängen und Trennungen.

Entsprechend der bisherigen historisch-theoretischen Ergebnisse meiner Studie wird eine weitere Orientierung in der Bearbeitung der Empirie die Frage nach dem Stellenwert von Familie und Partnerschaft in den Erwartungen der Frauen sein, ebenso wie die Frage nach der Bedeutung ökonomischer Aspekte für die (gewünschte) Wahl der Beziehungsformen und der Partner(innen). Die diesbezügliche Offenheit der Vorgaben für die zu schreibenden Geschichten soll ermöglichen, daß weder die traditionellen Vorstellungen von Partnerschaft, Ehe und Familie reproduziert werden müssen, noch ausschließlich die heterosexuelle Orientierung in den Beziehungen, um so auch die Reichweite dieser allgemein verbreiteten und zum Teil negierten Orientierungen ermessen und potentielle Ansätze für Frauenbefreiung in den erinnerten Erfahrungen der Frauen ausmachen zu können. Von zehn Geschichten, die Frauen schrieben, handeln acht von einer heterosexuellen Liebe und zwei von einer lesbischen. Zum Schluß dieses Kapitels werden noch vier Geschichten heterosexueller Männer bearbeitet. Die beiden etwas unterschiedlich formulierten Themen für die Geschichten, die alternativ nach "Weiteroberung" oder "Plänen" fragen, unterscheiden sich in der strukturellen Anlage der, von den Frauen verfaßten, Geschichten nicht. So wird im folgenden in der Abfolge der Geschichten und ihrer Bearbeitungen nicht nach diesen beiden Themen differenziert. Allerdings wird in der jeweiligen Bearbeitung deutlich gemacht, ob es in der je-

weiligen Geschichte um "Welteroberung" oder um "Pläne" geht.

#### ERINNERUNGSGESCHICHTEN

##### Wenn Frauen Männer lieben ...

Auffällig ist, daß viele Geschichten Situationen beschreiben, in denen sich die Autorinnen spontan in einen Mann verlieben, den sie vorher nicht kannten. Das ist zum einen verwunderlich angesichts der Frage, zu der die Geschichten geschrieben sind, zum anderen ist es mit den Vorstellungen von "Liebe auf den ersten Blick" vereinbar. Die Frage erzeugt offenbar eine Spannung zwischen einem gewohnten Denken (im Alltag) und einem ungewohnt analytischen (bezogen auf den Bereich der Liebe). Das wird im folgenden ermöglichen, solche Elemente in den Haltungen der Frauen zu bearbeiten, die besonders statisch ideologisch besetzt sind, da sie sich der ersten (nahegelegten) Bearbeitung durch die Autorinnen selbst noch entziehen.

Zieht man aber zugleich die Geschlechterverhältnisse in Betracht, die so angeordnet sind, daß jeder unbekannte Mann eine potentielle Gefahr für die Frau darstellen kann, müßte Liebe auf den ersten Blick für Frauen, ganz anders als für Männer, bereits im Denken einen möglichen Gefahrenherd bilden.<sup>54</sup> Demnach bewegen sich liebende Frauen oft in dem Widerspruch, sich auf Anhieb, ohne Kenntnis des Charakters, des Verhaltens usw. in einen Mann zu verlieben und sind indirekt zugleich davor gewarnt, näheren Kontakt zu fremden Männern aufzunehmen (vgl. auch Frigga Haug und Kornelia Hauser 1991).

Die folgende Geschichte liefert auch Hinweise darauf, wie dieser Widerspruch für Frauen lebbar wird.

##### Das Arrangement

Es war Ende der sechziger Jahre. Sie war 22 Jahre alt und vor ein paar Monaten aus ihrem Elternhaus aus- und zu ihrer 6 Jahre älteren Schwester in eine andere Stadt gezogen. Sie verstand sich recht gut mit ihrer Schwester, und es gefiel ihr, daß ihre Eltern ihr nicht mehr dauernd bei allem dazwischenreden konnten. Sie war ziemlich unselbständig, weil

ihre Eltern bislang alles für sie geregelt hatten - ihr Beamten-Vater hatte beispielsweise alle irgendwie anfallenden Behörden- und Ämtergeschichten bis hin zum Lohnsteuerjahresausgleich für sie erledigt, und ihre Mutter hatte ihr, seit sie berufstätig und als letzte von ihren Geschwistern noch zu Hause war, allen Haushaltskram, ihre Kleiderpflege, Essensvorsorge usw. vom Hals gehalten. Ihre Schwester hatte ihr schon, bevor sie zu ihr gezogen war, erklärt, daß sie dies alles natürlich nicht für sie machen würde, d.h. sie würde sich schon selbst um ihre Sachen kümmern müssen, aber dadurch ja auch selbständiger werden. Sie - ihre Schwester - würde ihr gern dabei behilflich sein, aber nicht mehr. Sie würde ihr z.B. nicht, wie ihre Mutter, wenn sie mit ihrem Geld nicht zurechtkam, einfach etwas "zustecken", sondern sie würde dann zusammen mit ihr überlegen wollen, wie sie ihre Sachen anders regeln und organisieren könne, damit sie klarkäme. Ihr war das recht, weil sie auch fand, daß man mit 22 Jahren mehr auf eigenen Füßen stehen können sollte, als das bei ihr der Fall war.

Das Zusammenleben mit ihrer Schwester war in den ersten Monaten ganz aufregend, auch wenn sie fand, daß ihre Schwester ihr doch manchmal noch zuviel in ihre Sachen reinredete, sie z.B. fragte, was sie denn mit ihrem Geld mache, wenn sie sich mal wieder etwas von ihr lieh. Oder einmal war sie mit Kolleginnen nach Büroschluß weggegangen und hatte ihrer Schwester auf deren Bitte eine ungefähre Uhrzeit genannt, wann sie zu Hause sein wollte. Als sie dann doch später nach Hause gekommen war, hatte ihre Schwester ihr Vorwürfe gemacht und sie gebeten, sich doch in etwa an solche verabredeten Zeiten zu halten; sie - ihre Schwester - mache sich sonst furchtbare Sorgen, weil sie doch mit dem Auto unterwegs sei. Sie war darüber etwas verärgert gewesen, hatte ihrer Schwester geantwortet, daß sie doch nun wirklich kein kleines Kind mehr sei, hatte dann aber doch eingelenkt, als ihre Schwester meinte, wenn sie sich um niemanden in ihrer Umgebung mehr schere, wenn sie nur noch tun wolle, was ihr gerade einfiele, dann müsse sie allein leben. Wenn man zusammen wohne und lebe, hieße das doch auch, daß man sich umeinander kümmere und Gedanken mache. Obwohl sie fand, daß ihre Schwester damit recht hatte, beschlich sie damals ein ungutes Gefühl: genauso hatten ihre Eltern auch mit ihr geredet. Aber sie sagte sich schließlich, daß ihre Schwester sich nach einer Weile schon daran gewöhnen würde, daß sie eine erwachsene Frau war und nicht mehr die kleine Schwester. Sie - ihre Schwester - würde wahrscheinlich nur etwas Zeit brauchen.

Von diesen, wie sie fand, nebensächlicheren Auseinandersetzungen abgesehen, kamen sie gut miteinander aus und hatten auch ziemlich viel Spaß zusammen. Am Wochenende fuhren sie häufig mit ihrem kleinen Auto zusammen weg, sie besuchten Leute oder luden sie zu sich ein, sie gingen viel tanzen usw. Als sie wieder einmal zusammen tanzen gewesen waren, hatte ihre Schwester jemanden kennengelernt und sich ziemlich schnell in ihn verliebt. Der Mensch tanzte sehr gut - sie hatte auch ein paarmal mit ihm getanzt - und war sehr lustig. Sie mochte ihn zwar so ganz gern, aber irgendwie war er nicht so recht ihre Kragenweite. Aber das war ja auch Sache ihrer Schwester, und die war gerade sehr verliebt. Sie gingen nun häufiger zu dritt tanzen und Harald -

so hieß der neue Freund ihrer Schwester - erzählte irgendwann von seinem Freund, der auch gern mal mit tanzen käme, aber selten Zeit habe, weil er sich als Student oft mit Kellnern sein Geld verdiene. Ihr zunächst sehr mäßiges Interesse an diesem Unbekannten stieg ein wenig, als Harald erzählte, daß sein Freund - Frederik - sehr gut tanze, noch besser als er, Harald. Irgendwann machte Harald dann den Vorschlag, daß sie ja mal zu ihm in die Kneipe, in der er arbeite, fahren könnten, und das taten sie denn auch. Vielleicht könne man im Anschluß an seine Kellnerei ja noch gemeinsam tanzen gehen.

Als sie die kleine, aber ziemlich volle Kneipe zu dritt betraten, merkte sie an der Art und Weise, wie dieser Mensch - der Kellner - sie anstarrte, daß Harald und er über sie geredet hatten. Mit gemischten Gefühlen - halb belustigt und halb ärgerlich - setzte sie sich mit ihrer Schwester und deren Freund an einen Tisch. Nach einer Weile kam der Kellner zu ihnen, begrüßte kurz seinen Freund und fragte ein wenig von oben herab und betont forsch sie und ihre Schwester nach ihrer Bestellung. Während sie noch über eine Antwort als Reaktion auf sein arrogantes Verhalten nachdachte - sie wollte ihn irgendwie in Verlegenheit bringen, aber es fiel ihr, wie immer in solchen Situationen, nichts Rechtes ein -, sagte er nur kurz zu ihr, er habe noch drei Stunden Dienst, wenn sie sich bis dahin nicht entschließen könne, könne sie ja anschließend direkt beim Wirt bestellen. Sie wurde rot vor Wut und Verlegenheit - sie fühlte sich ertappt und runtergeputzt wie ein kleines Mädchen - und murmelte irgendeine Bestellung. Er grinste und meinte, sie solle sich nicht aufregen, so rede er mit allen Gästen.

Als er mit der Bestellung wegging, war sie verwirrt und versuchte, ihr Gleichgewicht wiederzufinden. Sie fing schnell ein Gespräch mit ihrer Schwester und ihrem Freund an und redete - scheinbar - besonders angeregt, als der Kellner ihre Bestellung brachte. Sie sah ihn nicht an, bedankte sich auch nicht, beobachtete ihn aber den ganzen Abend aus den Augenwinkeln. Es imponierte ihr, wie schnell und souverän er seine Arbeit tat. Er behielt, wie sie feststellen konnte, immer alle Bestellungen genau richtig im Kopf, obwohl die Kneipe brechend voll war und er sehr viel zu tun hatte, bediente er die Gäste sehr sachlich und distanziert, aber nicht unfreundlich und wurde mit dem ziemlich hektischen Betrieb sehr gut und sehr schnell fertig. Es hatte ihr auch gefallen, wie er sich gegen Anmache und Unverschämtheiten von einigen Gästen zur Wehr setzte, die ihm nachweisen wollten, daß er sich vertan habe, daß er zuviel berechnet habe oder sich zu seinen Gunsten verrechnet habe oder ihm quer durch die Kneipe zuriefen, wie lange sie denn noch auf ihre Bestellung warten müßten usw. Er war jedesmal gleichbleibend unaufgeregt geblieben, hatte die Vorwürfe aber immer deutlich zurückgewiesen, indem er die Rechnung z.B. nachrechnen ließ oder anhand der Karte nachwies, daß er die richtigen Preise berechnet habe usw. Wenn er mal ein paar Minuten Ruhepause hatte, stand er an seiner Kasse und hielt Gäste und Tische im Blick, um sofort zu reagieren, wenn man ihn herbeiwinkte. Zwischendurch hatte Harald ihn gebeten, sich doch einmal zu ihnen an den Tisch zu setzen, aber er hatte nur kurz erwidert: "Kein Zeit,

vielleicht später." Tatsächlich kam er etwas später für einen Moment an ihren Tisch, aber er hatte sich kaum hingesetzt, als neue Gäste kamen, und er stand sofort auf, um sie zu bedienen. Das offensichtliche Interesse und die Kompetenz, mit der er seine Arbeit tat, gefielen ihr sehr gut und im Laufe des Abends beeindruckte er sie mehr und mehr. Sie dachte, daß Menschen, die so ernsthaft und interessiert ihre Arbeit tun, ungeheuer zuverlässig sein müßten, daß man mit ihnen auch ernsthaft über schwierige Fragen und Probleme müßte diskutieren und streiten können. Es hatte ihr schon bei ihrem Vater gefallen, ihm bei seiner Arbeit direkt am Arbeitsplatz zuzusehen, was zwar sehr selten, aber doch zwei- oder dreimal vorgekommen war. Und auch da hatte sie die Souveränität und Ernsthaftigkeit an ihrem Vater sehr beeindruckt, daß er sich z.B. überhaupt nicht davon hatte beeinträchtigen lassen, daß sie da war, sondern seine ganze Konzentration z.B. auf ein Telefongespräch, eine Anfrage eines Kollegen usw. gerichtet hatte. Dagegen hatte sie bei ihrer Mutter - sie war "Nur"-Hausfrau - immer genervt, daß sie zwar immer sehr viel arbeitete, aber sehr oft ganz schlecht gelaunt war, viel rumnörgelte und sich dauernd über alles mögliche beklagte. Sie dachte manchmal, daß Männer wahrscheinlich meistens viel ernsthafter und souveräner arbeiteten als Frauen und daß Dinge irgendwie dadurch bedeutender würden, daß sie von Männern getan würden. Auch von sich selbst hatte sie nicht den Eindruck, daß sie mit dieser Souveränität und dem Interesse ihre Arbeit tat, wie sie dies häufig bei Männern feststellte. Darin lag etwas von Selbstbewußtsein und Festigkeit, von Standpunkt einnehmen und behaupten, was ihr - wie sie fand - abging und was sie bei sich als Mangel empfand. Solche Männer machten auf sie den Eindruck, als ließen sie sich nicht ohne weiteres zur Seite schieben, als könne man nicht so einfach an ihnen vorbei, während sie von sich selbst das Gefühl hatte, sehr unsicher und unwichtig und ohne Position im Leben zu sein und daher leicht zu übergehen. Sie nahm sich selbst immer als ziemlich schwach und ein wenig ängstlich wahr und war deswegen oft wütend auf sich, dachte aber, daß dies eben typisch für sie sei und daß sie ja vielleicht, wenn sie älter würde, noch ein wenig sicherer und selbstbewußter würde. Jedenfalls war sie immer schon voller Bewunderung gewesen für sehr selbstbewußte, kluge und souveräne und unängstliche Menschen - und das waren nun mal, was sie bislang erlebt hatte und wie ja auch in diesem Fall, meistens Männer.

Irgendwann kurz vor Mitternacht - die Kneipe hatte sich ziemlich geleert - kam er wieder an ihren Tisch und sagte, daß er jetzt gleich Schluß mache und wie es denn nun sei, ob sie denn noch tanzen gingen. Er wisse in einer benachbarten Stadt eine Disco, wo um diese Zeit ordentlich was los wäre. Ihre Schwester und ihr Freund fanden dies eine gute Idee und stimmten zu, nur sie selbst blieb still. Sie wollte auf keinen Fall den Eindruck vermitteln, daß sie nun besonders wild darauf sei, mit ihm zu tanzen, weil sie dachte, so wie er sie hatte abblitzen lassen, das könne sie auch. Er wandte sich direkt an sie und fragte sie frech, ob sie keine Meinung habe oder warum sie nichts sage. Sie fühlte sich schon wieder ertappt und sagte etwas lahm, daß es ihr egal sei, aber wenn alle wollten, würde sie halt

mitkommen, weil sie ja das Auto habe und sie sonst ja nicht in die Disco kämen. Dabei wollte sie natürlich unbedingt mit ihm zusammensein und wünschte sich ganz inständig, daß sie in diese Disco führen. Er reagierte etwas ärgerlich und meinte, das mit dem Auto sei ja nun überhaupt kein Grund und wenn sie keine Lust habe, könne man das Ganze auch lassen, er wisse schon, wie er den restlichen Abend verbringen und Spaß haben könnte. Sie erschrak und war sehr wütend auf sich, brachte es aber nicht fertig, offen zu sagen, daß sie doch sehr gerne tanzen gehen möchte. Harald, der Freund ihrer Schwester, dem, warum auch immer, offensichtlich daran gelegen war, sie mit Frederik irgendwie zusammenzubringen, schaltete sich ein und redete ihr gut zu: daß sie doch sonst immer sehr gerne tanzen ginge und daß sie doch auch nicht so lange bleiben müßten, wenn es ihr dann wirklich keinen Spaß mache und so. Er "hofierte" sie so, wie sie sich das eigentlich von Frederik erhofft hatte, der nur dabeistand und sich dies etwas gelangweilt anhörte. Schließlich sagte er, daß er jetzt seine Abrechnung mache, sie könnten ihm ja in zehn Minuten Bescheid sagen, "wie Madame sich entschieden habe", und ging zu seiner Kasse. Sie war auf sich selbst wütend, weil sie unfähig gewesen war, ihre Meinung eindeutig zu sagen, aber auch auf Frederik, den dies alles keineswegs so beeindruckt hatte, wie sie hoffte, sondern ganz im Gegenteil wohl eher langweilte. Mit ihrer Schwester und Harald beschloß sie dann, daß sie ja noch für eine oder eineinhalb Stunden dahinfahren könnten. Als er mit seiner Abrechnung fertig war und zu ihnen an den Tisch kam, fragte er kurz, was nun sei. Harald sagte, daß sie soeben beschlossen hätten, auf jeden Fall - und wenn auch nur für eine Stunde - noch in die Disco zu fahren. Er grinste und war offensichtlich zufrieden.

Die Disco war ziemlich voll, aber sie fanden noch einen Tisch. Als sie die Getränke bekommen hatten, tranken sie alle erst mal einen Schluck, und ihre Schwester und ihr Freund gingen dann sofort tanzen. Nach einer kurzen Weile forderte er sie auch auf, und sie war sehr gespannt, ob er tatsächlich so gut tanzen würde, wie Harald erzählt hatte. Sie tanzten Cha-Cha-Cha, einen ihrer Lieblingstänze, und er tanzte wirklich gut. Er hielt sie ziemlich fest im Arm und "führte" sehr deutlich. Ihr gefiel das sehr gut, weil sie in der Tanzschule gelernt hatte, wie man sich anpaßte und sich gut erinnerte, daß der Tanzlehrer die "Herren" immer ermahnt hatte, daß "gutes Führen" wichtig sei. Auch bei den nächsten schnellen Tänzen klappte es hervorragend. Sie tanzten so gut miteinander, als ob sie das schon seit Jahren machten. Er wirbelte sie mehrfach sehr schnell herum, hielt sie aber sofort wieder fest, damit sie nicht die Balance verlor. Es machte ihr großen Spaß und auch ihm gefiel es offensichtlich sehr gut. Dabei redeten sie kaum miteinander, weil sie sich aufs Tanzen konzentrierten. Aber er schaute sie sehr häufig ganz intensiv an und ihr wurde z.T. heiß und kalt dabei. Schließlich gingen sie an den Tisch zurück und dabei hatte er seinen Arm fest um ihre Taille gelegt.

Als sie schließlich miteinander ins Gespräch kamen, fragte er sie, warum sie denn vorhin in der Kneipe, auf seine Frage, ob sie nun noch tanzen gingen, so gezögert habe. Ob sie tatsächlich keine Lust gehabt habe oder was sonst.

Schließlich sei es ihm doch nur darum gegangen, mit ihr zusammenzusein, weil sie ihm eigentlich vom ersten Moment an, als sie die Kneipe betrat, gefallen habe. Ziemlich verwirrt antwortete sie ihm, daß er sich ihr gegenüber aber doch sehr distanziert und von oben herab verhalten habe und sie gedacht habe, er fände sie eigentlich ein bißchen blöde. Er lachte und sagte, dieses distanzierte und arrogante Verhalten sei nun mal - gelegentlich, nicht immer - seine Art, weil er ganz gerne Leute schockiere, um dann zu sehen, wie sie reagierten. Grinsend fügte er hinzu, daß die meisten so überrumpelt und sprachlos wie sie reagierten. Sie möge ihm das nicht mehr übelnehmen, er werde es bei ihr sicher nicht noch mal tun. Ein Gefühl des Ärgers stieg in ihr hoch. Gleichzeitig war sie sehr geschmeichelt und auch ein bißchen aufgeregt, weil sie ihm offensichtlich gut gefiel. Als er sie später bei einem langsamen Tanz fest umarmte und mit großer Selbstverständlichkeit küßte, war sie völlig verwirrt und ihr wurde ganz flau im Magen.

Etwas später verließen sie alle vier die Disco und fuhren in die Wohnung von ihr und ihrer Schwester. Während ihre Schwester und ihr Freund sehr schnell ins Bett gingen, blieb sie mit Frederik die ganze Nacht auf der Couch sitzen, sie schmusten miteinander und küßten sich, aber vor allem unterhielten sie sich sehr viel. Sie war sehr froh, daß er sofort akzeptiert hatte, daß sie nicht gleich mit ihm schlafen wollte, sondern erst ein bißchen mehr über ihn wissen wollte. (Gewerkschaftssekretärin, geboren 1946)

Diese Geschichte zeigt nahezu eine klassische Situation gegen Ende der 60er Jahre. Zwei Menschen verschiedenen Geschlechts lernen sich in der Kneipe kennen. Die ersten körperlichen Berührungen finden beim Tanzen statt. Fast genauso wichtig, wenn man die Längen der Passagen miteinander vergleicht, ist es der Autorin, die Vorgeschichte im sozialen und kulturellen Kontext darzustellen. Die Frage nach "Eroberung von Welt" im Kontext des "Sich-Verliebens" legt offenbar nahe, einen Teil der bereits gelebten Geschichte zu beschreiben, um die Veränderungen durch das "Sich-Verlieben" sichtbar machen zu können. Das birgt den Vorteil, ebenso etwas über die Möglichkeitsräume und Widersprüche von Frauen zu erfahren wie über ihr bewußtes Verhalten zu der sich verändernden Situation.

Drei Themen werden in der Geschichte verfolgt, die miteinander zusammenhängen: Erwachsenwerden und Verunsicherung sowie Suche nach Bedeutung. Dargestellt wird u.a. eine emanzipative Entwicklung der Autorin. Bei der Schwester hat sie mehr Freiräume als bei den Eltern, explizit macht die Schwester sie darauf aufmerksam, daß sie den Alltag allein regeln soll und behält sich zugleich eine fürsorgliche Kon-



trolle (vgl. Jacques Donzelot 1980) in einem bestimmten Rahmen vor. Der Aktionsradius der Autorin erweitert sich durch das Wohnen bei der Schwester gegenüber dem vorherigen bei den Eltern. Das Wohnen bei der Schwester, so legt die Autorin nahe, figuriert als Zwischenstadium zwischen Jugend und Erwachsenenendasein.

"Welteroberung" wird hier verknüpft mit Erwachsenwerden. Dazu gehört zu Anfang der Geschichte die Überwindung von "Unselbstständigkeit" und von elterlicher Abhängigkeit. Positiv gelesen gehörte dann zum Erwachsenwerden, selbst zu regeln, was die Eltern bisher für sie erledigten: "Behörden- und Ämtergeschichten" sowie der "Haushaltskram". Zugespielt formuliert hieße das, sie würde ihre Pflichten als Staatsbürgerin und als Hausfrau wahrnehmen. Deutlich wird in dieser Konstruktion eine Entwicklung im Vergleich zum Elternhaus, indem zum Erwachsenwerden zumindest die partielle Überschreitung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen gehört, indem sie sowohl Kompetenzen des Vaters als auch der Mutter erlernen will. Zum Erwachsenwerden gehört auch die prozeßhafte Ablösung von bestimmten erzieherischen Maßnahmen in Stufen, erst von den Eltern, dann von der Schwester. Erwerbstätigkeit als drittes Element der "Welteroberung" kommt erst später in der Geschichte vor, dort, wo sowohl der Vater als auch der Kellner in ihrer Haltung zur Erwerbsarbeit zum Vorbild werden. Der Inhalt der väterlichen Arbeit bleibt eine eigentümliche Leerstelle, man erfährt etwas über seinen Status (Beamter) und seine Haltung, aber nichts über die Aufgaben und ihren gesellschaftlichen Nutzen. Männer, so die Botschaft der Autorin, erhalten Bedeutung durch ihre Haltung zur Erwerbsarbeit, die mit den Vokabeln "Souveränität", "Ernsthaftigkeit", "Konzentration", "Selbstbewußtsein", "Festigkeit" sowie "Standpunkt einnehmen und behaupten" beschrieben wird. Die Autorin selbst konstruiert sich hier als ein Gegenpart: "sehr unsicher", "unwichtig", "ohne Position", "schwach" und "ängstlich". Durch die Verknüpfung der bedeutungsträchtigen Haltungen mit Männern können sie für sie als Frau unerreichbar werden, ohne daß sie sich Gedanken darüber machen muß, über welche Wege dies zu erreichen wäre. Dies, so kann vermutet

werden, gelingt vor allem durch die Aussparung der Arbeitsinhalte und ihren gesellschaftlichen Nutzen. Die Konstruktion der Autorin liefert damit einen Hinweis darauf, wie es Frauen gelingen kann, Bedeutungslosigkeit von gesellschaftlich produktiven Tätigkeiten, wie Familienarbeit, zu reproduzieren. Somit wird letztlich nachvollziehbar, warum sich Frauen, gemessen an Arbeitsaufwand und -zeit, so oft mit unvergleichbar geringeren Löhnen in der Erwerbsarbeit zufriedengeben als Männer. Doch das wäre ein weiteres (meine Studie überschreitendes) Forschungsthema.

In der Geschichte wird der Mangel an eigener Bedeutung durch das Finden eines Mannes, der diese Haltungen aufweist, kompensiert. Die Suche nach Bedeutung wird auf die verlagert, die dies schon gefunden zu haben scheinen. So schafft der Mann nicht erst einen Ort für die Frau in Gesellschaft, sondern er selbst mit seinen errungenen Fähigkeiten ist dieser Ort von Anfang an. Der Prozeß des Erwachsenwerdens wird zur gelungenen Anpassung an die geschlechtshierarchischen Strukturen.

Ein weiteres Thema, das sich durch die Geschichte zieht, ist die Frage nach Sicherheit und Verunsicherung (was die Autorin mit Wörtern wie "Souveränität" und "Ernsthaftigkeit", "nicht beeinträchtigen lassen" bzw. "unsicher", "schwach", "ängstlich" beschreibt). Das Thema kommt sowohl im Kontext von interpersonellen Beziehungen des Paares vor als auch im Kontext von Arbeit (des Kellners und des Vaters) und in allgemeinen Feststellungen über die Geschlechterverhältnisse. Zwar hält sich die Autorin selbst für "sehr unsicher" und bedeutet, daß dies ein "Mangel" sei. Zugleich legt sie nahe, daß Sicherheit mit Männern gleichzusetzen sei und Verunsicherung mit Frauen. In dieser Konstruktion werden als Mangel wahrgenommene Verhaltensweisen, wie eigene Unsicherheit, individualisiert und zugleich als strukturelles Problem im Kontext von Geschlechterverhältnissen gesehen. Die allgemeine und individuelle Ebene werden so miteinander verstrickt, daß der Mangel auf beiden Ebenen beklagt werden kann, ohne daß er behoben werden muß. Hier stellt sich die Frage, ob gerade diese Haltung dazu beiträgt, Geschlechterverhältnisse zu reproduzieren und Wi-

dersprüche lebbar zu machen. Denn die Suche nach Sicherheit wird zu einer Suche nach dem selbstsicheren Partner. Dabei ist die Suche weniger eine Suche, als vielmehr ein Finden, das andere für die Autorin arrangiert haben. In dem Mann findet sie, was ihr ihrer Meinung nach fehlt. Die Lösung ist das Finden eines partiellen Komplements. Diese Vorstellung erinnert an die Vorschläge von Rousseau und seine Vorstellungen über die Beziehungen der Geschlechter.

Auf der interpersonellen Ebene bearbeitet die Autorin diese Differenz im Verhalten; sie läßt sich von dem Mann den Rahmen vorgeben und ärgert sich dann, daß ihr spontan keine geeigneten Antworten einfallen. Sie reagiert auf seine Aktionen. Nach Richard Sennett (1990) ist es gerade dieses Verhalten, das dazu beiträgt, Autoritätsverhältnisse zu reproduzieren.

Anders als zu erwarten war, kommen ihre Wünsche an den Partner nicht vorab vor, sondern erhalten im Laufe des Kennenlernens Bedeutung, indem die Autorin das Verhalten des Kellners bewertet, zunächst überwiegend negativ in der Kneipe, später positiv, wenn sie hervorhebt, mit ihm reden zu können und ihr sein Umgang mit Sexualität gefällt. Damit aber beginnt die Unterwerfung quasi schon bevor sich die beiden kennenlernen. Auf diese Weise muß es nicht um ein Projekt gehen bzw. darum, zwei Perspektiven zusammenzubringen. Ihre Wünsche, Erwartungen und Perspektiven kommen in Unabhängigkeit von den seinen gar nicht vor. So können sich auf Dauer die männlichen Perspektiven leichter durchsetzen als die weiblichen.

"Sich-Verlieben": Der Rahmen, in dem sie sich verliebt, wird ihr vorgegeben. Das Treffen wird in der konkreten Absicht arrangiert, diese beiden Menschen zusammenzubringen. Hier sind es nicht die Eltern, wie bei Rousseau, auch nicht die Brüder (wie bei Theweleit 1990), sondern der Freund der Schwester spricht sich mit seinem Freund ab. Die Männer sorgen untereinander für die Möglichkeiten, "passende" Frauen kennenzulernen, legt diese Geschichte nahe. Oder warten die Frauen auf solche Arrangements? So kann die Autorin nichts dafür, sich zu verlieben. Liebe als Schicksal, als spontanes Phänomen, das sich mit dem ersten Treffen

einstellt, wird möglich, indem sie sich in einen Fremden verlieben kann, der den anderen Beteiligten nicht fremd ist. Der Widerspruch, sich vor fremden Männern schützen zu sollen und zugleich intime Beziehungen eingehen zu sollen, verschwindet als solcher hinter dem Arrangement und führt so die Frauen in die Abhängigkeit der Phantasie der vermittelnden anderen.

Die Kneipen und Discos sind nicht die Orte, wo man spontan, nach Bedarf, jemanden kennenlernen kann, sondern die Orte, wo solche Treffen arrangiert werden können. Das Arrangement, so die Autorin, geht partiell über ihren Kopf hinweg. Die beiden Freunde diskutieren explizit über die Frau, d.h. der Kellner ist nicht nur eingeweiht, sondern Teilhaber des Arrangements, während die Autorin bloß vom Treffen in Kenntnis gesetzt wird, mit der Begründung des gemeinsamen Hobbies, des Tanzes. Die Autorin selbst entwirft sich hier als passiv und abwartend.

Die Geschlechterverhältnisse sind vorab schon so angeordnet, daß eine Kommunikation mit Fremden schwer möglich ist. Er provoziert sie, sie ärgert sich und will es ihm heimzahlen, das Benehmen nicht akzeptieren. Und beide sagen nicht, was sie denken. Erst die Vermittlung des Freundes bahnt den Weg gemeinsamer Kommunikation. Demnach reicht es nicht, Treffen zu arrangieren, es bedarf (nach dieser Konstruktion) zusätzlich der orientierenden "Diskussionsleitung". Frauen, so könnte man zugespitzt formulieren, haben per se nichts mit Männern gemeinsam. Das (von Familiensoziologen und -psychologen, wie z.B. Eysenck 1983) vielgepriesene Hobby dient zwar als Anknüpfungspunkt für das Arrangement, scheint aber nicht einmal für eine erste Kommunikation zu reichen.

"Sich-Verlieben" und Lohnarbeit werden eng verknüpft miteinander gedacht. Sie interessiert sich für ihn aufgrund seiner Haltung in der Arbeit. Dabei geht es ihr nicht um die Ökonomie, die kommt gar nicht vor. Schließlich ist anzunehmen, daß ein Aushilfskellner wenig verdient, auch sein Studienfach und die damit verknüpften Perspektiven bleiben eine Leerstelle. Während sie seine Arbeitshaltung und seine Souveränität bewundert, gefällt sie ihm einfach so als

Gast. (Allerdings erfährt man nicht, was der Kellner schon durch den Freund über sie weiß.)

Erstaunlicherweise erhält die Beziehung zum Vater eine orientierende Funktion für die Beziehung zu einem potentiellen Partner. Ähnlich wie in Geschichten über den familiären Zusammenhalt, die in einer empirischen Studie untersucht worden sind (vgl. Barbara Ketelhut 1985a), ist auch hier der Vater der Wichtige, der Bedeutende. Er liefert eine Orientierung für die potentielle Wahl des Partners/Liebhabers. Die Arbeitshaltung des Kellners kann ähnlich gesehen werden wie die des Vaters, selbst wenn sich die konkreten Berufe unterscheiden. Dient die Orientierung an der Arbeitshaltung des Familienvaters auch als Maßstab für potentielle Familienväter?

Für sich selbst konstruiert die Autorin eine solche Arbeitshaltung als unerreichbar. So kann sie trotz ihres Mißfallens die Anordnung der Geschlechter akzeptieren, da sie sich als Individuum mit ihrem geringeren Alter als weniger selbstsicher erlebt. Die Rahmen um die Geschlechterverhältnisse sind so gebaut, daß die Frauen immer noch weniger Möglichkeitsräume haben als die Männer.<sup>55</sup> Man stelle sich einen 22jährigen Mann vor, der bei der Schwester wohnt und spät nach Hause kommt; er würde sicher nicht ermahnt werden. Konsequenterweise bewegen sich die Frauen weniger sicher in einer Welt, die nicht die ihre ist. Die Individualisierung des Problems mit der Sicherheit und der Verunsicherung trägt zur Reproduktion der Geschlechterverhältnisse bei, obwohl die Autorin uns wissen läßt, daß sie die ungleiche geschlechtsspezifische Verteilung erkennt.

Ein weiteres Problem, das sich für Frauen anders stellt als für Männer, wird am Schluß der Geschichte angesprochen, die Heterosexualität. Die Autorin ist froh, daß er nicht gleich mit ihr schlafen will, sie vorher noch Gelegenheit bekommt, ihn näher kennenzulernen. Moralisch kann man ihr sofort zustimmen, eine Frau sollte nicht mit einem Mann schlafen, den sie erst einige Stunden kennt. Zugleich deutet die Erleichterung wieder auf Passivität und eine abwartende Haltung. Was hätte sie getan, wenn er hätte mit ihr schlafen wollen? Dies ist ein Hinweis auf den Widerspruch, in dem

sich Frauen bezogen auf ihre Körper bewegen müssen, wie Frigga Haug (1991) im Kontext von Körperängsten herausgearbeitet hat. Die Frauen sollen keine sexuellen Bedürfnisse haben, sie aber plötzlich, wenn der "Richtige" kommt, mit Freuden ausleben.

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Die dargestellte Anordnung des Kennenlernens stellt einerseits ein Arrangement ohne Zwang für Frauen dar, läßt aber keinen Raum für Frauen als Subjekte, zugleich dient die Anordnung als Schutz. Die Schwester und ihr Freund wissen, mit wem sich die Autorin trifft. Die fürsorgliche Kontrolle der Verwandten und Bekannten dient hier als Garant dafür, daß die Geschlechter überhaupt zusammenkommen können und daß für Frauen die Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen im Rahmen einer intimen Beziehung zwischen Mann und Frau lebbar werden. Auf der anderen Seite ist diese Anordnung eine Art Verhinderung für den Mann, gewaltsam werden zu können oder sich gänzlich anders zu verhalten als erwartet. Auf diese Weise können Frauen, im Rahmen einer partiellen Sicherheit für ihren Körper, überhaupt Männer kennenlernen. Dabei haben sie immer die Wahl, "nein" sagen zu können. Zugleich bleibt die Wahl möglicher Liebhaber beschränkt, in doppelter Weise: bezogen auf die Anzahl, aber auch bezogen auf Herkunft oder andere Kriterien, die die Menschen zugrundlegen, die an den Arrangements beteiligt sind.

Widerstand wird gegen die Pädagogisierung geleistet. Zu vermuten ist, daß sich Frauen einerseits die "Welt zu Füßen" legen lassen, daß sie aber andererseits Widerstand gegen bestimmte Aspekte dieser Anordnung leisten. Indem sie sich so verhalten, reproduzieren sie im Widerstand diese Anordnung, der Rahmen als solcher bleibt in dieser "widerständigen Anpassung" (vgl. Frigga Haug 1990a, 181) unangestastet.

Hier dienen die Gespräche und das Ausmaß, in dem sie möglich sind, als Maßstab. Überhaupt kommen die Gespräche in allen Geschichten vor, offensichtlich stellen sie einen der wenigen Wege der Verständigung der Geschlechter überhaupt dar. Kommunikation dient als wichtigste Voraussetzung trotz der vielen Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen,

Möglichkeiten zu schaffen, überhaupt miteinander zurechtzukommen. So wird die Voraussetzung von Verständigung zu ihrem Ziel. Dahinter verschwinden sowohl die Inhalte der Diskurse als auch Herrschaft. Auf diese Weise wird es für Frauen möglich, sich auch in Männer verlieben zu können, mit denen sie nur wenige gemeinsame Interessen teilen, solange Dialoge in Gang kommen, gleichgültig wer sie dominiert.

#### Der Traum

Ihn kannte ich schon ein paar Jahre nach dem Motto "zärtliche Verbundenheit ohne Leidenschaft", als in mir der Verdacht aufkam, daß ich nicht nur von seiner "Seele", sondern erst recht von seinem Körper hingerissen war. Ich stellte mir mein Leben mit ihm himmlisch vor: leidenschaftlicher Sex, viele Kinder, gegenseitiges Voneinanderlernen in Sport und Musik. In meinen Träumen schnappte ich ihn mir. Wir stachelten uns gegenseitig an, was unser berufliches Fortkommen anging, wir waren füreinander da und hatten viel Spaß miteinander. Bis die Kinder selbständig waren, lebten wir zusammen, um die Erziehungslast zu teilen, die Freunde sowieso. Danach trennten wir uns - wir wußten nicht, ob für ein paar Jahre oder für immer - er kam viel in der Welt herum. Sein Beruf machte es möglich. Ich war froh, an einem Ort Wurzeln geschlagen zu haben. Es zog mich nicht in die "weite Welt". Die Kinder blieben bei mir. Finanzielle Probleme gab es nicht. Ab und zu traf ich ihn und wir merkten, wie glücklich wir jedesmal waren, uns in unserem Leben über den Weg gelaufen zu sein. (Soziologin, geboren 1958)

Anders als in der ersten Geschichte verliebt sich hier die Autorin in jemanden, den sie schon seit Jahren kennt. Diese extrem kurz gehaltene Geschichte besteht im wesentlichen aus einem Tagtraum.

Es kommen zwei "Welteroberungen" vor: die gemeinsame Bewältigung eines familiären Alltags und die berufliche Welt des Mannes. Dieses im Tagtraum imaginierte Familienleben ist ein gleichberechtigtes, in der Art wie es sich einige Soziologinnen erhoffen (vgl. Sigrid Metz-Göckel 1990a). Allerdings erfährt man auch hier nicht, wie dies im Rahmen der Geschlechterverhältnisse möglich sein soll, die Autorin stellt sich das Zusammenleben perspektivisch im Resultat vor, ohne einen Weg dorthin zu beschreiben und ohne den Mann als Subjekt vorzuführen. Die Inszenierung des Traumes ermöglicht es der Autorin, nicht darüber nachdenken zu müs-

sen, wie die gewünschte gleichberechtigte Partnerschaft konkret hergestellt werden könnte.

Für sie endet die Welteroberung mit dem Familienleben, während der männliche Partner nun beruflich als jemand imaginiert wird, der die "weite Welt" erobern darf. Das perspektivisch dargestellte Familienleben, das zunächst nicht zu Lasten der Entwicklungsmöglichkeiten der Frau geht (sie kann Beruf und Kinder sowie "Leidenschaft" durch gleichberechtigte Verteilung der Aufgaben zwischen Mann und Frau vereinbaren) wird quasi im Nachhinein kompensiert durch seine Unabhängigkeit von ihr. Läßt sich dieser Zusammenhang als Entschädigung für den Mann lesen, seine "Versäumnisse" nachholen zu dürfen?

Das Wort "Liebe" kommt hier nicht vor, aber durch die Konstruktion eines Höhepunktes, wobei das Interesse an ihm von der Seele zum Körper wandert, legt die Autorin den LeserInnen nahe, daß dies Liebe ist; nicht auf den ersten Blick, aber schicksalhaft wird die Liebe entdeckt. Offensichtlich gehören zu dieser Liebe: "leidenschaftlicher Sex, viele Kinder, gegenseitiges Voneinanderlernen in Sport und Musik". Die Beziehung ist nicht automatisch auf Dauer angelegt, dies wird vom Zufall abhängig gemacht. Liebe wird als etwas konstruiert, das im Verborgenen existiert und entdeckt werden muß. Es wird als Liebe dadurch erkannt, daß Körper und Seele des anderen gemocht werden.

Liebe wird in dieser Konstruktion zu einem Lern- oder Aneignungsprozeß einer anderen Person. Dieser Prozeß kommt allerdings wiederum ohne Geschichte aus (der ihren oder der des Mannes), da die Beziehung plötzlich zu einer Liebesbeziehung wird, ohne daß man erfährt warum.

In diesem Tagtraum finden sich, wenn auch immer nur angedeutet, perspektivische Elemente für ein ganzheitliches Leben. Schauplatz ist ein imaginierter Alltag. Es geht darum, gemeinsam im Haushalt und in der Erwerbsarbeit zu arbeiten und gleichermaßen an allem beteiligt zu sein. Es stellt sich die Frage, ob ein solches harmonisches Zusammenleben nur in Träumen möglich ist, und ob es die geträumte Harmonie ist, die die Auseinandersetzung mit der Realität und den realen PartnerInnen verhindert.



Auf die Nachfrage nach einer konkreten Situation, einem Zusammentreffen mit dem Mann, schrieb die Autorin folgende ergänzende Geschichte:

#### Das Erwachen

Ich war 24, Studentin, lebte mit meinem damaligen Freund (Biostudent, 24) zusammen. Schon immer habe ich auch mit anderen Männern vieles unternommen, d.h. ich bin mit ihnen ins Kino gegangen, in die Kneipe etc. In den Freund meines Freundes (Meeresbiologe, 28) verliebte ich mich tierisch, als ich ihn bereits einige Jahre (ca. 3) kannte. Er war viel auf Exkursion unterwegs. Am Anfang machten mein Freund, der Freund meines Freundes und ich vieles zusammen - Kultur, AStA-Breitensportfete ... Rein zufällig war mein Freund nicht da, als der Freund meines Freundes mit ihm ein Bierchen trinken gehen wollte. Also sprang ich ein. Wir unterhielten uns an dem Abend phantastisch. Ich hatte gerade Stefan Zweig für mich entdeckt und es stellte sich heraus, daß der Freund meines Freundes ihn auch gelesen hatte. Danach trafen wir uns immer mal wieder mit und ohne meinen Freund. Heute denke ich, daß mich moralische Gründe, ich hatte ja einen Freund, und auch Angst vor dem Alleinleben, Angst vor Einsamkeit, davon abgehalten haben, mir einzugestehen, daß ich ihn ungeheuer attraktiv fand, sowohl körperlich (ungeheuer sportlich, braune Locken und wunderschöne braune Augen) wie intellektuell. Als ich mich dann offiziell in ihn verliebte, d.h. mir eingestand, daß ich von ihm hingerissen war, ging mir mein damaliger Freund schon tierisch auf den Keks. Das einzige, was wir gemeinsam hatten, war, daß wir aus derselben Kleinstadt kamen (Jugendliebe). Ich habe mich ja dann auch bald von meiner Jugendliebe getrennt. Den Meeresbiologen habe ich mir nur in meinen Träumen geschnappt, weil er mir in der Realität zu viele Liebhaberinnen hatte und keine Familie gründen wollte. Ich stand eher auf Treue, aus moralischen und hygienischen Gründen. Zu meinen moralischen Gründen: ich stelle mir eigentlich immer vor, ob ich das, was ich von anderen verlange, auch selbst aushalten könnte. Deshalb habe ich lieber nacheinander irgendwelche Freunde und nicht gleichzeitig. Genauso kann ich schwer ertragen, wenn jemand 'ne Menge anderer Freundinnen hat.

Die Träume vom gemeinsamen Leben passen nicht zu dem real existierenden Mann. "Sich-Verlieben" und "Welteroberung" sind hier in der Realität nicht vereinbar. Die Autorin legt nahe, daß dies an der Persönlichkeit des Mannes liegt, der keine Familie will.

Es kommt nicht darauf an, zwei Lebensperspektiven zusammenzubringen, sondern die richtige Wahl für einen Mann zu treffen. Der derzeitige Freund, so erfahren die LeserInnen, war eine falsche Wahl, weil es kaum Gemeinsamkeiten gibt.

Die Autorin gibt vor, daraus gelernt zu haben, daß es darauf ankommt, jemanden zu wählen, der ähnliche Ziele und Projekte verfolgt.

In dieser Geschichte lassen sich Teile aus den Ansätzen von Rousseau und Knigge auch heute noch erkennen, trotz veränderter Familie und gesellschaftlicher Stellung der Frauen. Insgesamt kommen viele Aspekte vor, die wir bei Autoren des 18. Jahrhunderts kennengelernt haben: 1. Familie als gemeinsames Projekt der Geschlechter, 2. die Jugendliebe, die keine Basis für ein dauerhaftes Zusammenleben sei, 3. daß es gefährlich für den Erhalt einer Beziehung sei, Frauen mit Männern allein zusammentreffen zu lassen und sei es, um gemeinsam Literatur zu diskutieren, 4. moralische Vorstellungen von Monogamie.

Alle diese Aspekte verweisen auf den Wunsch nach einer dauerhaften Beziehung, (zumindest) solange bis die Kinder erwachsen sind, so daß die geteilte Sorge um die Kinder gewährleistet ist. Familie wird nicht in komplementärer Ergänzung der Geschlechter gedacht, sondern in gleichberechtigter Zusammenarbeit. Die Frage nach Wegen, auf denen partnerschaftliche Regelungen der Aufgaben durchgesetzt werden könnten, kann außer acht gelassen werden, weil diese in die traditionellen Familienformen übertragen werden. In dieser Konstruktion steckt zum einen die Perspektive, daß einander liebende Männer und Frauen sich über das zukünftige gemeinsame Leben verständigen sollten, zum anderen zeigen sich Grenzen für Partnerschaften überhaupt, weil die wesentliche Aktivität in der Wahl besteht (wie den Frauen seit Rousseau nahegelegt wird) und weniger darin, sich eine gemeinsame Perspektive zu erarbeiten, Liebe als Projekt zu betrachten, wie es z.B. Alexandra Kollontai vorschlug. Wichtig ist hier die Entscheidung im Resultat, der Entscheidungsprozeß verbleibt als Leerstelle.

Diese Geschichte liefert einen Hinweis darauf, wie der Widerspruch bestehen bleiben kann, Liebe als Schicksal zu konstruieren, aber zugleich bestimmte soziale Faktoren voraussetzen zu müssen, damit Frauen ihre eigenen Interessen, z.B. bezogen auf Familie und Beruf, wahren können. Im Tagtraum wird möglich, was die Realität der Geschlechterver-

hältnisse und die konkreten Männer nicht zulassen. Durch die Individualisierung von Mängeln auf seiten der Männer kann die Suche nach dem "richtigen Partner" für die Träume fortgesetzt werden, ohne die Geschlechterverhältnisse verändern zu müssen. Dabei ist Familie Ziel weiblicher Liebe, wenn nicht bis zum Tod, so doch bis die Kinder allein zu-recht kommen. Damit aber wird schon der Beginn einer (heterosexuellen) Liebe zur Falle für Frauen, weil sie in den Vorstellungen so schwer von Familie zu trennen ist.

Den Wunsch nach Konstanz im Sexuellen begründet die Autorin (in Abwandlung) mit dem kategorischen Imperativ von Kant: "Handle so, als ob die Maxime (Richtlinie) deiner Handlung zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte." Frauen sollen Männern nicht antun, was Männer Frauen antun, hieße Kants Orientierung übersetzt in die Geschlechterverhältnisse. Von Frauen befolgt, reproduziert sich mit diesem humanen Lehrsatz die sexuelle Doppelmoral und damit die Geschlechterverhältnisse in diesem Bereich. Die männlichen Philosophen haben die Welt nur erklärt, es kommt darauf an, daß wir sie so verändern, daß sich allgemeine menschliche Orientierungen nicht mehr gegen Frauen richten können.

#### Das Stadtleben

Als sie zwanzig war, ging sie in das schöne Unistädtchen Marburg, um zu studieren: allein, voller Vorfreude und Neugier, auf alles, die Leute, die Stadt, das Studium. Nach zwanzig Jahren Leben auf dem Land verließ sie die Enge des Elternhauses, die Enge des dörflichen Lebens. Nach einer Zeit im Studentenwohnheim zog sie zum ersten Mal in eine Wohngemeinschaft; mit Christian und Lilly, mit denen sie auch studierte, und Jan, den sie nur entfernt kannte.

Für die vier begann eine lebhaftere, schöne gemeinsame Zeit. Am Holztisch der WG-Küche führten sie lange Gespräche über ihre Familien, ihre Eltern, über ihr Leben, ihre Pläne und überhaupt Gott und die Welt. Dabei waren alle ganz verschieden: Mit Lilly konnte sie herrlich klönen und in hemmungslose Alberei verfallen, mit Christian konnte sie sich so richtig in Diskussionen über Politik und Religion versenken. Jan faszinierte sie, weil er irgendwie ganz anders war als die Männer, die sie früher so kannte: Sich um den gemeinsamen Haushalt zu kümmern, war ihm selbstverständlich. Mit Leidenschaft fahndete er nach Sonderangeboten, brachte stolz Tüten voller günstiger Lebensmittel nach Hause. Drei Tage lang bastelte er, sägte und nagelte, bis eine tolle Konstruktion als Halter für Brotbretter entstanden war. Auch mit seinem Körper ging er anders um, als sie

es von Männern gewohnt war: Verschämt gestand er ihr, daß er sich zu rund fände, und plante kleine Diäten, dafür waren seine langen blonden Haare sein ganzer Stolz, sie wurden liebevoll mit Pflegespülungen bedacht. Zunächst erschien er ihr vor allem fröhlich, tatenlustig und voller Wärme. Nach und nach stellte sie fest, daß sie mit ihm auch über alles mögliche reden konnte. Auch er kannte z.B. Angst davor, zu Demonstrationen zu gehen. Mit ihm konnte sie auch über gelesene Bücher, Beobachtungen im Alltag reden, auch seine Anschauungen kritisieren, ohne daß er sich gleich unterlegen fühlte oder sie das altgewohnte Gefühl bekam, unweiblich zu erscheinen. Bei Jan wurde eine tiefe Kluft in ihr selbst langsam kleiner: Auf dem Dorf hatte sie immer das Gefühl, daß sie mit eigenen kritischen Gedanken, mit ihrer Leidenschaft für Bücher, ihrem Besuch des Gymnasiums (alle anderen gingen zur Real- oder Hauptschule) zwar geachtet und geschätzt wurde, aber eben keine Frau mehr war. Nachdem sie ein dreiviertel Jahr zusammengewohnt hatten, machten sie zu viert eine kleine Reise durch Norddeutschland und besuchten ihre Elternhäuser. Als sie bei den jeweiligen Familien zu Gast waren, fiel ihr auf, wie gut sie sich in der Wohngemeinschaft inzwischen kannten. Vor allem, als sie in ihrem eigenen Elternhaus waren, fiel ihr auf, wie anders sie jetzt lebte. Es bereitete ihr diebische Freude, als Christian und Jan wie selbstverständlich den Tisch nach dem Essen mit abräumten, während sie in ihrer Familie noch nie einen Mann mit Geschirr in der Hand gesehen hatte. Sie fand es anstrengend, ihre Eltern zu besuchen, die Luft war gleich wieder dick durch alte schwelende Konflikte und Verletzungen, aber durch Jans Anwesenheit, der inzwischen ihre ganze Familiengeschichte kannte, fühlte sie sich stärker und freier als üblich. Neben ihrer Ablehnung des Altgewohnten, der streitenden Familie, der Engstirnigkeit des Dorfes, ihrer Ortlosigkeit, gab es etwas Neues: Die Erfahrungen davon, daß man anders miteinander leben konnte, als sie es kannte, daß auch eine Freundschaft mit einem Mann ganz anders sein konnte, als sie es kannte. Gleich nach der einwöchigen Reise machte Jan zwei Wochen Urlaub im Süden. Sie merkte plötzlich, wie sehr er ihr in der Zeit fehlte, und als er schließlich braungebrannt und fröhlich wieder zur Wohnungstür der WG hereinkam, hüpfte ihr Herz. Ihr wurde ganz heiß, und sie wußte: sie hatte sich verliebt! (Studentin, geboren 1962)

Themen dieser Geschichte sind sowohl alternative Zusammenlebensformen als auch Emanzipation beider Geschlechter und vom Elternhaus. Alle Elemente hängen in der Konstruktion zusammen und bedingen sich wechselseitig.

Emanzipation kommt vor als eine Art doppelter Ausbruch, zum einen der Autorin aus dem Elternhaus und dem Heimatdorf, zum anderen aus traditionellen Geschlechterrollen, wobei der Maßstab das Verhalten der Geschlechter in der Heimatfamilie und im Dorf ist.

Die eigene Emanzipation macht die Autorin an der von ihr angenommenen ("gefühlten") Definition von außen fest. Wie dies geschieht, bleibt in der Geschichte eine Leerstelle. Sie selbst verbindet damit "kritische Gedanken", "Leidenschaft für Bücher" und den "Besuch des Gymnasiums", alle Elemente werden dabei aber inhaltlich nicht gefüllt. In der Umkehrung ließe sich formulieren, daß die Frauen auf dem Dorf wenig kritisch, wenig belesen und schulgebildet seien. Indem sich die Autorin in dieser Weise abgrenzt und auf das Einverständnis der LeserInnen rechnen kann, die für belese und gebildete Frauen sind, konstruiert sie sich bezogen auf ihr Heimatdorf als eine Art Avantgarde, die aus heutiger Sicht in die richtige Richtung gegangen ist. Demnach bedeutet in dieser Konstruktion Emanzipation für Frauen einen Zugewinn an kritischer Bildung.

Jans Verhalten hingegen, soweit es in der Geschichte beschrieben wird, erinnert an das einer Frau, indem er sich im Elternhaus der Autorin so verhält, wie es sonst Frauen tun. Des weiteren kümmert er sich um den Haushalt (Sonderangebote) und um seinen Körper (Diäten und Haarspülungen). Emanzipation für einen Mann bedeutet in dieser Konstruktion demnach einen Zugewinn an Fertigkeiten in Bezug auf Familienarbeit und den eigenen Körper. Emanzipation wird für beide durch positive Zugewinne beschrieben, nicht durch Verluste (seien sie nun positiv oder negativ zu bewerten).

Die so im Widerstand zum traditionellen Verhalten gestalteten Geschlechter treffen sich in gemeinsamen Gesprächen, im Austausch über Bücher, in der gemeinsamen Angst auf Demonstrationen. In dieser Weise werden die Geschlechter als solche dargestellt, die sich aufeinanderzuentwickeln - Differenzen (zu Ende gedacht) auf Dauer verschwinden lassen. Die Perspektive, die am Ende der Entwicklung steht, wäre dann die Gleichheit von Männern und Frauen im Sozialen. Insofern ist es eine sehr perspektivische und ermutigende Geschichte. Autoritätsverhältnisse kommen in dieser Geschichte nicht zwischen den WG-Mitgliedern vor, sie werden hinsichtlich der Mitglieder der Herkunftsfamilie angedeu-

tet. Die Autorin verliebt sich in den Anderen, der fast ein Gleicher ist.

Das "Sich-Verlieben" selbst wird dargestellt als der Endpunkt eines Prozesses des Sich-Kennenlernens im gemeinsamen Wohnprojekt zu viert und materialisiert sich in der Vorstellung der Autorin in Form einer Sehnsucht, eines Mangels in seiner Abwesenheit, und als ein Körpergefühl. Die Autorin fühlt sich durch seine Anwesenheit im Widerstand gegen die Eltern gestärkt, insofern bedeutet Liebe auch, sich gegenseitig zu unterstützen durch gemeinsame Anliegen bzw. durch Gleichheit. So gesehen ist dieses "Sich-Verlieben" in kleinen Ansätzen ein Projekt, wie es sich in etwa Alexandra Kollontai vorgestellt hat. Wie in Kollontais Theorie verschwinden jedoch auch in dieser Konstruktion männliches Dominanzgebaren oder Vorherrschaft überhaupt.

Bevor man sich der Illusion hingibt, daß sich dies alles inzwischen in der Gesellschaft zum verallgemeinerbaren Wohl für beide Geschlechter geregelt hat, soll noch ein Blick auf alle die Themen geworfen werden, die in der Geschichte nicht vorkommen. Die Konzentration der Autorin auf das Zusammenleben läßt die Inhalte der Gespräche ebenso außer acht wie die Personen, die sie vorschlagen; unbenannt bleiben auch die Studienfächer der WG-Mitglieder.

So stellt sich hier die Frage, ob die vielbeschworene, angeblich erreichte Gleichheit der Geschlechter im Interpersonellen eine der Vorstellungen ist, die nur solange aufrechterhalten werden kann, solange die Inhalte (z.B. der Gespräche, der Studienfächer) außen vor gelassen werden sowie die Frage nach Autoritätsverhältnissen und ihrer Reproduktion.

Um diesen Fragen näherzukommen ist es aufschlußreich, einen Blick auf den zweiten Teil der Frage für die Geschichte zu werfen, den "Planen". Diese kommen nicht als Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche vor, sondern als etwas, über das die WG-Mitglieder zusammen reden können, ohne daß die Gegenstände der Pläne ausgeführt werden. Und sie kommen zum Teil als bereits realisierte vor - die Wohngemeinschaft, statt Studentenheim und letztlich statt Kernfamilie.

So sind die Pläne mit dem "Geliebten" auch bereits realisiert, Erwartungen, die über dieses Zusammenleben hinausgehen, die auf eine gemeinsame Zukunft (mit Jan) gerichtet sind, kommen nicht vor.

Die Überwindung der traditionellen Familienform und damit die Abtrennung der Liebesverhältnisse als implizite Perspektive führt zu neuen Lebensformen mit neu geordneten Geschlechterverhältnissen. Hierin, so legt die Geschichte nahe, liegt eine Perspektive für die Geschlechter: eine neue Anordnung von Arbeitsteilungen und zumindest zum Teil die Überwindung traditioneller geschlechtsspezifischer Zuständigkeiten.

Dennoch hängen auch in dieser Konstruktion Zusammenlebensform und Liebe direkt zusammen, so daß hier darüber hinausgehende gemeinsame Projekte der Liebenden nicht thematisiert werden (müssen). Auch hier hat die Autorin irgendwie den "Richtigen" gefunden, der für ein, von ihr bejahtes, alternatives Leben prädestiniert ist. So erscheint altes Verhalten in neuen Mustern und Formen. Das Zusammenleben wird zur impliziten gemeinsamen dritten Sache und erhält dadurch letztlich auch eine verallgemeinerbare Perspektive. Indem diese Umstrukturierungen explizit im Privaten stattfinden, berühren sie andere gesellschaftliche Bereiche, worin die Geschlechterverhältnisse fortbestehen, in dieser Konstruktion zunächst nicht. Auf Dauer aber gilt es beides zusammenzudenken.

#### Das Kollektiv

Sie war fast 30 Jahre alt, hatte ihr Diplom in Soziologie abgeschlossen und war erwerbslos, d.h. sie lebte immer noch überwiegend von dem Geld ihrer Eltern und von Nachhilfestunden. Ihre berufliche Perspektive lag darin, vielleicht eine ABM-Stelle in einem Buchprojekt zu bekommen, in dem sie schon seit einigen Monaten inhaltlich mitwirkte. Ansonsten arbeitete sie in einem feministischen Forschungsprojekt zum Thema Frauen und Politik, leitete eine feministische Lesegruppe und arbeitete im Ladenkollektiv mit, einer Gruppe entstanden aus der Initiative von Frauen, einer politischen Organisation und Mitarbeiterinnen der Frauenredaktion einer marxistischen Zeitschrift. Das Kollektiv hatte sich aus zwei Anliegen gebildet, eben diese Zeitschrift zu diskutieren, inhaltliche Vorschläge für die Redaktionen zu machen, HeftautorInnen zu Veranstaltungen einzuladen und die Zeitschrift sowie Bücher, die in demselben

Verlag erschienen (auch die Ergebnisse der Frauenforschungsgruppen) zu verkaufen, in einem von den Mitgliedern der Gruppe getragenen Verkaufsdienst. Die Ladengruppe bestand in der Mehrzahl aus Frauen, die auch die eindeutig Engagierteren und Bestimmenden waren. In allen diesen irgendwie zusammengehörigen Aktivitäten hatte sie für sich eine Orientierung gefunden, mit einer wissenschaftlichen Haltung dazu beizutragen, sowohl diese Haltung zu verbreiten als auch für eine Gesellschaft einzutreten, die perspektivisch ohne Frauenunterdrückung und Klassenunterschiede auskommen würde. Sie dachte, auf Dauer könnte so das selbstverständlich werden, von dem sie nie begriffen hatte, warum es nicht längst schon so war.

An diesem Abend, die Gruppe traf sich einmal wöchentlich abends, hatten sie nach langer Zeit mal wieder ein neues Gruppenmitglied dazugewinnen können - Andreas. Er war Mitte 30 und hatte weder die Verwegenheit eines Cowboys oder den Charme eines Cary Grant, noch die aufdringliche Zurückhaltung eines typischen Softies. Äußerlich war er eher nicht ihr Typ, so daß von Liebe auf den ersten Blick zu sprechen, einer Geschichtsklitterung gleichkäme.

In dieser Sitzung ging es u.a. darum, das neue Zeitschriftenheft zu besprechen oder dessen Besprechung zu planen, so genau weiß sie es nicht mehr. Auch erinnert sie sich nicht daran, wieso sie sofort in einen Streit mit ihm über einen Beitrag einer feministischen Autorin verwickelt war. Es handelte sich um eine Kritik an der Postmoderne, die für sie sehr einleuchtend und nachvollziehbar gewesen war, die Kritik an männlichen Theoriekonstruktionen, die keine Perspektive ließen. Andreas hingegen gab sich als Experte der postmodernen Strömungen zu erkennen und vertrat die Ansicht, daß die Autorin den kritisierten Theoretikern nicht gerecht werde und es schien, als hätte er einige von ihnen gelesen. Der von ihm vorgeschlagene Literaturtip allerdings bestätigte ihr später ihre Position und die der feministischen Autorin erst recht, weil sie dort vieles von dem wiederfand, was diese dargestellt und kritisiert hatte.

Für sie war an der ganzen Situation erstaunlich, daß sie überhaupt geredet hatte, was in dieser Gruppe damals selten vorkam, es sei denn, sie hatte explizit einen Beitrag vorbereitet, und daß sie sich zudem noch mit jemandem um ihre Position in der Öffentlichkeit der Gruppe stritt.

Nach der Sitzung in der Kneipe stellte sich dann heraus: Er beendete seine Promotion. Zudem war er verheiratet, hatte ein Kind und Haus. Sie merkte, daß sie diese Informationen enttäuschten.

Sie traf sehr wenige Männer, da sie meistens mit Frauen zusammenarbeitete und noch weniger, mit denen sie sich überhaupt produktiv unterhalten, geschweige denn auf wissenschaftlichem Niveau streiten konnte. Der letzte Freund, mit dem sie zwei Jahre zusammen war und von dem sie sich seit vielen Monaten getrennt hatte, war sehr freundlich und fürsorglich gewesen und hatte ihre wissenschaftlich politischen Tätigkeiten zwar hingenommen, deutete aber immer wieder an, daß ein solches Engagement, wie sie es praktizierte, mit den Jahren verenden würde und schien diesem Tag mit Freuden entgegenzusehen. Er stritt z.B. dagegen, einen Kapitalkurs mitzumachen, seiner Meinung nach reichte es, Sekundärliteratur zu lesen, so konnte sie sich oft nicht



über das, was sie machte, mit ihm unterhalten und zugleich versuchte er immer, sie von ihrem Engagement abzubringen und forderte von ihr, sich selbst nicht so wichtig zu nehmen, in einer Zeit, in der sie gerade damit angefangen hatte.

Andreas schien ihr da anders, er hatte seinen Weg in die gleichen politischen Zusammenhänge gefunden wie sie, war belesen, wußte also, wovon er sprach, so daß man sich mit ihm um Positionen streiten konnte. Sie hätte gerne eine Beziehung zu einem wie ihn gehabt. Gemeinsam in einem Projekt zu arbeiten, um die besten Wege zu streiten und als vollwertiger Mensch akzeptiert zu werden, schien ihr eine neue Dimension für eine Beziehung zu einem Mann. Bislang hatte sie dies mit einigen Frauen gelebt in unterschiedlicher Weise, mit einigen war sie befreundet, so daß sie gemeinsame Ferien verbrachten, kulturell ab und zu zusammen etwas unternahmen, außerhalb der politischen Zusammenhänge, mit anderen arbeitete sie nur im Rahmen der Gruppen zusammen. Eine Liebesbeziehung verband sie mit keiner der Frauen und theoretisch waren sie sich ziemlich einig, in den Diskussionen ging es oft nicht explizit um unterschiedliche Positionen, sondern um Kompetenz und Inkompetenz oder darum, sich gemeinsam Positionen anzueignen und in feministische Perspektiven kritisch einzubauen.

Körperliche Nähe, Sexualität und unmittelbarer männlicher Widerpart fehlten also damals in ihrem Leben. Jemand wie Andreas schien die Möglichkeit zu bieten, die genannten Faktoren mit ihrem übrigen Leben und Alltag vereinbaren zu können. Sie stellte es sich produktiv vor, sich dabei gemeinsam zu entwickeln, ohne den anderen daran zu hindern oder behindert zu werden. Sie träumte von zärtlichen Nächten nach den Gruppensitzungen und den anschließenden Kneipenbesuchen. (Wissenschaftliche Angestellte, geboren 1956)

Ähnlich wie in der ersten Geschichte ("Das Arrangement") verliebt sich die Autorin in einen Mann bei der ersten Begegnung, auch hier stehen die Auseinandersetzungen in Gesprächen im Vordergrund. Thema der Geschichte ist Emanzipation in theoretischen Debatten, Überwindung von Schweigen.

"Welteroberung" kommt vor als politische Auseinandersetzung um eine "dritte Sache" und als Streit um die richtigen Wege. Das erinnert an den Ansatz der Kritischen Psychologie von Klaus Holzkamp. In seinem Beziehungskonzept unterscheidet Holzkamp auf der kategorialen Ebene zwischen interaktiven und kooperativen Beziehungen. Letztere stellen die perspektivische Seite dar, dort wird ein Handlungszusammenhang über ein gemeinsames gesellschaftliches Ziel (eine dritte Sache) hergestellt. Bloßes Zusammenarbeiten allein ist demnach noch keine Kooperation, wichtig ist die dritte Sache (vgl. Klaus Holzkamp 1983, 375; 1979, 13 ff.). Diese Sichtweise ist so politisch und gesellschaftlich relevant wie

asketisch. Wichtig in interpersonellen Beziehungen, in der Kritischen Psychologie wie sie Holzkamp vertritt, sind gesellschaftliche Ziele und Wege. Persönliche Eigenschaften und Verhaltensweisen kommen in dem Konzept nicht vor, bzw. werden nur dann wichtig, wenn sie zur Erreichung der Ziele beitragen oder sie verhindern. Ebenso knapp ist die Begegnung in der obigen Geschichte konstruiert: Körperliche Anziehung, Sexualität werden nur am Rande erwähnt, als solche in einer heterosexuellen Beziehung vorausgesetzt. Andere Aspekte heterosexueller Beziehungen kommen gar nicht vor, weder Regelungen im Alltag, die sonst oft zu Konfliktpunkten zwischen den Geschlechtern werden, noch andere Aspekte z.B. kultureller Art. Was zählt, so legt die Autorin nahe, ist die Auseinandersetzung um die dritte Sache. Selbst der Vergleich zu einer früheren Beziehung zu einem anderen Mann behandelt ausschließlich dieses Thema. Sie verließ ihn, so die Konstruktion, weil er sie von ihren theoretischen und politischen Vorhaben abhielt. Welteroberung wird hier zu dem ernsthaften Anliegen, sich mit Männern über feministische Standpunkte auseinanderzusetzen.

Die Geschichte liefert einen Hinweis darauf, warum eine Haltung, die überwiegend an der gemeinsamen Sache orientiert ist (bei gleichzeitiger Negierung der Geschlechterverhältnisse), für die gesellschaftlichen Projekte zur Verhinderung werden kann. Die Autorin ordnet sich als Feministin ein, die geschilderte Auseinandersetzung dreht sich auch um eine feministische Position (hier zur Postmoderne). Groteskerweise verliebt sich die Autorin in einen Mann, der einen explizit anti-feministischen Standpunkt vertritt. Die diskutierten VerfasserInnen vertreten einen jeweils spezifisch feministischen bzw. männlichen wissenschaftlichen Standpunkt. Die Autorin stützt die Position der Feministin, er die von dieser Autorin kritisierten männlichen wissenschaftlichen Ansätze. Eine Perspektive liegt hier sowohl in der Form der Diskussion als auch im Inhalt. Auf wissenschaftlicher Ebene wird um feministische Positionen gestritten - darin liegt eine mögliche Perspektive für die Entwicklung der Geschlechterverhältnisse in interpersonellen Beziehungen. Zugleich aber liefert auch hier die Kon-

struktion der Autorin Hinweise auf Probleme in diesen Haltungen von Frauen. Die Form der Auseinandersetzung (zu sprechen, statt zu schweigen), die die Autorin mit der in den Frauengruppen vergleicht, tritt in der Konstruktion vor die Inhalte. So kann sie seine männliche Autorität akzeptieren. Indem die dargestellte Auseinandersetzung damit endet, daß sie sich die von ihm vorgeschlagene männliche Literatur zum Thema ansieht, läßt sie sich von ihm den Rahmen der Diskussion vorgeben, statt zum Beispiel ihm ihrerseits (feministische) Literaturvorschläge zu machen, damit auch er seine theoretischen Defizite minimieren kann. Sie unterwirft sich sogar seinen Vorgaben, indem sie sich weiterbildet (entwickelt), während seine Autorität unangetastet bleibt. Auf diese Weise können sich die Geschlechterverhältnisse im Interpersonellen reproduzieren, auch wenn sich die Geschlechter auf der theoretischen oder politischen Ebene über feministische Ansätze, deren Ziel ja Frauenbefreiung ist, auseinandersetzen.

Obwohl die Autorin beschreibt, in Frauengruppen tätig zu sein, viel Zeit mit Frauen zu verbringen, dient der Mann als Katalysator einer Emanzipation auf der Ebene wissenschaftlicher Bildung. Der Wunsch von Frauen, alles wissen zu wollen, bevor sie meinen, mitreden zu können, läßt die Errungenschaften (hier) der Frauengruppen als stets zu gering erscheinen - ein Perpetuum mobile. Darin liegt ein Hinweis auf eine Falle für Frauenbefreiungsprojekte und die Entwicklung der einzelnen Frauen, denn sie können nie alles wissen, was Männer für wichtig erachten. Für die Perspektive beider Geschlechter müssen also Haltungen entwickelt werden, die einen Austausch von Kompetenzen ermöglichen, der auf Gegenseitigkeit basiert. Dazu braucht es Gruppen, in denen Frauen verstärkt lernen können, um Wege zu streiten, hier stoßen die, im übrigen so dringlich notwendigen, separaten Frauengruppen auf ihre Grenzen dann, wenn sie zu einvernehmlich gestaltet werden.

"Sich-Verlieben" wird beschrieben als Bereicherung eines ausgefüllten Alltags bzw. als Kompensation einiger fehlender Aspekte, die aber kaum ausgeführt werden: körperliche Nähe und Sexualität sowie der Streit um die richtigen Wege.

Im Aspekt des Streits fallen "Sich-Verlieben" und "Welteroberung" zusammen. Auf diese Weise gelingt es, die Konstruktion so zu bauen, daß die Geschlechterverhältnisse im Interpersonellen nicht zum Ausdruck kommen müssen. Es stellt sich die Frage, ob sich (emanzipierte) Frauen nur verlieben können, wenn sie in ihren Erwartungen an heterosexuelle Liebesbeziehungen von Geschlechterverhältnissen abstrahieren? Trägt so die Liebe der Frauen zur Reproduktion der bestehenden Geschlechterverhältnisse bei?

#### Das Forschungsprojekt

Die Geschichte liegt schon länger zurück, ist für sie aber trotzdem sehr nah, fast wie gestern.

Sie hatte - aus heutiger Sicht blutjung, im Kontext der besonderen Situation damals steinalt, also mit 25 Jahren - die Fachoberschule für Sozialpädagogik begonnen, wollte eigentlich qualifiziertere Altenpflegerin werden, sprich: das Studium der Sozialarbeit anstreben. Dies schien ihr jedenfalls der richtige Kontrast zur Kinderarbeit der letzten sechs Jahre, zugleich Vorbereitung auf die eigene Zukunft und im Rahmen dessen, was sie sich zutraute. Sie befand sich immer noch in der Phase des Abnabelungsprozesses von Mann, Kindern und dem ganzen "Familiensumpf" drumherum, der aber weitestgehend abgeschlossen war. Sie fühlte sich inzwischen überwiegend zufrieden in ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung für sich allein, manchmal sogar fast euphorisch glücklich, obwohl (oder gerade weil?) sie ziemlich kontaktarm war. So konnte sie sich auf das werfen, was ihr wichtig war: die Ausbildung. Für die nötige Entspannung und Abwechslung sorgten damals die zahllosen "Disco-Gänge" (mein Gott, jetzt merk' ich, wie lang das doch her ist!). Sie fühlte sich irgendwie gut so vereinzelt, für das lebensnotwendige Gefühl von Intensität sorgte der schulische Stoff, zwischenmenschliche Kontakte durften dagegen gern oberflächlich bleiben - sie hatte ein ausgesprochen negatives Menschenbild zu diesem Zeitpunkt und hätte sich sonst - überzeugt, Tiefe erst selbst herstellen zu müssen - überfordert gefühlt. So widmete sie sich lieber ausschließlich ihrem Studium, und dem dafür richtig.

Sie kam schulisch auch gut voran, bewältigte den vorgegebenen Stoff fast mühelos, wo nicht, war eben Fleißarbeit zu Hause angesagt, für die sie sich auch öfter einfach mal "freinahm". Und obwohl sie mit Abstand eine der Ältesten in der Klasse war, und von denen wiederum die Älteste, war sie absolut kein Außenseiter, jedenfalls nicht mehr als sie wollte, hatte irgendwie Kontakte zu allen, zuckelte mit ihnen in den großen Pausen in die Teestube, traf sich mit manchen sogar zu Klausurvorbereitungen, obwohl sie eigentlich lieber allein lernte, weil sie so viel besser vorankam. Eigentlich mochte sie ihre KlassenkameradInnen auch überwiegend ganz gerne. Aber nach der Schule war's dann auch genug. Auf dem Heimweg in der S-Bahn suchte sie ihre Ruhe in einem anderen Abteil, des ewig gleichen Geschnat-

ters überdrüssig. Bis jener "eine" - ein Klassenkamerad - ihr dann fortan immer ungefragt Gesellschaft leistete ... ER war ihr monatelang unter den anderen nicht aufgefallen, war eben einfach da wie sie, gehörte dazu, war ansonsten ziemlich still, "aber wenn ER was sagt, hat es Hand und Fuß" - so jedenfalls ihr Soziologielehrer. ER leistete ihr also fortan auf dem Heimweg Gesellschaft, und sie unterhielten sich über die Schulsituation, den Stoff, die Lehrer, ratschten über MitschülerInnen, immer häufiger dann auch über persönliche Dinge wie die Beziehungsprobleme, die ER damals mit seiner Freundin gerade hatte (dabei vertrat sie regelmäßig den Standpunkt dieser Freundin, obwohl sie sie gar nicht kannte).

Bevor es jedoch so weit zwischen ihnen kam, hatte ER auch irgendwann einmal, zurück von einer Friedensdemo, zu der sie ihn überredet hatte, bei ihr geschlafen, weil sein Bus angeblich nicht mehr fuhr. Da war aber dieses sehr geschwisterliche Verhältnis gerade erst am Wachsen. - Und immer häufiger trafen sie sich zu Klausurvorbereitungen.

Irgendwann hatten sie auch mal einen etwas heftigen Streit darum, ob ein bestimmter, unbequemer Lehrer von der Klasse abgesägt werden sollte oder nicht. ER rief sie am selben Abend zu Hause an, um ihr zu sagen, daß ER es schrecklich finden würde, wenn sich durch diesen Streit zwischen ihnen etwas ändere. Dieser Anruf hat sie damals seltsam berührt, denn sie hatte diesen Streit nicht wichtig genommen, da für sie nichts da war, was sie hätte verlieren können. Sie beruhigte ihn aber am Telefon und schrieb ihm in ihrer Rührung einen Liebesbrief, wenngleich dieser sehr metaphysisch, also allgemein gehalten und unverbindlich war.

Bald darauf fing ein Projekt im Fach Soziologie an; dazu sollten sich in der Klasse eigenständig arbeitende Gruppen bilden, die zum Thema "Alter" forschen sollten. Das war IHR Thema, sie hatte es auch eingebracht und durchgesetzt. Der Gruppengedanke behagte ihr aber gar nicht, sah sie doch Gruppenarbeit eher als Behinderung an. So wählte sie sich also von den vier herausgearbeiteten Unterthemen das augenscheinlich schwierigste - "Hoffnung und Zukunft der Alten" -, zu dem sich niemand berufen fühlte, weil man dazu u.a. auch Alte selbst befragen mußte. Auch ihr war etwas unbehaglich beim Gedanken, ein so ungreifbares Thema theoretisch und praktisch aufzubereiten, daß am Ende "etwas Handfestes" dabei herauskäme. Aber der Gedanke, in den anderen Gruppen mitzuarbeiten, behagte ihr noch weniger, zumal, wenn sie sich deren Zusammensetzung ansah und überlegte, wo die einzelnen MitschülerInnen wohnten - das roch nach zusätzlichen endlosen Organisationsproblemen, und zumeist machten dann einer oder zwei am Ende doch die Arbeit für die restlichen drei oder vier mit. Dann schon lieber allein, da wußte sie wenigstens, woran sie war.

Allerdings, dies konnte sie sich ausrechnen, war die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, daß ER in ihrer "Gruppe" (die ja zunächst nur aus ihr selbst bestand) mitarbeiten würde, denn ER fehlte an diesem Tag der Gruppenbildung, und ihr Soziologielehrer war bestimmt daran interessiert, daß die Gruppen ungefähr gleichgewichtig besetzt werden, würde darauf drängen, daß ER bei ihr mitarbeitete, wie auch die andere an diesem Tag fehlende Mitschülerin, das Nesthäkchen (hier = Dummerchen) der Klasse. Der erste Gedanke gefiel

ihr ungemein, da das, was ER sagte - wie gesagt - immer "Hand und Fuß hatte", sie sich eine Zusammenarbeit mit IHM daher sehr fruchtbar vorstellen konnte. Ein Grund mehr also, dieses Abseitsthema zu wählen. Und mit dem Nesthäkchen würden sie sich schon irgend etwas einfallen lassen. Es kam wie vorhergesehen: durch den Soziologielehrer forciert, landeten die beiden "in ihrer Gruppe", sie, weil es ihr ohnehin egal war und sie weder Interesse an irgendeinem der Unterthemen, noch besondere Zuneigung zu irgend jemandem aus der Klasse hatte. ER, hin- und hergerissen zwischen der Hoffnung auf gute Arbeitsbeziehungen und dem Bedürfnis nach einem klar abgegrenzten, greifbaren Thema, ließ sich eben vom Soziologielehrer beschwatzen.

Die Gruppenarbeit entwickelte sich wie erwartet und gleichzeitig auch wieder völlig anders. ER, das wußte sie gleich, würde kein größeres Problem darstellen, sie müßte nur so tun, als hätte sie alles im Griff und mit der Arbeit beginnen, dann würde ER schon mitziehen. Die Dritte (ich nenne sie hier der Einfachheit halber mal Suse) war ein kalkulierbarer Flop: Gleich bei der ersten gemeinsamen Sitzung machte sie voll auf Naivchen, jammerte herum, daß sie überhaupt nicht wußte ... und überhaupt hätte sie Angst vor diesen spießigen Alten (ER übrigens auch, wie er ihr hinterher gestand), nein, die überwinden, das könne sie wohl nicht. Der Fall war also klar: Suse brauchte eine Beschäftigungstherapie, die ihr das Gefühl gab, etwas für die Gruppe zu tun, damit sie den eigentlichen Arbeitsprozeß nicht aufhielt (ich weiß, das klingt gemein arrogant, war's auch, war aber trotzdem richtig). Sechs Wochen, das hieß Zeitdruck. Also gab "man" Suse Literatur zum Thema Alter, aus der sie alles Interessante zu Hoffnungen und Zukunft herausarbeiten und ordentlich zusammenfassen sollte. Den Rest sollte sie ruhig "den anderen" überlassen (und die hatten diese Literatur natürlich auch bereits überflogen, Empirie läßt sich ja bekanntlich nicht aus dem hohlen Bauch machen - aber viel fand sich eigentlich nicht darin). Zu zweit wurde also rasch ein Plan erstellt: Eine qualitative Studie (Befragung), aus der dann ein Fragebogen abgeleitet werden sollte. Das Ganze auswerten, zur Theorie ins Verhältnis setzen und anschließend Forderungen daraus ableiten und neue Forschungsfragen aufwerfen.

Vorweg: Vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet und aus heutiger Sicht war diese Studie mit Sicherheit vulgär. Nicht so für sie damals. Sie nahm dieses Forschungsvorhaben absolut ernst, steckte alle verfügbaren Energien in die Aneignung von Techniken, Fähigkeiten und Kenntnissen und hatte dabei das Gefühl, zugleich einen wichtigen, wenn auch ungehörten Beitrag zur Altenproblematik beizutragen.

Entsprechend ihrer eigenen Einschätzung, mit der sie ihre "Arbeitsgruppe" "dirigierte", war das Projektvorhaben in ihrem Bereich unverhältnismäßig groß angelegt, und sie wunderte sich noch heute, woher sie die Energien nahm, es so konsequent zu Ende zu führen, denn der Unterricht - abgesehen von Soziologie - lief nebenher normal weiter.

Das ging zunächst auch alles gut an: Das "qualitative Opfer" zeigte sich dankbar und erzählte, einmal angestoßen, bis alltägliche Notwendigkeiten es abriefen, so daß das anschließende gemeinsame Gedächtnisprotokoll eine Fülle an Stoff für den zu erstellenden Fragebogen lieferte, der

selbstverständlich den Rahmen aller qualitativen Erhebungen sprengte (solche Erfahrungen müssen wohl gemacht werden!). Die quantitativen Opfer wollten leider keine sein, da sie sich alle in der großen historischen Phase des Volkszählungsboykotts befanden (was zwar vom politischen Standpunkt aus sehr begrüßenswert war, bzgl. ihrer Studie hingegen ein riesiges Hemmnis bedeutete), und auch die "Grauen Panthe-Rinnen" hatten, selbst nach ausführlichster Begründung, etwas gegen diese Art multiple-choice-Tests und verweigerten ihre Kooperation. Immerhin konnte ihre "Arbeitsgruppe" nach anfänglichen Widrigkeiten am Ende doch mehr als 20 ausgefüllte Fragebögen mit jeweils mehr als 30 Fragen (zusätzliche Kommentare, für die Raum eingeplant war, nicht mitgerechnet) zählen. Kurz: Der Arbeitsaufwand, zumal für nur zwei Personen, war immens. Aber zunächst kam ihnen der Gedanke an Überforderung überhaupt nicht. Leidenschaftlich durchkreuzten sie auf der Suche nach Opfern den Stadtpark, besuchten Altentagesstätten und selbst bei U-Bahnfahrten wurde jede Gelegenheit für Erkenntnisgewinn genutzt. Sie wurden zu schamlosen Datensammlern.

Und dabei kamen sie sich immer näher. "Das Projekt" bestimmte zunehmend ihre kurzen Tage, die sie in immer kürzeren Abständen gemeinsam verbrachten, so daß sie - derart aufeinandergeworfen - auch die restlichen anstehenden Schulaufgaben gemeinsam erledigten. Die Arbeit wurde immer gemütlicher, zumal in der Auswertungsphase; da wurden schon mal kulturelle Bedürfnisse (nach Musik) hintergründig mitberücksichtigt, Wein neutralisierte den Kaffeeflash, und irgendein Anknüpfungspunkt fürs unmittelbar Eigenste fand sich schließlich immer, spätestens beim Verzehr der gemeinsam hergestellten Mahlzeiten. Sie wurden unmerklich "intimer", so daß die Trennungen nach getaner Arbeit (ER fuhr nach Hause) zunehmend schmerzlicher wurden, die Bahnsteigabschiede (sie brachte ihn zumeist zur letzten Bahn) "Hedwig-Courths-Mahler-Charakter" annahmen.

In dieser Phase stellte sich ihr (zunächst undeutlich) erstmals die Frage, ob sie ihn tatsächlich hauptsächlich einfach nur als guten Kooperationspartner schätzte. ER war so sehr viel jünger, daß diese Frage absurd wirkte und gleichzeitig war sein Alter auch wieder unwesentlich, denn ER war thematisch ebenso engagiert wie sie, wirkte von daher zeitlos reif. Wenn ihr dies bewußt wurde, empfand sie so etwas wie Hochachtung ihm gegenüber und eine eigenartige metaphysische Dankbarkeit dafür, daß solche Menschen überhaupt möglich sind. Sie gab die Frage hinsichtlich der "Normalität" ihrer Gefühle schließlich mit allen Bedenken an ihn weiter. Sie wollte sich nicht wieder emotional verstrickt wissen, wollte klare Verhältnisse, Unabhängigkeit. Das Gesprächsergebnis war niederschmetternd vage: Die Beziehung sei offen, alles sei drin, auch beidseitig Ungevolles - so seine Einschätzung. Nicht gerade ermutigend. Um dem entgegenzuwirken, traf sie sich sogar Tage später aus irgendeiner irrwitzigen Hoffnung heraus mit seiner Freundin, gab ihr (sie wußte um die Fragilität ihrer Beziehung und litt sehr darunter) Tips: "Wie halte ich meinen Mann?"

Aber es war zu spät. Sie war - vermutlich schon längst - verliebt in ihn, ob sie wollte oder nicht. Und für Ängste und Bedenken blieb schließlich kaum noch Raum. Die Projekt-

arbeit ging ins Finale: Die gewonnenen Daten mußten hin und her geschoben und miteinander korreliert werden, erste vorsichtige Hypothesen sollten abgeleitet und schließlich formuliert werden, und in das Ganze mußte Suses Teil ja auch noch irgendwie eingebunden werden. Sie arbeiteten wie die Verrückten (weiterhin nur zu zweit, Suse kam nicht recht in die Puschen, das Ganze mußte also so lose improvisiert werden, daß ihr Teil nachträglich zwischengeschoben werden konnte, und die wesentlichen Inhalte ihres Teils waren klar), die letzten Tage arbeiteten sie fast ununterbrochen, die allerletzte Nacht sogar durch. Sie arbeiteten nebeneinander, formulierten, lasen sich das Zu-Papier-Gebrachte gegenseitig vor, korrigierten sich gegenseitig, warfen zwischendurch immer wieder Teile davon in die Schreibmaschine, so daß am Ende ein Text entstand, der beeindruckend wissenschaftlich klang, worüber sie sich vor Lachen kugelten, mit dem sie beide aber recht zufrieden waren.

Die Beziehungsfrage war an diesen letzten Tagen sich selbst überlassen, die Gefühle hatten Raum, sich zu verselbständigen, was sie auch taten, denn natürlich liebte sie ihn für jeden aufs Papier geworfenen Satz und besonders dann, wenn er erschöpft innehielt und verzweifelt fragte (mehr sich selbst als sie): Ja sag mal, was tu' ich denn hier, bin ich denn völlig bekloppt, mich bis an die äußersten Grenzen für so 'ne dusselige Schularbeit zu verausgaben?

Natürlich waren sie verrückt, den schulischen Anforderungen hatten sie schon längst mehr als Genüge getan, und darüber hinaus interessierte sich niemand für ihre Studie. Aber irgendwie war klar, daß sie die Arbeit konsequent in diesem Stil zu Ende führen, sich bis zuletzt das Äußerste abverlangen würden. Von daher hatte sie ob seiner Äußerung keine Angst, sondern sah zwischen diesen unmenschlichen Leistungen plötzlich wieder die Menschen durchschimmern, die sie erbrachten, und ihr wurde bei solch momentanen Einsichten ganz warm zumute, und es erfaßte sie ein unheimliches Staunen, daß so etwas möglich ist.

Nach Abgabe ihrer Arbeit folgte der Absturz in eine unendliche Leere, ihr wurde plötzlich (als Bild gesprochen, wie sonst ließen sich solche Gefühle beschreiben) die Weite des Universums bewußt, sie fühlte sich darin verstreut, den Schmerz des Verlustes (ihrer eigenen Person wie der unmittelbaren Sinnhaftigkeit) und der grenzenlosen Einsamkeit. Das hielt nicht lange, denn schon bald darauf ging es haarscharf aufs Abitur zu und irgendwie war es klar, daß sie sich auch hierauf mit ihm vorbereiten würde. Klar war schließlich auch, daß sie zusammengehörten, daß ihre Bedenken auszuräumen wären, ihre Gefühle unendlicher Zuneigung zu ihm in Ordnung, da begründet waren: Mit ihm konnte sie sich schrittweise ihre Entwicklung in die Welt hinein (also aus den Mauern des jeweils bereits Erreichten heraus) als gemeinsames Unternehmen auch durch Krisen hindurch vorstellen, ohne daß eineR die/den andereN an Sicher-Geglaubtes bannt, weil er/sie angesichts der zu bewältigenden Aufgaben verzagt. Und mit ihm hoffte sie, auch mal jenen Zustand wieder erleben zu können, in dem sie ihre ganze Person perspektivisch straff auf die Bewältigung einer gemeinsamen Aufgabe gebündelt erfahren hatte - immerhin wußte sie um diese Möglichkeit. (Sozialökonomin, geboren 1956)



Die Autorin verliebt sich nicht spontan in einen Mann während des ersten Treffens, sondern im Laufe eines Arbeitsprozesses. Beschrieben werden die Erfahrungen während dieser Zeit, weniger zukünftige Erwartungen. Im Mittelpunkt der Geschichte steht die gemeinsame Arbeit und überhaupt das Bildungs- und Arbeitsleben der Autorin. In dieser Konstruktion geht es ebenfalls vorrangig um die gemeinsame dritte Sache, die empirische Schulaufgabe. Überlebte Beziehungen, wie die angesprochene Ehe und Familie, kommen als bloße Tatsache vor. Wo die Kinder der Autorin geblieben sind, erfährt man ebensowenig wie die Gründe für den "Abnabelungsprozeß" von Mann und Kindern.

In dieser Geschichte, und darin steckt eine Perspektive, beflügeln sich Liebe und Arbeit gegenseitig, ähnlich wie es sich Alexandra Kollontai für die (damalige) Sowjetunion vorgestellt haben mag. Zugleich wird aber nur die Arbeit zum Projekt, nicht die Liebe, diese bleibt merkwürdig unthematisiert. Um zu bearbeiten, wie dies vorgeführt wird und was es bedeutet, sollen zunächst auch hier die Konstruktionen des "Sich-Verliebense" und der "Welteroberung" getrennt betrachtet werden.

"Welteroberung" kommt als gemeinsame Arbeit unter Einsatz aller Kräfte in einer Arbeitsgruppe einer Oberschule des zweiten Bildungsweges vor. Des weiteren läßt sich auch das neu gewonnene Leben, außerhalb der vorherigen Familie, als Welteroberung lesen. Die Autorin beschreibt die befreienden Momente von Einsamkeit und die Möglichkeiten, sich auf schulische Arbeiten konzentrieren zu können. Inwiefern sie dies alles vorher nicht konnte, bleibt eine Leerstelle. Dies ist insofern erstaunlich, als empirische Untersuchungen immer wieder zeigen, wie schwierig es für Frauen sein kann, einen neuen Einstieg in Beruf und/oder Ausbildung zu finden (vgl. Barbara Ketelhut 1991).

Ein weiteres Moment, das im Kontext von Welteroberung gesehen werden kann, ist die Einbeziehung des Liebeslebens des Mitschülers, indem sich die Autorin um dessen Freundin kümmert oder Ratschläge für seine Beziehung erteilt. So werden einerseits andere Frauen in die "Welteroberung" miteinbezogen, andere aber explizit an den Rand gedrängt wie Suse in

der Arbeitsgruppe. Auch die Regelungen der Arbeitsbeziehungen seitens der Autorin können unter Welteroberung gefaßt werden. In ihrer Konstruktion hat sie alles im Griff, wird mit jeder Situation fertig, eben auch mit Suse. (Auf die Bedeutung der ironischen Schreibweise der Autorin wird später einzugehen sein.) Ein weiterer Punkt in diesem Kontext stellt die im Laufe der Arbeit gewonnene Erkenntnis über die Bauweise wissenschaftlicher Texte dar, den Umgang mit Fachtermini.

Während die Arbeitsbedingungen solche sind, die man sich selber schaffen muß und kann (trotz der Eingriffe des Lehrers), so die Botschaft der Autorin, ist "Sich-Verlieben" Schicksal. "Aber es war zu spät. Sie war - vermutlich schon längst - verliebt in ihn, ob sie wollte oder nicht." Hinter der gemeinsamen Arbeit, so die Konstruktion, verselbständigen sich die Gefühle, führen sozusagen ein Eigenleben. Entweder ist man Herrin der Arbeit oder Herrin der Gefühle - beides ist in den Vorstellungen der Autorin in Streß-Situationen nicht möglich. Auf merkwürdig verquere Weise kommen hier die einst geschlechtsspezifisch gedachten Dichotomien von Verstand und Gefühl vor. Diese Dichotomien werden nicht wie bei den Philosophen (wie Kant und Hegel) per Natur auf die Geschlechter verteilt, sondern sie treten, so lehrt uns die Geschichte, im Kontext des Sozialen auf. Entweder arbeitet man geistig, dann führen die Gefühle ein Eigenleben, oder man achtet auf die Gefühle, dann kann man aber die Arbeit nicht zureichend erledigen. Dies verweist auf die Schwierigkeit in patriarchalisch-kapitalistischen Verhältnissen, beide Elemente mit Zeit, Konzentration, Lust und Muße ausüben zu können - die Arbeit und die Gefühle. Versuchen Frauen beides in ihrem Alltag zu leben, wird die Überforderung deutlich. In dieser Geschichte versucht die Autorin dem Dilemma auszuweichen, indem sie die Prioritäten auf die Arbeit legt und die Gefühle zur Natur erklärt, das hat den Vorteil, sie nicht gleichrangig berücksichtigen zu müssen. Hierin liegt ein Hinweis darauf, wie die Teilungen in Gefühl und Verstand aufrechterhalten bleiben können oder müssen, trotz veränderter Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern. Erst im Resultat der Arbeit, so die Autorin,

kommen die Menschen als solche wieder vor. Der unbeobachtete Prozeß der Liebe kann so am Ende als "Wunder" dastehen.

Daß in der Konstruktion dieser Geschichte einerseits Liebe und Arbeit als zusammengehörig auftreten können und zugleich Verstand und Gefühl getrennt, liegt, so kann vermutet werden, an den Leerstellen in der Geschichte. So wird der Arbeitsprozeß nachvollziehbar beschrieben, während körperliche Anziehungen (überhaupt die Körper) ausgespart bleiben. Man erfährt z.B. nicht, wie der Mitschüler aussieht. Die Zusammenbindung von Liebe und Welteroberung wird hier unter Ausschluß Dritter vorgenommen. Welteroberung ist für die Autorin denkbar allein, wie zu Anfang dargestellt, oder zu zweit.

In dieser Geschichte beflügelt nicht, wie die Literatur nahelegt, die Liebe die Arbeit, sondern umgekehrt - die Dynamik in der Arbeit wird zum Katalysator von Liebe. Daß dies so unwidersprüchlich darstellbar ist, liegt, so meine Vermutung, an der Aussparung der Geschlechterverhältnisse (z.B. Dominanzen bei Vorschlägen und in Gesprächen) überhaupt. Beide, Mann und Frau, treten hier als Gleichberechtigte auf.

Gleichheit: Im Verlaufe der mindestens zweitausendjährigen Geschichte von Frauenunterdrückung wurde die Gleichheit der Geschlechter immer wieder postuliert und immer wieder gefordert. So galten schon im antiken Griechenland die Geschlechter als Gleiche in der Liebe, als die Knabenliebe zugunsten der heterosexuellen Liebe in den Hintergrund gedrängt wurde (vgl. Michel Foucault 1986).

Die Geschichte des Rechts und der Kampf um Gleichberechtigung der Geschlechter lehrt, daß Gleichheit immer nur dort hergestellt werden kann, wo Verschiedenheit existiert, sonst wäre Gleichheit Identität (vgl. Ute Gerhard 1990a, 13)<sup>56</sup>. Ute Gerhard formuliert in Anlehnung an Marx: "Wenn und weil Gleichheit als Form des Rechts die Menschen 'nur von einer bestimmten Seite faßt', vermag und vermochte sie wesentliche, z.B. materielle Ungleichheiten außer acht zu lassen." (ebd., 17) Gleichheit, so zeigt die Rechtsgeschichte weiter, kann immer nur punktuell gelten.

Treten nun aber zwei verschiedene Geschlechter als Gleiche auf, dann werden nur die Aspekte gezeigt, für die Gleichheit gilt, d.h. andere werden weggelassen.

Sehen wir uns an, welche Aspekte in dieser Geschichte außen vor gelassen werden, indem die bisher vorgestellten Geschichten zum Maßstab genommen werden. Die Konstruktion der Gleichheit kann gelingen aufgrund folgender Leerstellen: körperliche Kontakte und Anziehungen, Arbeitsteilungen, Verpflichtungen gegenüber den Kindern aus der Ehe, überhaupt die Gestaltung der interpersonellen Beziehung. Des weiteren werden geäußerte Gefühle gegenüber dem Freund nicht genannt, ihre Existenz nur angedeutet, so der Liebesbrief und die Abschiedsszene, die mit Klischees benannt und damit entnannt werden. Über die Gestaltung der interpersonellen Beziehung, wo sie über die Arbeit hinausgeht, erfährt man nichts und damit auch nichts über die Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen. Beide Geschlechter können als Gleichberechtigte in dieser Konstruktion gesehen werden. So muß sich die Autorin (anders als in anderen Geschichten) nicht von vornherein unterwerfen, sondern kann die gemeinsame Aufgabe in den Mittelpunkt stellen. Wir erhalten hier Hinweise darauf, wie sich Frauen als Gleiche auch in heterosexuellen Liebesbeziehungen sehen können.

Aus der Kritischen Psychologie lassen sich gesellschaftliche Orientierungen für interpersonelle Beziehungen, im Zuge einer Kooperation bei einer gemeinsamen dritten Sache, gewinnen. Zugleich besteht darin aber immer die Möglichkeit, interpersonelle Formen von Herrschaft (wie Autorität) unberücksichtigt zu lassen. Damit aber verlieren die Geschlechterverhältnisse bereits auf kategorialer Ebene an Bedeutung und können unbesehen fortbestehen.

Liebe und Ironie: Die Schreibweise der Geschichte ist zum großen Teil eine ironische, sowohl dort, wo die Arbeit beschrieben wird, als auch dort, wo es um das "Sich-Verlieben" geht. Im folgenden wird auf den letzteren Zusammenhang eingegangen.

Die Frankfurter Vorlesungen von Martin Walser geben einen Überblick über die Geschichte der Ironie in der Philosophie und in den Werken von Schriftstellern. Walser geht u.a. der

Frage nach, welchen Stellenwert Ironie einnimmt, welchen Platzhalter in den bestehenden Verhältnissen, welche kritische Kraft in einer ironischen Schreibweise stecken kann. Demnach habe Kierkegaard in der Ironie einen Verweis auf "Gegensätzlichkeitsformen" gesehen. "Also indirekte Mitteilung." (Walser 1981, 188). Walser stellt heraus, daß nach Kierkegaard durch Ironie das Positive im Negativen deutlich werde (ebd., 190).

"Sie läßt eben, wie Hegel das formuliert hat, sie läßt gelten, was gilt, als gelte es. Aber eben dadurch, daß sie so verzweifelt versucht, dieses Bestehende gutzuheißen, weist sie auf den Mangel im Bestehenden hin." (ebd., 195).

So gesehen müßte also in der Ironie eine unheimliche Sprengkraft stecken, die sich gegen festgefahrene Strukturen bestehender Verhältnisse richtet. Die Verzweiflung steckt dann in der Affirmation des Negativen, ohne einen konkreten Ausweg zu sehen. Es geht um das ständige Dilemma, das immer dann zustande kommt, wenn das Bewußtsein von einzelnen den Verhältnissen vorausläuft, diese aber für sich nichts sofort verändern können, sondern ausharren müssen, bis kollektive Strategien für Veränderungen gefunden sind. Martin Walser (1981) bezieht dies auf die Beziehungen zwischen dem konkreten Leben von Literaten (Franz Kafka, Thomas Mann u.a.) und ihren Werken:

"Das Selbstbewußtsein der Autoren ironischen Stils wird offenbar beherrscht von dem, worunter sie zu leiden haben. Ihre Ironie stammt also ganz aus dem überwältigenden Erlebnis des Mangels, dem sie zuzustimmen versucht. Sie kann uns - da sie alles aufbietet - zu dieser Zustimmung verführen. Dann sähen wir, wem oder was wir zugestimmt haben. Wenn also jemand unter bestimmten Verhältnissen zusammenbricht, ..., und er singt, während er zusammenbricht, das Loblied der Verhältnisse, die ihn zusammenbrechen lassen, dann gibt das eben den ironischen Klang. Und der entzieht den Verhältnissen wahrscheinlich mehr Rechtfertigung als jede direkte Kritik. Bis jetzt hat, glaube ich, noch keine Herrschaftsform die Ironie, die sie provozierte, überlebt." (ebd., 195 f.)

Für Walser hängen auf der einen Seite individuelles Leiden und Ironie zusammen und auf der anderen Seite sieht er in der Ironie einen Weg, aus einem individuellen Leiden, das zugleich für die Verhältnisse verallgemeinerbar ist, herauszukommen. Insbesondere diese Verknüpfung könnte produktiv sein, um die ironisierten Leiden der Frauen in Liebes-

verhältnisse aufzuspüren und zugleich ihren verallgemeinerbaren Charakter miteinzubeziehen. Das hieße, folgt man Walser, daß die Ironie in weiblicher Schreibweise sowohl Hinweise auf weibliches Leiden geben kann, als auch eine Kritik an den bestehenden Verhältnissen darstellt.

Die Autorin der Geschichte verweist in ihrer Ironie auf Mängel im Bestehenden, z.B. im Kontext der Abschiedsszene in der U-Bahnstation. Der Verweis auf die Bestsellerautorin von Liebesromanen benennt die Szene, ohne sie zu beschreiben. Versucht man die Bilder aus den Liebesromanen - starker, wegweisender Jüngling errettet herzensgutes, zartes Mädchen - auf den Kontext der Geschichte anzuwenden, so gelingt dies nicht. In populistischen Liebesromanen gibt es keine Bilder für Liebesszenen emanzipierter junger Menschen. Hier wird noch einmal, wie an Hand des Ansatzes von Julia Kristeva (1989) vorgeführt, deutlich, daß es einen Mangel an Liebescodes für die bestehenden Verhältnisse gibt. Dieser aber trifft Frauen insbesondere; im alten Diskurs zu verharren, trägt weder dazu bei, Entwicklungen sichtbar werden zu lassen, noch Formen von Herrschaft in Liebesverhältnissen. Was bleibt, ist die Ironie. In dieser Geschichte dient sie als Brücke der Befreiung, denn in dieser Konstruktion ist die Autorin längst über die schmachthafte Unterwerfung hinausgewachsen. Indem sie aber keine adäquate Sprache für die Abschiedsszene findet, die auf ein Liebesverhältnis hinweisen soll, kann "Liebe" trotz der Entwicklung zu einem Relikt aus überwundenen Geschlechterverhältnissen werden. Hier zeigt sich deutlich die Falle, die in der Weise liegt, wie mit Liebe (seit dem 18. Jahrhundert) umgegangen wird, insbesondere für Frauen. Die Abstraktion von sozialen Entwicklungen fixiert Liebe auf einen Zustand, den sie zugleich bereits partiell überwunden hat. So können sich die Geschlechterverhältnisse in Liebesbeziehungen verändern, bleiben aber an den alten sprachlichen Rahmen gebunden. Dies trägt dazu bei, die Unterwerfung von Frauen im Diskursiven zu reproduzieren, sie kann immer entweder als natürlich gegeben eingeklagt oder implizit unterstellt werden. So wird in der Geschichte Ironie einerseits zur Brücke von Frauenbefreiung, kann

andererseits aber die Mängel in der Sprache der Liebe nicht ausgleichen; so verbleibt vorerst nur die Möglichkeit, bestehende Diskurse ironisch zu reproduzieren, bis andere entwickelt worden sind.

Anders als Martin Walser sollte man also nicht allein auf die herrschaftssprengende Kraft der Ironie vertrauen, sondern sie als Hinweis auf Aspekte in Geschlechterverhältnissen nehmen, die zur Reproduktion von Frauenunterdrückung beitragen, aber (auch aufgrund fehlender Analysen) noch nicht benannt werden können.

Die hier vorgestellte Konstruktion hat den Vorteil, auf eine dritte Sache auch in Liebesbeziehungen zu orientieren, birgt aber die Gefahr, die Geschlechterverhältnisse zu zementieren, indem sie Gefühle und persönliche Momente der Personen, sofern sie nicht die Arbeit betreffen, nicht berücksichtigt.

Herrschaft kommt in bestehenden Liebesdiskursen nicht zum Ausdruck, die konkreten Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche werden nicht expliziert. Das aber kann gerade dort fatal werden, wo sich die Erwartungen der Geschlechter unterscheiden (vgl. Erich Kirchler 1989; Jutta Gysi 1990)

#### Der Segeltörn

Ich lebte in einem Studentenwohnheim, und lernte für mein Vordiplom. Es gab einige widrige Umstände finanzieller Art, die mich etwas beim Lernen blockierten. Ich hatte gerade meine BAFÖG-Klage verloren, nicht weil meine Eltern zu reich waren, sondern weil ich über den zweiten Bildungsweg kam, und zu einem sogenannten Präzedenzfall der verschärften Förderbestimmungen der Bundesregierung auserkoren wurde. Seit ich den Bescheid "im Namen des Volkes" in dem Briefkasten fand, plagte mich so was wie Existenzangst und Mutlosigkeit, was meine Studienperspektive betraf. Obwohl meine "intrinsische" Motivation auch stieg, innerlich sagte ich zu mir, na wartet, euch werde ich es noch zeigen! So ein Gefühl "vogelfrei" zu sein, erinnere ich auch noch, mit einer Portion Abenteuerlust und der Lust, irgendwohin zu "flüchten", die auf versteckte Resignation und Verzweiflung und Ausweglosigkeit folgt. Das kannte ich von mir schon früher. Bin solchen Phantasien jedoch nie nachgegangen. Eines Morgens ging ich in die Gemeinschaftsküche, und sah einen Mitbewohner ein Segelschiff malen. Nebenbei gesagt, er hatte "ein Auge" auf mich geworfen, und ich auch eins auf ihn, nur war ich mit meinen Gefühlen sehr zurückhaltend, weil ich noch weitere Lernblockaden befürchtete, falls ich mich aufs "Verliebtsein" einließe, man/frau kennt

das ja vielleicht, manchmal lassen sich dann keine klaren Gedanken mehr fassen, bis auf einen ... Zurück zum Segelschiff: ich bewunderte die exakte Zeichnung und kam mit ihm ins Gespräch. Wir schwärmten schnell von den unendlichen Möglichkeiten, die so ein Segelboot eröffnete, spannen im voraus Seemannsgarn, und dachten uns die Abenteuer aus, die wir bestimmt erleben würden, wenn wir einmal um die Welt segelten. Resultat dieser stundenlang andauernden "wundersamen Reise" in der Küche war, daß ich mich jetzt doch so richtig "verknallt" hatte, und das erste Mal meine Phantasie "abzuhauen" mit jemandem teilte, und sogar real in Erwägung zog. Ich hatte ja doch nichts zu verlieren! Wir bastelten ab diesem Tag kontinuierlich an unseren Segelschiffreiseplänen; Finanzierung, Reiseroute und, und ... kaum zu glauben, nichts konnte mich mehr davon abbringen, mit einem Mann alleine um die Welt zu segeln. Zeitweise gab es nichts Schöneres für mich. Umso eifriger lernte ich für das Vordiplom, weil die Reise danach losgehen sollte. Ich durfte also nicht durchfallen. (Psychologische Beraterin, geboren 1955)

Themen der Geschichte sind sowohl finanzielle und Lernprobleme als auch die Flucht daraus, bzw. die Überwindung der Schwierigkeiten beim Lernen. Realität und Märchen werden miteinander verbunden: Der Plan der Weltumsegelung erinnert an Geschichten, die man Kindern erzählt, um sie von der "harten Wirklichkeit" abzulenken.

"Pläne" werden individuell oder gemeinsam verfolgt, zum einen als realistisches Ausbildungsziel (den Universitätsabschluß), zum anderen als Flucht in die Träume - eine Flucht in eine traute Zweisamkeit inmitten der Erkundung der ganzen Welt durch einen Segeltörn.

"Sich-Verlieben" wird zunächst als auf Gegenseitigkeit beruhend dargestellt: Sie weiß, daß er sie mag und umgekehrt. Warum sie schon vorher gerade "ein Auge" auf ihn geworfen hat, erfahren die LeserInnen nicht. Auch der Mann wird in seinen Vorzügen und Nachteilen kaum beschrieben. Des weiteren ist Liebe in der Konstruktion ein Gefühl, das verhin-derbar ist und dem sie sich trotzdem ausgeliefert fühlt. Ein einziges Gespräch ist zureichend, die geplante Distanz aufzuheben. Damit erhalten auch hier, wenn auch unexpliziert, Gespräche große Bedeutung, und die Gefühle verselbständigen sich in dieser Konstruktion (ähnlich wie in der Geschichte "Das Forschungsprojekt"). Mit den Gefühlen aber erfährt der Stellenwert des "Sich-Verliebens" im Verlauf der Geschichte eine Umwertung: Liebe erhält Bedeutung für die Fortsetzung der Ausbildung in doppelter (komplementä-



rer) Weise, sie kommt zunächst als Lernbehinderung daher, die sich später als Dynamik für eben dieses Lernen in der Praxis erweist, aber nicht direkt, sondern vermittelt über den gemeinsamen Plan. Wichtig sind das Gefühl und der Plan, unwichtig ist der konkrete Mann, abgesehen von der gemeinsamen Idee, die durch die Anschauung seiner Zeichnung angeregt wird. In dieser Liebeskonstruktion können die entsprechenden Gefühle als Begründung für vieles - auch Widersprüchliches - dienen. Sie werden zum Platzhalter wie der Joker im Rommé.

Liebe und Ökonomie in den Geschlechterbeziehungen werden in einer historisch neuartigen Weise zusammengebracht. Die Liebe zum Mann hilft über mangelhafte Geldquellen hinweg, ohne daß der Mann der Frau auch nur einen Pfennig gibt oder sich an den finanziellen Problemen der Autorin etwas geändert hätte. Heute erwarten Frauen nicht mehr unbedingt eine finanzielle Unterstützung von den Männern, in die sie sich verlieben, insofern treffen sie die Wahl ihrer Liebespartner unabhängig von ökonomischen Überlegungen. Die Männer versorgen die Frauen nicht mehr, zugleich aber orientiert sich der deutsche Wohlfahrtsstaat in der Gewährung von Transferzahlungen immer noch an männlichen Ausbildungs- und Erwerbsbiographien (vgl. Barbara Ketelhut 1992a). Das hat den Effekt, daß Frauen immer wieder durch die Maschen des sogenannten sozialen Netzes fallen. Für Frauen existieren damit zum einen antiquierte Ansprechpartner für finanzielle Probleme nicht mehr. Damit entfällt auch eine Legitimation von Frauenunterdrückung, die über die Jahrhunderte die persönliche Abhängigkeit von Frauen gegenüber Männern begründete - Liebe. Es kommen zum anderen aber keine neuen Regelungen für den Fall hinzu, daß Frauen nicht erwerbstätig sein können, da die staatlichen Transferleistungen nicht zu den weiblichen Biographien passen. Damit werden Frauen verstärkt auf sich selbst zurückgeworfen, aber in einer Weise, die ihnen humane Lösungen versperrt. So stellt gerade der zweite Bildungsweg für viele Frauen eine Möglichkeit dar, die Zugangsvoraussetzungen zur Universität zu erlangen, sofern er ihnen über das Abitur aus ideologischen Gründen (z.B. den Verweis auf die Heirat) oder aus praktischen

Gründen (durch Geburt und Erziehung von Kindern) versperrt war.

Das Dilemma zeigt sich hier in einer Art chaotischer Hilflosigkeit in der Haltung der Autorin: Auffällig in dieser Geschichte ist das Verweissystem, es wird immer etwas anderes mit etwas anderem gelöst, das logisch gar keine Lösung darstellt, d.h. die Antworten passen nicht zu den Fragen, sondern lösen andere Probleme: Der Mangel an Geld (durch den Gerichtsbeschuß) bewirkt eine Behinderung der Lernfähigkeit für das Vordiplom, diese dient zunächst als Grund, sich nicht zu verlieben, dann aber wirkt die Liebe als Katalysator für die Lernfähigkeit, mit der Begründung, ein Vordiplom abschließen zu wollen, um dann mit dem potentiellen Geliebten die Welt umsegeln zu können. Vollkommen ungelöst in dieser Kette und letztlich undiskutiert verbleibt die finanzielle Regelung des Alltags bis zum Studienabschluß, die letztlich existentiell für alle Vorhaben ist. Die alten Anordnungen werden so zugleich produktiv und unproduktiv in den Haltungen der Frauen chaotisiert. Liebe und Geld befinden sich hier in einem Trennungszusammenhang, der auf die materiellen Probleme von Frauen, die über den zweiten Bildungsweg studieren wollen, verweist und auf Haltungen, die dies in einer die Not reproduzierenden Weise ermöglichen.

Es stellt sich die Frage, inwiefern es günstig ist, Probleme in der oben beschriebenen Weise immerfort zu verschieben, statt dort nach Lösungswegen zu suchen, wo sie auftreten. In einer solchen Haltung besteht die große Gefahr, irgendwann einmal den Überblick über die eigenen Probleme zu verlieren. Da insbesondere Frauen in dieser Gesellschaft strukturell immer wieder besonders hart von finanziellen Notlagen betroffen sind, ist zu vermuten, daß die Haltung der Autorin eine spezifisch weibliche darstellt. Flucht in Träume macht den Alltag kurzfristig erträglicher und, so zeigt die Geschichte, handlungsfähig an anderer Stelle. Die Konstruktion der sich verselbständigenden Gefühle dient hier als Anker, der kleine Bewegungen ermöglicht, aber große eher behindert.

Notwendig wäre also eine Strategie für die Haltungen von Frauen, Liebe und Ökonomie in einem "bewußten Verhalten zu" in einer Weise trennen zu lernen, daß für beide Bereiche zufriedenstellende Lösungen gefunden werden können. Auch ist eine bessere finanzielle Absicherung von Frauen seitens des Staates (ein Recht auf Erwerbsarbeit und bessere Finanzierung von Bildung) dringlich. Beides hängt zusammen und kann perspektivisch nur gleichzeitig gelöst werden.

#### Urlaub mit Kind

Endlich hatte sie ihr Examen gemacht. Sogar mit Kind. Obwohl sie sich ein bißchen dafür schämte, war sie stolz, daß sie es so gut geschafft hatte. Vor allem der Familie gegenüber, von der sie sich wegen ihrer Lebensplanung abgelehnt fühlte. Das gab ihr ein Gefühl von Stärke und Unabhängigkeit. Sie hatte das Gefühl, als stände "ihr die Welt offen". Zum ersten Mal seit langer Zeit träumte sie wieder von einer schönen, entspannten und vor allem Geborgenheit und Nähe symbolisierenden Beziehung zu einem Mann.

So fuhr sie zum ersten Mal in ihrem Leben allein (zusammen mit ihrem dreijährigen Sohn) in Urlaub. Sie fand, daß sie allein fuhr, auch wenn ihr Urlaubsziel die Wohnung von einem Mann war, mit dem sie seit bald zehn Jahren befreundet war. Er war zwar auch dort, aber sie würde nur dort wohnen und mit dem Sohn alleine die Tage dort verbringen.

Die Tage vergingen ganz anders, als sie sich das gedacht hatte. Jeden Tag unternahm sie auch zusammen mit diesem Mann etwas und ihr fiel auf, daß diese Situationen sehr harmonisch waren - etwas, das sie noch nie erlebt hatte, wenn sie mit einem Mann unterwegs war.

Nach einigen Tagen nahm der Mann sie plötzlich in den Arm. Er sagte, daß er große Nähe empfinden würde und großes Interesse an ihr habe. Er sagte, daß die Beendigung seiner langen Beziehung nun - seit Jahren - endlich bevorstehen würde und daß er sie und ihren Sohn gerne "adoptieren" würde.

Sie war zunächst entsetzt, weil sie Angst hatte, daß ihre Einschätzung von dem Mann falsch ist: Nutzte dieser Mann - ganz gegen seine Gewohnheit - plötzlich "so" eine Situation aus?

Doch dann überlegte sie ganz anders: Es waren schöne Tage gewesen. Der Mann wußte sehr genau, auf wen er sich da einließ - er kannte all ihre Unfähigkeiten und Schwächen. Ihr Sohn war auch miteinbezogen; sie würde also eine Beziehung haben, in der sie selbst und endlich als alleinstehende Mutter zusammen mit dem Kind eine Perspektive haben würde. Außerdem konnte sie mit diesem Mann gut reden: Zwischen ihnen gab es viele inhaltliche Gemeinsamkeiten. Sie brauchte also keine Angst davor zu haben, daß sich jemand von ihr abwenden würde, wenn er erst genauer mitbekommen würde, wer sie "in Wirklichkeit war". Und wie schwierig ihr Verhältnis zu dem Kind war, war ebenfalls bekannt.

Außerdem hatten sie gerade zusammen eine neue politische Gruppe gegründet. Sie fand es sehr faszinierend, eine Beziehung einzugehen mit jemandem, den sie schon so lange kannte und dem sie vertraute, eine Beziehung, in der Frau-Sein, Mutter-Sein, Intellektuelle-Sein und Projekte umsetzen zusammenkommen würden. Sie fand, daß die Bedingungen geradezu ideal waren.

Sie wußte allerdings nicht recht, ob sie in ihn verliebt war. (Literaturwissenschaftlerin, geboren 1959)

Thema der Geschichte ist eine allgemeine Unsicherheit der Autorin, die mit ihrer Lebensplanung und -haltung zusammenhängt. Ferner wirft sie die Frage auf, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, um eine "schöne, entspannte" Beziehung zu einem Mann eingehen zu können oder zu sollen.

Die "Pläne" in dieser Geschichte beziehen sich konkret auf eine mögliche Liebesbeziehung zu einem Mann. Diese Beziehung soll so gestaltet sein, daß die Autorin "Frau", "Mutter", "Intellektuelle" sein und mit ihm gemeinsame "Projekte umsetzen" kann. Somit werden zukünftige Lebensplanungen und eine eventuelle Beziehung unmittelbar in einer perspektivischen Weise zusammen gedacht, die Raum bietet für gemeinsame Projekte, den Alltag mit dem Kind, "Nähe und Geborgenheit". Für sich allein hat die Autorin offenbar einen Teil bereits praktiziert, ihr Examen absolviert und sich zugleich um ihr kleines Kind gekümmert. Dies, so legt sie nahe, im Widerstand gegen ihre Familie, der allerdings nicht näher beschrieben wird. Gleich zu Anfang der Geschichte vermittelt sie einen sehr durchsetzungsfähigen, selbstbewußten Eindruck von ihren Haltungen, der durch die Reise allein mit einem Dreijährigen noch unterstrichen wird.

Diesen Eindruck revidiert die Autorin im Verlauf der Geschichte zunehmend. Pläne kommen einerseits vor als Hoffnung auf Realisierungsmöglichkeiten ihrer Erwartungen an eine Beziehung, werden aber andererseits überlagert durch Vorstellungen wie die Angst, "daß sich jemand von ihr abwenden würde, wenn er erst genauer mitbekommen würde, wer sie 'in Wirklichkeit war'." Auch wenn sie zu dem Schluß kommt, daß diese Angst bezogen auf diesen Mann unbegründet ist, verweisen ihre Vorstellungen auf ein allgemeines Problem von Frauen. Das Geheimnis, wer sie ist, ist in ihrer Konstruktion negativ konnotiert durch "Unfähigkeiten und

Schwächen", die aber nicht beschrieben werden. Durch diese Geheimnis-Konstruktion in Bezug auf ihre Haltungen werden Erwartungen an die Haltungen des Mannes kaum noch artikulierbar und auch nicht Wege, die beide beschreiten müßten, um für sich eine produktive Form des Miteinanders zu finden. Der Mangel an Risikobereitschaft, eigene Erwartungen oder Pläne zu artikulieren, behindert die Möglichkeiten ihrer Durchsetzung von Anfang an.

In der Konstruktion der Autorin bedarf es eines bestimmten Klimas, eine neue Beziehung zu einem Mann eingehen zu wollen oder zu können: abgeschlossenes Examen, ein Gefühl von Stärke und Unabhängigkeit sowie das Gefühl, ihr stünde die "Welt offen". Sie vermittelt den Eindruck, daß sie sich selbst gestärkt fühlen muß, um Zeit und Raum für einen Mann schaffen zu können. In dieser Atmosphäre trifft sie auf einen Mann, der ihr seine Zuneigung anträgt.

"Sich-Verlieben": Die Autorin beschreibt nicht, wie sie sich konkret in einen bestimmten Mann verliebt, sondern stellt zunächst fest, daß jetzt der Zeitpunkt für eine Liebesbeziehung zu einem Mann gekommen ist. In ihren Überlegungen geht es der Autorin erstaunlicherweise nicht darum, verliebt zu sein (sie behauptet am Ende, es nicht zu wissen), sondern um ideale Bedingungen, die dafür sprechen, eine Beziehung zwischen einem Mann und ihr als einer alleinstehenden Mutter eingehen zu können. Dafür spricht, daß sie sich "lange kennen", daß sie "schöne Tage" miteinander verbringen, daß sie "gut" miteinander reden können, inhaltliche Gemeinsamkeiten haben und die gemeinsame Initiative, eine politische Gruppe zu gründen.

In der Geschichte geht es auch nicht darum, ob er sie liebt, sondern ob er sie ausnutzt oder nicht. Unklar bleibt dabei wofür. Die Autorin legt nahe, er könne zeitweilig seine Freundin mit ihr betrügen wollen, ohne tatsächlich eine dauerhafte Beziehung zu ihr einzugehen. Diese Frage, ob er einer der "Richtigen" für eine Beziehung mit ihr ist, kippt die Autorin um in die Frage, ob sie gut genug für ihn ist. Damit hat sie die LeserInnen auf ihrer Seite, weil er ja eine andere Beziehung hat und sie nicht. Das verleitet dazu, ihrer monogam angelegten Position implizit zu folgen.

Problematisch daran ist, daß die Frage, ob sie eine Beziehung mit ihm eingehen sollte, in jedem der beiden Fälle personalisiert wird. Nicht die Beziehung wird hier zum gemeinsamen Projekt, sondern es steht zur Debatte, ob die Eigenschaften der Personen richtig für eine gemeinsame Beziehung sind und ob diese zueinander passen. In dieser Konstruktion kommt Entwicklung von Personen und Beziehungen nicht vor. Die Geschichte verweist auf eine Haltung von Frauen, die dazu beiträgt, die Erwartungen der jeweils Beteiligten bei der Entwicklung einer dauerhaften Liebesbeziehung ausklammern zu können. Stellen sich Frauen die Frage, ob sie gut genug sind, wird es für sie schwer, aktiv selbst einen Partner zu suchen. Sie können dann die Bedingungen einer Beziehung weniger bestimmen als der Mann und laufen so Gefahr, sich den männlichen Vorstellungen anzupassen oder sich den Rahmen für ein Zusammensein vom Mann vorgeben zu lassen, weil nicht die Probleme im Vordergrund stehen, sondern die Personen; Kriterien für die Gestaltung einer Beziehung werden so nicht diskutierbar. Männer und Frauen können in ihren geschlechtsspezifischen Haltungen in Liebesbeziehungen verharren, obwohl sich die gesellschaftlichen Bedingungen verändern. Für Frauen bedeutet dies in der Regel eine Erweiterung von Unsicherheit, auch bezogen auf bereits von ihnen erkämpfte Lebensräume.

Die Sicherheit, die so oft von Frauen in Liebesbeziehungen zu Männern gesucht wird, verkehrt sich hier gerade in ihr Gegenteil. Die gesellschaftlichen Bedingungen für Frauen, alle Bereiche leben zu können, Studium (mit Abschluß), Kind(er), Politik und heterosexuelle Liebe sind denkbar schlecht, sowohl materiell als auch kulturell. Zwar artikuliert die Autorin in der Geschichte keine materiellen Probleme, so ist doch insgesamt bekannt, daß alleinstehende Frauen überproportional häufig von Sozialhilfe leben (vgl. z.B. Sibylle Meyer und Eva Schulze 1988). Einerseits passen solche traditionellen Formen von Liebesbeziehungen, basierend auf langfristig angelegten Partnerschaften mit leiblichen Kinder, nicht mehr zu zeitgenössischen Lebensweisen von Frauen. Das hat zur Folge, daß sich für Frauen neben den Problemen der Alltagsbewältigung die zusätzliche Auf-

gabe stellt, Wege für heterosexuelle Liebesbeziehungen zu bereiten, die nicht auch noch zusätzlich behindernd bei der Gestaltung des Alltags wirken. Andererseits verbergen sich in den weiblichen Wünschen nach alternativen heterosexuellen Beziehungen Elemente der traditionellen Formen (wie Zusammensein zu dritt, Dauerhaftigkeit). Solche impliziten Widersprüche, so zeigt die Geschichte, können zu erneuten Verunsicherungen von Frauen führen, wenn sie nicht expliziert und in alternativen Konzepten berücksichtigt werden.

#### Die Familie<sup>57</sup>

... wir sitzen in der Küche, Den und ich, unsere Plätze sind festgelegt ... Draußen ist es ziemlich dunkel, obwohl wir eigentlich das Licht angehabt haben müssen, sehe ich uns in gedämpftem Licht. Da ist ein Gefühl von Schuld - wir sind die einzigen, die wach sind - er muß sich in einer halben Stunde (5.30 Uhr) auf den langen Weg zurück nach Stanford machen (nördlich, in Lincolnshire). Es ist draußen so kalt - besonders auf dem Motorrad - die Autobahn ist beängstigend. Er hat mir von Situationen erzählt, in denen er eben noch dem Tode entronnen ist. Aber in dem beschriebenen Moment waren wir immer noch zusammen in der Küche. Es ist das mindeste, was ich tun kann, mit ihm zusammen aufstehen, obwohl er sagte, daß es ihm nichts ausmachen würde, wenn ich im Bett bliebe, schließlich bin ich schwanger. Ich bin müde. Aber ich will mein Studium in London nicht aufgeben, mein Seminar beenden. Mir gefällt die Kunsthochschule, alle meine Freunde. Wir besuchen kleine Strandcafés, diskutieren Designer-Projekte, Theater-Aufführungen, wo man billige Utensilien kaufen kann. Aber lange Zeit verschwieg ich meine Schwangerschaft - schämte mich - versteckte meinen sich verändernden Bauch unter weiter Kleidung - ich haßte es, anders zu sein als die anderen. Als wir das Baby machten, konnte ich mir nicht vorstellen, daß ich mich so fühlen würde, damals fühlte es sich gut an, vertraut und richtig, unproblematisch - nun gibt es nur noch Probleme. Den versucht als einziger zu verstehen, warum ich nicht nach Stanford in die kleine Wohnung mitgehe, die er dort gefunden hat, alle seine Kollegen tadeln ihn. Meine Eltern nicht. Immerhin wohne ich noch bei ihnen - in meinem alten Zimmer - und es ist die Hölle. Komischerweise gibt es zwei Seiten der Medaille: für Den ist diese ruhige, warme, dunkle Wohnung ein Hafen, eine Zuflucht vor dem kalten Kampf auf dem Motorrad. Er fährt die Strecke jedes Wochenende (ich besuchte ihn einmal dort, es war schrecklich, ich haßte die Treppen), ich fahre nicht, ich warte auf den frierenden, geliebten, ersehnten Körper, auf das Klingeln der Türglocke, kalte ledernde Umarmungen, die unendlich scheinen, aber dann geht er jeden Montagmorgen, und ich fühle mich leer und träge. Aber diese Montagmorgen, in aller Frühe, sind zauberhaft, weil wir endlos Kaffee trinken, niemals über Persönliches sprechen - die Themen erweitern unseren Blick, wundervolle Analysen, Politik, Geschichte,

Soziologie, Psychologie, alles liegt klar vor uns, auf eine Idee folgt eine andere, die Welt gehört uns. Nur wir beherrschen diesen klaren, geteilten Blick, wir fühlen uns so stark - er lacht, überfliegt die Wirtschaftsseiten der Tageszeitung, macht sich über Dividenden und Anlagen lustig und erzählt mir, daß alles, was er bräuchte, Geld ist, um damit zu spekulieren. ... Ich bewundere das, denn es ist nur ein Spiel, tatsächlich verachten wir beide den Aktienmarkt - wir sind Sozialisten, keine Materialisten. Für mich ist es teilweise Widerstand gegen all den Wirrwarr - die Jahre, die ich damit verbrachte, um große Möbelstücke herumzulaufen, die die Räume der elterlichen Wohnung in Richmond Bridge Mansions ... zu überfüllen schienen. ... Alle unsere Dramen schienen sich dort abzuspielen - jedenfalls war es nicht das Wohnzimmer, das ich mit Rosen dekorierte, an dem Tag, als er aus Cornwall kam; nur für ihn, ganz romantisch - und das Hühnchen so vollkommen zubereitet, ganz braun und knusprig. Monate später erzählte er mir, daß er an dem Abend so nahe dran war, mir einen Heiratsantrag zu machen. (Natürlich plagten mich meine Eltern mit der Frage, wann er mich denn heiraten würde, was gefiel ihm nicht, wo wir uns doch so offensichtlich liebten? Endlos verteidigte ich seine Position, aber fragte mich selber zunehmend nervös, warum er es nicht tat? Dennoch dieser Abend mit Hühnchen und Rosen schien bloß ein äußerlicher Ausdruck der Vollkommenheit zu sein, von der ich annahm, daß sie in jedem Moment, den wir zusammen verbringen, erreichbar sein würde.) Aber war das nicht unrealistisch? Die unmögliche Anweisung meiner Mutter: "Du mußt beides sein, Künstlerin UND wundervolle Ehefrau und Mutter - vergeude dein kreatives Talent nicht wie ich, ich habe in meinem Leben nie etwas zustande gebracht, eines Tages wirst du den Richtigen finden (eine wirkliche: "Und sie lebten glücklich bis an ihr Ende" - Konstruktion), und du wirst ihm einen Sohn schenken ...

Als die Babies kamen, schon vorher, machte ich Erfahrungen mit diesen hoffnungslosen Gefühlsfallen: für mich, ihre Wohnung, mein eigenes Zimmer wurden letztlich nicht zu einem Zufluchtsort, sondern zu einem Käfig. Zur Verdeutlichung: Einmal folgten sie mir in mein Zimmer (sie und mein Stiefvater). Aufgebracht bat ich sie zu gehen, weil ich allein sein wollte, aber sie wollten nicht gehen, bis ich am Ende anfang zu schreien, als sie immer näher kamen, ich schrie und schrie, fast hysterisch. Sie riefen den Arzt, hatten Angst, ich würde das Baby verlieren. Er gab mir eine Spritze und ein starkes Beruhigungsmittel. Die Betäubung überlagerte nur den Schmerz, half mir nicht eine Lösung zu finden. Und wir hatten keine finanziellen Ressourcen, waren so abhängig von ihnen. Ich schien nur im Widerstand agieren zu können, fand keinen Raum, um mich daraufhinzubewegen, Kontrolle über mich als "Subjekt" zu gewinnen. Und die Energie bzw. der Schwung, kreativ zu sein, schien durch die Babies vereitelt, aber stimmt das? Habe ich nicht meine kreativen Fähigkeiten selbst zerstört, in den Jahren, bevor ich Den kennenlernte - immer scheiternd, nie auf den Punkt kommend ... bis ich Jahre später entdeckte, daß Farbe nicht meine Sache war, sondern Wörter wirklich MIR gehören. Ich erinnere mich an meine Schwiegermutter, die bewundernd auf mein erstes Kind im Kinderwagen blickte und sagte: "Du



wirst nie etwas besseres zustande bringen als das." Ich war tief getroffen von so viel Verzweiflung und Panik, hatte einen wirklichen Horror davor, nie wieder etwas anderes zustande zu bringen nach den Kindern, daß sie meine ganze Energie nehmen würden, wie bei Elizabeth (von der ich später hörte), daß sie einen Nervenzusammenbruch nach der Geburt ihres ersten Kindes, ein Wunschkind, hatte und nie wieder eine Note spielen konnte (schließlich war sie eine berühmte Harfenistin). Das Baby gehörte mir niemals - ich fühlte mich hoffnungslos verloren ihr gegenüber; es wurde schlimmer im Laufe der Jahre. Selbst in den ersten Wochen wurde ihr schlecht, wenn ich sie fütterte, dann nahm meine Mutter sie. Ich sah meine Kinder nie als einen Teil von mir, wie andere Frauen es beschrieben... (Lehrerin, geboren 1942; aus dem Englischen übersetzt von B.K.)

Dominantes Thema der Geschichte ist das Leiden einer Ehefrau und werdenden Mutter. "Welteroberung" muß in dieser Geschichte ebenso mit der Lupe gesucht werden wie "Liebe". "Welteroberung" kommt als Negation vor, als Scheitern an den gesellschaftlichen Verhältnissen in doppelter Weise. Zunächst stellt sich die Autorin als jemanden dar, die mit dem konventionellen Familienalltag nicht zurechtkommt, weder in der Elternfamilie noch in der eigenen. Das Studium wird zunächst positiv dargestellt, als etwas, das die Autorin abschließen möchte. Trotz Schwangerschaft will sie ihr Seminar beenden, später kommt es auch als Erfahrung des Scheiterns vor, indem die Autorin feststellt, daß der künstlerische Umgang mit Farben nicht ihren "wirklichen" Fähigkeiten entspricht. Fähigkeiten und Möglichkeiten kommen in der Konstruktion weniger als von den einzelnen zu entwickelnde vor, sondern als gegeben oder nicht. Sie müssen weniger erarbeitet als vielmehr entdeckt werden. So kann sich die Autorin als Gefangene der Verhältnisse konstruieren: der Schwangerschaft, der Meinung der StudienkollegInnen, der Eltern, des Arztes, Studium und Kind nicht gleichzeitig haben zu können. Sie konstruiert dies wie einen psychischen Zustand: "Ich schien nur im Widerstand agieren zu können, fand keinen Raum, um mich daraufhinzubewegen, Kontrolle über mich als 'Subjekt' zu gewinnen." Das Zimmer in der elterlichen Wohnung wird beschrieben wie ein Raum in einer geschlossenen Anstalt, aus dem es kein Entkommen gibt, weder vor den elterlichen WächterInnen noch vor den Spritzen des Arztes. Die Autorin sieht sich (auch aus der zeitlichen Distanz, der Erinnerung) nicht als je-

manden, die die Bedingungen, unter denen sie lebt, mitgestalten kann. In dieser Konstruktion ist sie nur Opfer, aber nicht zugleich Täterin. Frigga Haug (1980) hat herausgearbeitet (in Anlehnung an die sechste Feuerbachthese von Marx<sup>58</sup>), daß Frauen nur dann die Möglichkeit haben, verändernd einzugreifen, wenn sie sich auch als Gestalterinnen ihrer Biographie begreifen, zugleich als Unterdrückte in diesen Verhältnissen, die auch in eben diese Unterdrückung einwilligen. Gerade der Blick auf Frauen als ausschließliche Opfer des Schicksals und der Verhältnisse trägt dazu bei, diese Verhältnisse zu reproduzieren.

Nur an einer Stelle wird das Wort "Welt" erwähnt. In den Diskussionen an den Montagmorgen beim Frühstück mit Den, wenn sie gemeinsam über verschiedene sozialwissenschaftliche Zusammenhänge und über die Tageszeitung sprechen. Hier werden beide als AkteurInnen, als GestalterInnen der Gespräche dargestellt. Hier taucht zum einzigen Mal ein Interesse auf - die politische Orientierung. Dieses Interesse kommt in der Konstruktion der Autorin als einvernehmliches und gemeinsames zwischen ihr und Den vor. Wie in anderen Geschichten erhalten die Gespräche zwar Bedeutung, aber auch hier verschwinden die Inhalte hinter der Form.

"Sich-Verlieben": Wie in den anderen Geschichten die Liebe ist hier das Leiden als schicksalhaft konstruiert. Wie die Autorin in diese Situation geraten ist, bleibt überwiegend eine Leerstelle. So erfährt man hier nicht, wie sie sich verliebt hat, warum in Den und warum sie das Kind wollte.

Mutterliebe: Eine Botschaft der Geschichte lautet, daß die Fähigkeit, mit Kindern umgehen zu können, keine den Frauen angeborene ist. Sie kommt mit ihren Kindern nicht zurecht, sie muß es mühsam lernen. So wird entselbstverständlicht, was seit mehr als 200 Jahren als natürliche Fähigkeit und Eigenschaft der Frauen festgeschrieben wird, der Umgang mit kleinen Kindern und die Mutterliebe. Ein Verdienst der Frauenbewegung und -forschung liegt darin, gezeigt zu haben, daß es keine biologische Notwendigkeit mehr gibt, "daß speziell Frauen die Fähigkeit entwickeln, Kinder zu versorgen und daß auch nur Frauen diese Aufgabe übernehmen können." (Barbara von Sturm 1991, 20)

Nach einem Erstaunen, daß die Geschichte auch nicht von Liebe zwischen den Geschlechtern handelt, zeigt ein zweiter Blick hinter welchen Sätzen sie sich verbirgt, z.B. in den Beschreibungen des Abends mit dem Huhn und den Rosen. Sie erwartet von sich eine Vollkommenheit (perfection) in ihren hausfraulichen Tätigkeiten und erhofft sich davon eine, kaum beschriebene, Harmonie zwischen sich und ihm. So wird dieser Wunsch nach Harmonie zu zweit zur Bestimmung von Liebe. Deutlich wird die Armut der Sprache für eine solche Situation. Beschrieben wird, was Seifenopern häufig vorführen - ein gelungenes Abendessen mit zwei glücklich aussehenden Personen unterschiedlichen Geschlechts. Was dieses Glück ausmacht, bleibt außen vor.

Liebescodes: Diese Bilder aus Seifenopern und Trivialliteratur, so legt die Geschichte nahe, dringen in den konkreten Alltag von Frauen ein, orientieren ihre Wünsche. Die Form der Bilder, so läßt sich als These festhalten, ermöglicht Sehnsüchte, die ohne konkrete Inhalte auskommen. Anders als Julia Kristeva (1989) anführt, besteht hier weniger ein Mangel an Liebescodes, als vielmehr eine Armut und Belanglosigkeit in den angebotenen Bildern, die die Sprache von Frauen in der Liebe einengt, und so wenig Möglichkeiten bietet, Gefühle und Erwartungen beschreiben zu können. Dieser Liebescode ist einer, der Erwartungen und Alternativen nicht zum Ausdruck kommen läßt.

Die durch die Erinnerung nachträglich vorgenommene Negation des vorherigen Lebens mit den damit verknüpften Vorstellungen von Liebe ist Zeugnis von Hilflosigkeit und Hoffnung zugleich, ersteres, was die Entwicklung alternativer Liebescodes betrifft, letzteres, indem auf die Notwendigkeit von Veränderungen in den Liebesvorstellungen verwiesen wird.

Und die Geschichte liefert eine weitere Korrektur zu Kristevas Annahmen. Das Leiden der Frauen in der Liebe wird nicht (überwiegend) durch einen Mangel an Liebescodes verursacht. Dazu bedarf es vieler Faktoren, die außerhalb der diskursiven Ebene liegen: unabgeschlossene Berufsausbildungen, nörgelnde Eltern, unzureichender Wohnraum, finanzielle

Abhängigkeiten sowie einen Mangel an Möglichkeiten, Perspektiven mit Beruf und Kindern realisieren zu können. Diese Geschichte kann als Beleg dafür gelten, warum Liebe für Frauen etwas anderes bedeutet als für Männer. Das Leiden der Frauen resultiert aus den geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen. Dieses Leiden kann so dominant werden, daß sich Frauen nur noch als Opfer sehen können und sich darin immer weiter verstricken, in einer Weise, die die positiven Gedanken, die sie am Anfang einer Liebe mit ihr verbunden haben, fast verschwinden läßt. So gesehen kann (heterosexuelle) Liebe für Frauen in pures Leid transzendiert werden - in die Hölle auf Erden.

#### Mit Liebe die Welt verändern:

Die Themen, die die Frauen an den Schnittstellen zwischen Liebe und den anderen gesellschaftlichen Bereichen behandeln, haben nichts gemein mit Selbstreferentialität von Liebe oder ausschließlichem Leid (mit einer Ausnahme). Die Frauen befinden sich zumindest im Privaten im Aufbruch. In den Geschichten geht es um Erwachsenwerden und Emanzipation, um Gleichberechtigung, Selbstbewußtsein, Bedeutung, alternative Liebesprojekte und Wohnformen, Forschungsprojekte und wissenschaftliche Diskussionen; selbst das fast ausschließlich vorgeführte Leid in einer Geschichte stellt, zu Ende gedacht, eine Kritik an der Unterdrückung der Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen in der bürgerlichen Kleinfamilie dar. Die Frauen verknüpfen mit Liebe auch Strategien zur Alltagsbewältigung und gesellschaftliche Veränderungen. Liebe wird für Frauen in ihren Konstruktionen existentiell, aber in historisch neuer Weise. Von der Partnerwahl hängt nicht mehr überwiegend die materielle Existenz ab, sondern Potentiale weiblicher Entwicklungen in den Verarbeitungsweisen der Frauen.

Auch wenn Liebe häufig als Begründung dient, Ehen einzugehen oder Familien zu gründen, gilt dieses Verhältnis in den gegenwärtigen Vorstellungen der Frauen nicht umgekehrt. Aus einer Liebe folgt auch in den Plänen nicht unbedingt der Wunsch nach einem dauerhaften Zusammenleben in Ehen und/oder Familien. Dennoch ziehen sich Residuen von Fami-

lienerfahrungen und -bildern wie ein morsch gewordener roter Faden durch die Liebeskonstruktionen der Frauen - affirmativ oder im Widerstand.

In einigen Geschichten erhält die Herkunftsfamilie in verschiedenen Ausprägungen besondere Bedeutung: Eine Autorin orientiert sich bei der Partnerwahl an der Haltung des Vaters (vgl. die Geschichte "Das Arrangement"), eine partizipiert an der Entwicklung einer neuen Zusammenlebensperspektive in expliziter Abgrenzung zur elterlichen Familie (vgl. die Geschichte "Das Stadtleben"), eine andere erringt Selbstbewußtsein in ihrer alternativen Lebensplanung im Widerstand zur Herkunftsfamilie (vgl. die Geschichte "Urlaub ohne Kind") oder die elterliche Familie wirkt aufgrund der Wohnsituation und der traditionellen Orientierung auf geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in die Konstruktion zur Begründung von Leid bis in die eigene Familie in spe hinein (vgl. die Geschichte "Die Familie"). Die Geschichten verdeutlichen, wie die gegenwärtige Familienform zur impliziten Verhinderung im Rahmen der Entwicklung von Alternativen gerät, wenn versucht wird, neue partnerschaftliche Konzepte in den alten Formen zu denken. Auffällig ist auch die implizite Negation einer eigenen Familie, von der sich eine Autorin gerade erst getrennt hat, wenn z.B. weder die Erfahrungen noch die Kinder für eine neue partnerschaftliche Beziehung eine Rolle spielen (vgl. die Geschichte "Das Forschungsprojekt"). Familie wird hier ebenso zum Schicksal wie ihr Scheitern. Von den dort erworbenen Kompetenzen wird nicht in einer Weise gelernt, daß sie in die neue Beziehung Eingang finden können.

Familiäre Orientierungen bieten den Frauen auch die Möglichkeit, ihr Leben als schicksalhaft begreifen zu können. In die Familie als dem Ort, der für Frauen vorgesehen ist, können sie unreflektiert hinein stolpern, um sich dann lange nicht mehr für ihre eigene Biographie zuständig sehen zu müssen. Hier wird die Selbstverständlichkeit von Familie als Ort für Frauen zur doppelten Falle, indem sie in der Praxis die Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen einschränkt und in der Identitätsbildung dazu beitragen kann, daß sich

Frauen nicht mehr als Akteurinnen ihrer Geschichte sehen (müssen).

Die Erfahrungen der Frauen belegen, daß die Entwicklung zukünftiger gleichberechtigter Partnerschaften ohne potentielle Wege dorthin mitzubedenken, die über die bestehenden Formen hinausgehen müßten, nicht möglich ist. Aber es zeigt sich auch, inwiefern im Rahmen alternativer Zusammenlebensformen (im Widerstand zur traditionellen Familie) erste Ansätze einer partiellen Gleichberechtigung entwickelt werden können.

Auffällig in den Geschichten ist die Art der Reproduktion geschlechtsspezifischer Autoritätsverhältnisse durch eine Unterwerfung von Frauen bereits im Prozeß des "Sich-Verliebens". Eine interpersonelle Beziehung, die von vornherein auf die (freiwillige) Anpassung der Frauen an männliche Vorgaben und damit auf die Selbstverständlichkeit dieser Form der Unterwerfung gebaut ist, wird kaum in der Lage sein, die allseits propagierte gleichberechtigte Partnerschaft zu ermöglichen. Im Interpersonellen kann nicht weggebügelt werden, was gesamtgesellschaftlich von Grund auf angelegt ist. Gleichheit der Geschlechter, so lehren einige Geschichten, ist auch eine Produktion in den Vorstellungen der Frauen durch Aussparungen sozialer Aspekte. Um sich selbst als Gestalterinnen einer potentiellen Liebesbeziehung sehen zu können, müssen sie von geschlechtsspezifischen Ungleichheiten abstrahieren. Dies gelingt ihnen durch strategische Nicht-Benennung von Inhalten in Debatten (vgl. die Geschichte "Das Stadtleben"), durch Abstraktion von eigenem Wissen (vgl. die Geschichte "Das Kollektiv") oder durch Vorstellungen von sich verselbständigenden Gefühlen (vgl. die Geschichte "Das Forschungsprojekt").

Liebe konstruieren Frauen in den Geschichten oft als Schicksal. Die Gefühle erhalten so ein Eigenleben, das mit dem Alltag nicht in Verbindung gesehen wird. Die altphilosophischen Dichotomien von Gefühl und Verstand (von Emotion und Ratio) werden zwar durch die Lebensweisen der Frauen vom Kopf auf die Füße gestellt, wirken aber im Effekt verhindernd, indem eines von beiden in den Hintergrund ge-

drängt wird, zugunsten des jeweils anderen. Gleichgültig in welcher Weise, richtet sich dies gegen Frauenbefreiung:

1. Stellen Frauen die gemeinsamen Projekte in den Vordergrund, werden diese an ihren Grenzen und Möglichkeiten gemessen - an ihrer verallgemeinerbaren Relevanz. Der Nachteil dieser perspektivischen Haltung liegt darin, daß so interpersonelle Formen von Herrschaft kaum wahrgenommen werden.

2. Stehen Gefühle oder persönliche Merkmale im Vordergrund, geht es weniger um eine kooperative Entwicklung als vielmehr um die richtige oder falsche Wahl des Partners. Dabei bleiben eventuelle Interessen der Frauen unartikulierte, kommen gar nicht vor.

3. Oder Liebe dient als Platzhalter für mehrmalige Verschiebungen von Problemen, um zwar kurzfristig handlungsfähig bleiben zu können, aber zugleich bestimmte Probleme nicht lösen zu müssen.

Mängel in zeitgenössischen Theoriebildungen zum Thema (heterosexueller) Beziehungen wirken sich auf die Bearbeitungsweisen von Erfahrungen der Frauen aus. Ähnlich wie in der Ratgeberliteratur vorgeschlagen, werden die aus unterschiedlichen Voraussetzungen der Geschlechter resultierenden Probleme in den Konstruktionen der Frauen ins Individuelle verschoben.

Die immer wiederkehrende Betonung der befragten Frauen, daß sie mit den Partnern reden können müssen, daß Gespräche überhaupt zum Teil die einzige Verbindung herstellen, weist darauf hin, wie schwer es für die Geschlechter ist, eine gemeinsame Basis der Kommunikation überhaupt zu finden. Das bescheidene Glück, einen Mann zu treffen, mit dem die Frauen reden können, mit dem sie gemeinsame Interessen teilen, läßt die Fragen nach Gleichberechtigung und Dominanz in Gesprächen gar nicht erst aufkommen. Das ist um so erstaunlicher, als es gerade im Bereich der Frauenforschung inzwischen eine Vielzahl von Untersuchungen zum unterschiedlichen Gesprächsverhalten der Geschlechter gibt, Frauen sich beklagen, nicht zu Wort zu kommen, nicht verstanden zu werden usw. (vgl. z.B. Trömel-Plötz 1983 und 1992; Luise F. Pusch 1984). Auffällig ist auch, wie schnell

in den Konstruktionen der Frauen die Inhalte hinter die Formen zurücktreten. Solange es nicht vordergründig um Inhalte geht, so läßt sich als These festhalten, brauchen auch die Dominanzen und Vorgaben in Gesprächen nicht thematisiert zu werden. Die Tatsache des Zustandekommens von Gesprächen wird zum Ziel der Geschlechterbeziehungen, obwohl dies doch erst Voraussetzung für gemeinsame Projekte, für die Verständigung über Erwartungen und Haltungen sein kann. In den Erfahrungsgeschichten der Frauen kommt auch die Armut der Sprache für zeitgenössische Liebe zum Ausdruck. Dies geht soweit, daß sich Liebe in den Geschichten hinter klisierten Bildern versteckt oder in Form von Ironie darstellt, als einem Versuch, Kritik an diesen sprachlichen Zuständen zu leisten. Die Sprache der "romantischen Liebe" paßt nicht mehr in ein Zeitalter, in dem sich Frauen in ihren Möglichkeiten, Ansprüchen und Entwicklungspotentialen verändern. Doch ändern läßt sich nur, was artikulierbar ist. Damit stellt bereits die herrschende Sprache der Liebe eine Falle für Frauen in diesen Lebensbereichen dar. Liebe selbst kann so nur schwer als Projekt begriffen werden, was aber zugleich notwendig ist, um die Geschlechterverhältnisse analysieren und verändern zu können.

Die Falle für Frauen liegt in den diskursiven Trennungen von Gefühlen und Verstand, von Liebe und anderen gesellschaftlichen Bereichen. Perspektivisch müssen Frauen diese Trennungen überwinden. Dabei laufen sie zum Teil allerdings Gefahr, sich erneuter Verunsicherung eines bereits errungenen Selbstbewußtseins auszusetzen.

Der Versuch in den Geschichten Liebe und andere gesellschaftliche Bereiche explizit zusammenzubringen, hat sich somit als produktiv für feministische Forschung erwiesen. Es stellt sich hier die familiensoziologische Frage nach den Krisen neu: Sind es nicht gerade Krisen der traditionellen Familienform, die darauf verweisen, daß sich die Zusammenlebensformen nicht im gleichen Maße wie die Gesellschaft verändert haben? Frauen müssen in diesen Krisen Anknüpfungspunkte sehen, um Chancen für Veränderungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen wahrzunehmen und um sich für eine Liebe einsetzen zu können, die sich an den



anderen als Subjekt wendet, die ohne weibliche Unterwerfung auskommt, aber gesellschaftliche Entwicklungen in ihre Dynamik miteinbeziehen kann.

#### **Wenn Frauen Frauen lieben ...**

Lesbische Beziehungen sind nicht explizit Thema der vorliegenden Arbeit, dennoch hat es Vorteile, auch Geschichten über solche Beziehungen zu behandeln, da sie dazu beitragen, den Blick zu entselbstverständlichen und Vergleiche zu heterosexuellen Beziehungen ziehen zu können. Deutlich werden zum einen positive Aspekte, die möglich werden, wenn die Geschlechterverhältnisse in einer Paarbeziehung keine unmittelbare Rolle spielen. Und zum anderen werden Verhinderungen deutlich, die dadurch zustandekommen, daß heterosexuelle Beziehungen die gesellschaftlich anerkannte Norm darstellen.

#### **Kein Coming-Out**

Sie war eine von sechs GruppenleiterInnen einer sogenannten "Jungmädchenfreizeitwoche". Diese fand in einem alten Schloß statt, das am Rande eines kleinen Dorfes lag. Zum Schloß gehörte, umgeben von einer hohen Mauer aus groben Steinen, ein wunderschöner, weitläufiger Park, dessen Zentrum ein großer Karpfenteich bildete. Als 10- und 11jährige war sie Teilnehmerin an einer Freizeitwoche in diesem Schloß gewesen. Diese Wochen standen unter der Verantwortung des Jugendpfarrers des Bistums, der die Organisation und Durchführung aber immer an eine Frau, die schon länger in der Jugendarbeit tätig war, delegierte. Diesmal war das Anna, die im selben Ort wohnte wie sie. Anna hatte sie vor einigen Wochen gefragt, ob sie nicht Gruppenleiterin machen wolle. Sie war stolz, daß Anna ihr diese Aufgabe ohne weiteres zutraute, obwohl sie mit ihren 17 Jahren die Jüngste im Team sein würde und sie bisher noch keine Kindergruppe betreut hatte. Sie hatte sofort zugesagt und mit Anna und drei anderen, die auch aus ihrem Ort waren, die Freizeitwoche vorbereitet.

Es fehlte ihnen aber noch eine sechste Leiterin, da die Kindergruppen nicht zu groß sein sollten; die fehlende Leiterin hatte ihnen der zuständige Jugendpfarrer des Bistums vermittelt. Sie kannten Eti nicht und hatten auch noch nicht mit ihr gesprochen. Während die anderen GruppenleiterInnen schon die ersten ankommenden Mädchen in Empfang nahmen, fuhr sie selbst zusammen mit Anna los, um Eti von der Stadt, in deren Nähe das Schloß lag, abzuholen. Unterwegs erfuhr sie von Anna, was der Jugendpfarrer über Eti gesagt hatte: Eti war 17, stammte aus einem afrikanischen Land, von wo sie und ihre Familie vor Jahren hatten fliehen müs-

sen und wohnte jetzt mit ihren Geschwistern bei einer Gastfamilie, ihr Vater war im europäischen Ausland und ihre Mutter auf der Flucht gefaßt worden. Sie selbst hatte von den politischen Verhältnissen in diesem Land keine Ahnung, sie wußte gerade noch so ungefähr, wo es lag. Sie war inzwischen sehr neugierig geworden auf Eti.

Sie erinnert sich noch genau daran, als sie Eti das erste Mal sah: Eti ging bestimmt und zugleich leicht, behend' aufs Auto zu. Eti setzte sich neben sie auf den Rücksitz und sie unterhielten sich auf der Rückfahrt zuerst über Belanglosigkeiten und dann erläuterte sie Eti die Planung der kommenden Woche. Sie bemühte sich, Eti nicht allzu unverhohlen zu mustern, aber es fiel ihr schwer. Etis krauses Haar war über den Ohren zu je einem kleinen Zopf geflochten und mit einer bunten Spange zurückgesteckt, was ihr ausgezeichnet stand. Ihre Hände waren ungewöhnlich schmal und feingliedrig. Sie konnte sich an Etis reichhaltiger Gestik und ihrem wundervollen Lächeln kaum sattsehen.

In den nächsten Tagen versuchte sie so oft wie möglich in Etis Nähe zu sein. Sie nahm das Gruppenzimmer neben Etis, ging ab und zu zu ihr hinüber, um sich Farben oder ähnliches zu leihen, drehte es so, daß ihre Gruppe neben Etis auf der Wiese spielte, setzte sich im Speisesaal neben sie, versuchte, Etis souveränen Umgang mit ihrer Kindergruppe nachzumachen und lächelte ihr, wenn die Kinder im Bett waren und die GruppenleiterInnen noch beisammensaßen, vorsichtig zu. Eti lächelte schließlich immer öfter zurück.

Am dritten Abend, als wieder alle GruppenleiterInnen beisammensaßen, stand Eti auf, lächelte sie kurz an und ging in den Garten hinaus, wohin sie ihr bald folgte. Sie setzten sich beide auf eine Bank am Teich und fingen an, sich zu unterhalten. So ähnlich machten sie es von nun an bei jeder Gelegenheit. Eti erzählte von ihrer Familie, vom Leben der Diplomatenfamilie in Afrika, von der Flucht, von den politischen Verhältnissen da und von der Familie, bei der sie nun mit ihren beiden Schwestern wohnte. Sie selbst erzählte auch von ihrer Familie, die ihr jetzt völlig durchschnittlich erschien. Sie sprachen über ihrer beider Zukunftspläne. Sie selbst wollte wahrscheinlich Psychologie studieren, konnte aber nicht genau sagen, was sie damit machen wollte. Eti hingegen war sich sicher, daß sie Ernährungswissenschaften machen und später in ihr Land zurückgehen und dort helfen wollte. Eti wollte auf alle Fälle ihr Leben lang selbständig bleiben, sich von niemandem abhängig machen. Sie selbst hatte sich das bisher noch gar nicht so genau überlegt, fing nun aber auch an, genauer darüber nachzudenken und beschloß zusammen mit Eti, nie zu heiraten. Sie überlegten, in welcher Stadt man wohl sowohl Psychologie als auch Ernährungswissenschaften studieren könnte. Dann könnten sie sich jeden Tag sehen.

Sie sprachen über Rassismus, auch in der Schule. Sie selbst hatte sich bisher überhaupt keine Gedanken darüber gemacht, während Eti gar nichts anderes übrig geblieben war. Die Gespräche mit Eti waren ungeheuer schön. Sie brachten soviel Neues, ließen sie über vieles anders denken. Sie sprachen auch über ihren Ärger in der Kirche, ihren Zweifel am Christentum überhaupt, über Probleme mit den Kindergruppen. Nur über eines sprachen sie nie: Jungs. Sie hatte zwar einen Freund zu Hause, aber der war jetzt völlig vergessen und

uninteressant geworden. In ihrem Kopf gab es nur noch Eti. Sie merkte, daß sie Eti begehrte und war recht verwirrt über ihre Gefühle. So etwas gab es doch gar nicht, so etwas konnte es doch gar nicht geben! Und damit schob sie ihre Gefühle immer wieder als Einbildung auf die Seite. Sie stellte sich vor, wie es wohl wäre, mit Eti zusammen von zu Hause wegzugehen, zu studieren, mit ihr zusammen zu essen, einzukaufen, zu lernen, tanzen zu gehen ... Sie hatte das Gefühl, daß ihr mit solch einer Freundin an der Seite alles gelingen müßte. Was sie selbst nicht wußte oder könnte, könnte dann Eti und umgekehrt, oder sie würden es zusammen herauskriegen, sich aneignen, und sie würden immer zusammenhalten. Bei jedem Problem gäbe es eine ZuhörerIn, RatgeberIn und BegleiterIn.

Dann kam der letzte Abend. Alle GruppenleiterInnen zusammen wollten ins nächste Dorf in eine Kneipe gehen. Nachdem die Kinder alle im Bett waren, wollten sie los. Sie selbst hatte leider furchtbare Kopfschmerzen und beschloß, sich hinzulegen. Eti blieb bei ihr, was sie gehofft hatte. Sie sagten zu den anderen, sie würden nachkommen, wenn es ihr besser ginge. Obwohl sie Kopfschmerzen hatte, fand sie's wunderschön, mit Eti allein zu sein. Jede ihrer fürsorglichen Berührungen waren wie Feuer auf der Haut und sie wagte nicht, sich zu bewegen oder etwas zu sagen.

Schließlich waren die Kopfschmerzen vorbei und sie beschloßen, den anderen ins Dorf zu folgen. Sie war auch froh, die Situation beenden zu können, da sie das Gefühl hatte, weder vor noch zurück zu können. Der Weg war dunkel und unheimlich, führte am Wald entlang. Aber sie hatten sich beieinander eingehakt und sie fühlte sich stark und sicher. In der Kneipe angekommen, stellten sie fest, daß die anderen nicht (mehr) da waren. Sie überlegten eine Weile, ob sie sie suchen gehen oder wieder nach Hause gehen sollten und entschlossen sich fürs Nach-Hause-Gehen, da sie ohnehin nicht wußten, wo es noch weitere Kneipen gab oder wo die anderen sonst hätten sein können.

Sie hatten gerade die Kneipe verlassen, als zwei große, fette Männer mit Bierbäuchen, die auf einer Bank vor der Kneipe gesessen hatten, hinter ihnen brüllten: "Seht mal die beiden da, die kaufen wir uns jetzt, vor allem die Schwarze da!" Dabei sprangen die beiden Männer auch schon auf und wollten sie an den Armen packen. Sie zog Eti am Ärmel und rief: "Weg hier, lauf!" und sie liefen zum nahen Feldweg, den Wald entlang in Richtung Schloß. Warum sie nicht versucht hatten, ins Dorf zu laufen, weiß sie nicht mehr genau. Es schien dort alles schon zu schlafen, außer den Leuten in der Kneipe selbst natürlich. Und als die schwere Tür der Kneipe hinter ihnen zugefallen war, glaubte sie, daß sie da drin niemand mehr hören könnte. Das Dunkel des Waldes schien schützender als das Dorf und das Schloß war auch nicht weit, einen Kilometer weit entfernt vielleicht. Sie hörten die Männer hinter sich schreien und schnaufen. Sie hatte noch Blasen von der Wanderung am Vormittag an den Füßen und japste: "Ich kann nicht mehr." Aber Eti nahm sie fest bei der Hand, rief: "Du schaffst es!" und zog sie hinter sich her. Der Wald wurde immer dunkler und undurchsichtiger. Schließlich wurde der Abstand zu den Männern immer größer und irgendwann hörten und sahen sie gar nichts mehr von ihnen. Kurz vor dem Schloß angekommen,

ließen sie sich erschöpft und keuchend ins Gras fallen. Sie umarmten einander, spürten gegenseitig ihre Wärme und so blieben sie eine Weile, die ihr sehr lange vorkam, sitzen/liegen. Sie spürte noch die Angst in sich, war erschöpft vom Laufen, erleichtert, den Männern entkommen zu sein, zugleich stolz, ein Abenteuer bestanden zu haben, bewunderte Etis Kondition und fühlte sich vor allem sehr stark neben ihr und war ansonsten einfach nur noch glücklich, in ihren Armen zu sein. Irgendwann wurde es ihnen kalt auf dem feuchten Boden und sie beschloßen, daß es Zeit war, zurückzugehen. Sie standen auf, eine sah die andere unsicher an, und sie gingen schweigend zurück zum Schloß. Die anderen GruppenleiterInnen kamen erst zurück, als sie schon schliefen. Sie erzählten am nächsten Tag nichts von ihrem Erlebnis. Sie sahen sich nur immer wieder verstohlen und unsicher an. Sie holte mehrfach Luft, um etwas zu sagen, aber was? Immer waren da auch die anderen. Und so nahmen sie schließlich Abschied und sahen sich nie wieder. (Wissenschaftliche Mitarbeiterin, geboren 1963)

Die Geschichte ist aufgebaut wie ein Film: Zwei Frauen, die sich vorher noch nie gesehen haben, lernen sich im Rahmen einer gemeinsamen Aufgabe, der Mädchenbetreuung einer kirchlichen Freizeitwoche, kennen. Sie ziehen einander an, die Autorin sucht die Nähe von Eti, die sich allmählich darauf einläßt. Insgesamt handelt es sich, so legt die Autorin nahe, um eine verbotene Liebe von zwei Frauen mit Vorbildfunktion für Kinder in einer katholischen Umgebung. Sie schmieden gemeinsame Pläne, ohne sich ihre Gefühle zu offenbaren. Spannung kommt auf bei dem Verfolgungsabenteuer, sie kommen sich körperlich näher als vorher, doch anders als im Film kommt es nicht zu gegenseitigen "Liebesgeständnissen", sondern zu verstehenden Blicken. Das Ende der Freizeitwoche ist schicksalhaft konstruiert: Die beiden Frauen scheiden voneinander, so legt die Autorin nahe, weil es keine Gelegenheit gibt, allein miteinander zu sprechen. Das Ende erscheint abrupt, ohne Umarmungen, ohne Adressenaustausch und ohne eine Beschreibung von Gefühlen, die durch die Trennung hervorgerufen werden. Die Konstruktion des Endes der Geschichte läßt die vorher dramatisch aufgebaute Entwicklung zu einem banalen Ereignis werden - als wäre nichts geschehen. Es stellt sich die Frage, ob es gerade diese Banalisierung in der Konstruktion ist, die ein Vergessen erleichtert?

Auch in dieser Geschichte werden zwei Themen verhandelt, zum einen geht es um ein verhindertes lesbisches Coming-

out, zum anderen um die Frage der Entwicklung einer Zukunftsplanung und Orientierung.

Hier verliebt sich die Autorin in eine Person in dem Moment, in dem sie sie kennenlernt und nur wenig von ihr weiß.

Ähnlich wie in der Geschichte "Das Arrangement" besteht die "Welteroberung" im Erwachsenwerden, hier einer noch Jugendlichen von 17 Jahren, wobei das Erwachsenwerden an eine berufliche Orientierung geknüpft wird. "Die Eroberung von Welt" wird zur Suche nach dem geeigneten Beruf, einer akademischen Ausbildung, einerseits und nach einer Möglichkeit, den Alltag zu bewältigen andererseits. Zu letzterem gehören sowohl die traditionell weiblichen Aufgaben im Haushalt, wie einkaufen, als auch kulturelle Aktivitäten wie tanzen und lernen. Der in dieser Weise ersehnte Alltag scheint nur von Frauen auf einer gleichberechtigten Ebene gemeinsam gestaltbar zu sein. Die andere eröffnet der Autorin einen neuen Zugang zu gesellschaftlichen Fragen und Problemen wie Rassismus und politische Verfolgung, schon durch die Lebensberichte von Eti, zudem besprechen sie auch Fragen, die mit der gemeinsamen Arbeit zu tun haben, wie Probleme mit den zu betreuenden Kindern und der Kirche. Doch nicht die gemeinsame Arbeit erhält eine Bedeutung in der Konstruktion der Geschichte, sondern der gegenseitige Austausch in Gesprächen, die zu zweit im Garten stattfinden. Inhalte der Gespräche werden nur angerissen. So groß die "Welteroberung" zunächst angelegt ist, indem Ausbildung, Liebe, Hausarbeit, Kultur und Zusammenleben gleichzeitig und zusammen gedacht werden, schrumpft sie am Ende doch auf eine traute Zweisamkeit zusammen, von der andere Menschen ausgeschlossen sind.

"Sich-Verlieben" verknüpft die Autorin mit einem Körpergefühl, der Vorstellung, den Alltag gemeinsam zu bewältigen und konkret in der Geschichte gemeinsame Abenteuer zu überleben. Abenteuer wie die Verfolgung der Männer konstruiert sie zu einem Erlebnis, das zu gegenseitiger körperlicher Nähe führt, die sonst so nicht denkbar wäre. Die Atmosphäre des Verbotenen wird durch das Schweigen initiiert und durch

die Solidarität in Form der gegenseitigen Hilfe, den Männern zu entkommen.

Auffällig ist, daß Zwang und Verbote gar nicht vorkommen, sondern bereits internalisiert sind bzw. bei den LeserInnen als bekannt vorausgesetzt werden. Kirche, so wissen die LeserInnen, insbesondere die katholische, verbietet alles Lustvolle (Geschlechtsverkehr zum Vergnügen statt zur Fortpflanzung) und Vernünftige (z.B. Verhütungsmittel) im Kontext von Sexualität. So muß nicht ausgesprochen werden, was alle wissen, müssen direkte Sanktionen gar nicht mehr auftreten. Auf diese Weise kann Lesbianismus im Verborgenen gelebt und zugleich die Verbote reproduziert werden. Die Autorin bewegt sich in der Umgebung so, daß niemand etwas von ihren Neigungen erfährt. Sie weiß bereits darum, daß ihr Tun und Fühlen nicht zulässig ist, noch bevor sie begreift, was eigentlich passiert. Hierin liegt ein weiterer Hinweis darauf, wie sexuelle Regeln und Verbote funktionieren, ohne ausgesprochen zu werden, schon bei 17jährigen. So können selbst bis dahin unbekannte Erlebnisse oder Gefühle erfahren werden, ohne daß die Heranwachsenden Fragen stellen. Lesbianismus selbst bleibt so ohne Sanktionen im Verborgenen. Damit werden Verhältnisse reproduziert, die lesbische Orientierungen bestehen lassen können und sie zugleich nicht akzeptieren.

Und die Autorin legt nahe, daß eine lesbische Orientierung "natürlich" sein kann, nicht aus einer "enttäuschten Heterosexualität" hervorgehen muß, wie z.B. Jacques Lacan behauptet (vgl. Judith Butler 1991, 82). In dieser Konstruktion kommt sie dann zum Tragen, wenn eine sich in eine konkrete Frau verliebt und nicht aus Frust über das Zusammensein und sexuelle Erleben mit Männern. Das "Begehren" wird als körperliches Schicksal beschrieben.

Die Männer bzw. Knaben erhalten Bedeutung durch betonte Bedeutungslosigkeit, indem zweimal ihre Unwichtigkeit herausgestellt wird: durch die Erwähnung des Freundes im Heimatort und durch die Betonung, daß sich die Gespräche der beiden Freundinnen nicht um "Jungs" drehten. Ansonsten bleibt der Freund der Autorin im Heimatort auf allen Ebenen eine Leerstelle.

Verliebt zu sein bedeutet in der Planung, fast alles gemeinsam zu tun. Stärke wird aus der Gemeinsamkeit gezogen, ebenso wie Sicherheit. Die Orientierung der anderen Frau dient dazu, daß sich die Autorin auf die Suche nach einer eigenen Orientierung macht. Für das "Sich-Verlieben" kommt hier alles zusammen: körperliche Attraktivität, Exotik, das Fremde (ein anderes Land), das Abenteuer im Leben der Freundin (politische Verfolgung) und das gemeinsame Abenteuer mit den Männern aus dem Dorf sowie die gemeinsame Zukunftsplanung, die viele gemeinsame Aktivitäten vorsieht. Insofern wird eine Utopie entworfen, die für heterosexuelle Beziehungen kaum vorstellbar ist. Anders als in der Geschichte "Das Arrangement" bietet die andere nicht nur einen Ort der Kompensation, sondern vorrangig von Gemeinsamkeit. Orientierung wird nicht gedacht als eine, die passiv durch eine andere Person erreicht werden kann, sondern das aktive Mittun der Autorin erfordert, nachzuholen, was sie bisher nicht bedacht hatte. Damit liefert die Geschichte Hinweise auf ein perspektivisches Zusammenleben, das in diesen Verhältnissen ausschließlich unter Frauen möglich scheint. Zugleich lehnt die Autorin aber die Zukunftsplanung an die aus dem heterosexuellen Kontext entsprungenen Formen des Zusammenseins an, an ein eheähnliches Leben, allerdings in Gleichheit unter expliziter Berücksichtigung der Entwicklung beider Personen.

Gleichheit: Die Enge bildet die Zweisamkeit, die Weite resultiert im Effekt aus einer Konstruktion, die trotz unterschiedlicher Erfahrungen, ohne Unterwerfung der einen unter die andere auskommt, zumindest in Gedanken. erinnert sei hier an das Beispiel, das Richard Sennett (1990) anführt, worin ein Beziehungskonflikt eines lesbischen Paares gelöst werden konnte, ohne daß sich die eine Partnerin der anderen unterwarf. Adrienne Rich folgt Audre Lorde affirmativ, indem sie in der lesbischen Existenz eine "allgegenwärtige Energie, die sich im 'Teilen, Mitteilen von Freude - körperlicher, emotionaler oder psychischer Freude' und in gemeinsamer Arbeit ausdrückt; als machtvollverleihende Freude" sieht (Rich 1989, 266). So erwachsen auch in der vorliegenden Geschichte die gemeinsamen Pläne in der Frauenfreund-

schaft, die ohne Unterordnungen und entwicklungsbehindernde Arbeitsteilungen auskommen. Die Geschlechterverhältnisse kommen als Gewaltverhältnisse vor. Die Männer bedrohen die Körper der beiden Freundinnen. Die gemeinsame Überwindung der Gefahr erleichtert körperliche Berührungen der beiden Frauen untereinander.

Mit dem Ansatz von Michel Foucault (1977) läßt sich erkennen, "daß das Sexualitäts-Dispositiv vergesellschaftende Funktion hat." (Kornelia Hauser 1983, 135). So gibt es ein ganzes Regelsystem, mit dem Körper umzugehen. Sexualität wirkt darin wie ein Platzhalter, "wie ein noch auszufüllendes Zeichen" (ebd.). Durch Benennung durch Entnennung, in der Art "darüber" spricht man nicht, wird die Anordnung des Sexuellen reproduziert.

In dieser Geschichte dient die Sprachlosigkeit bezogen auf die Gefühle und die Unsicherheit dazu, daß das Verbotene so ungeheuerlich bleibt, daß es gar nicht erst stattfinden kann, undiskutiert und unhinterfragt mit den beiden Frauen aus dem Ferienort verschwindet, zugleich aber als "natürlich" dargestellt werden kann. Der Mangel an Kommunikationsmöglichkeiten in der Sprache verhindert, daß die körperlichen Gefühle ausgedrückt werden.

Die Geschichte liefert Hinweise auf die Wirkungsweisen heterosexueller Orientierungen für Frauen, die Adrienne Rich, meiner Meinung nach, etwas irreführend unter dem Begriff "Zwangsheterosexualität" (compulsory heterosexuality) faßt:

"Gleichgültig welche Identifikation wir (Frauen, B.K.) uns suchen und wie wir von anderen etikettiert werden - sie (die Zwangsheterosexualität, B.K.) flackert dazwischen und entstellt unser Leben." (Adrienne Rich 1989, 270)

Die Geschichte zeigt, wie Verbote ohne Zwang auskommen können, nicht einmal mehr als Verbote ausgesprochen werden müssen und dennoch wie solche wirken. Heterosexualität, nicht als Sexualität, sondern als paarweise Lebensform von Männern und Frauen, ist auch in dieser Geschichte allgegenwärtig durch Präsenz in der expliziten Nicht-Präsenz: so kommt der Freund am Heimatort vor, ohne daß Näheres beschrieben wird; es wird die Besonderheit hervorgehoben, daß die beiden Freundinnen nicht über "Jungs" reden, aber sich dennoch darüber verständigen, nicht heiraten zu wollen. He-



terosexualität verbleibt zwar eine Orientierung im Denken, erscheint aber nicht als Zwang.

#### Das Coming-Out

Nachdem sie sich von einer langjährigen, eheähnlichen Beziehung mit einem Mann getrennt hatte, in der sie sich auch sehr um den Sohn dieses Mannes gekümmert hatte, arbeitete sie nun schon seit längerem in Frauen-Forschungsprojekten mit. Sie hatte zusammen mit einer anderen Frau einen Aufsatz für ein Buch geschrieben und sich darüber hinaus in weiteren Theorie-Diskussionsgruppen engagiert. Zuerst hatte sie, völlig gefangengenommen vom Thema und aufgeregt von der Herausforderung, selber forschend tätig zu werden, sich begeistert in dies Projekt gestürzt. Sie hatte sich durch schwierige Texte gebissen und selbst, wenn es mal mit dem Schreiben nicht vorwärtsging oder sie ratlos war, hatte sie ganz optimistisch nicht aufgegeben, sondern war am Ball geblieben. Auch sonst machte sie immer mehr in den Zusammenhängen, arbeitete in weiteren Frauengruppen mit und verbrachte zunehmend mehr Zeit mit all diesen Aktivitäten. Dabei beflügelte sie vor allem der theoretische Ansatz, daß all das, was ihr zuvor Kummer bereitet hatte, nicht bloß mit einer Veränderung ihrer Person zu lösen war, die dann als Glück leben könnte, was sie zuvor als Unmöglichkeit und Unglück erfahren hatte, sondern nur mit einer Gesellschaftsveränderung im großen zu machen sei, die also auch andere Veränderungen der Person erforderte, z.B. gerade nicht mit Liebe allein das Glück zu (ver)suchen. Solche - andere - Suche nach dem Glück zog sie hinaus in die Welt und in ein gänzlich anderes Tun zusammen mit anderen Frauen, die auch die Welt verändern wollten. Und schon dieses Tun machte sie in der Gegenwart glücklicher. Daneben beschloß sie, ihr zweites Studium Diplompädagogik, das sie nach dem Lehrereexamen angefangen hatte, weil sie nicht Lehrerin werden wollte und nach anderen Perspektiven suchte, nicht zu beenden. Zum einen, weil sie inzwischen ihr Interesse an Kindern und Erziehungsfragen verloren hatte, zum anderen, weil sie ungeduldig in diesem Studium nichts fand, das Stoff für eine sinnvolle Tätigkeit gewesen wäre. Zum Beispiel überlegte sie schließlich, nachdem sie schon den Gedanken an Jugendarbeit und dann an Erziehungsberatung aufgegeben hatte, Erwachsenenbildung zu wählen, aber in den Seminaren dazu ging es um Didaktik und Methodik an sich, ohne daß auch nur erwähnt wurde, was denn vermittelt werden könnte, welches Anliegen treibende Kraft der eigenen und auch gemeinsamen Arbeit in einer Gruppe z.B. in der Volkshochschule hätte sein können. Dagegen konnte sie mit ihrem Thema "Hausarbeit" wirklich etwas anfangen und dachte, daß sie erst einmal solche und weitere Inhalte lernen müßte, die dann später an andere weitergegeben werden könnten, Themen, die andere Frauen ebenso wie sie selbst bewegten. Außerdem konnte sie die Vermittlung hier üben und erproben. Um aber endlich auch Geld zu verdienen, statt von den Eltern finanziert zu werden, begann sie, halbtags in einer Setzerei zu jobben, sie las Korrektur.

Im Anschluß an ihre Quasi-Ehe hatte sie sich in einen Mann verliebt, was ihr auch aus der alten Beziehung hinaushalf. Sie zog nicht mit ihm zusammen, sondern lebte in einer Wohngemeinschaft. Aber je wichtiger ihr die Arbeit in den Frauengruppen wurde, desto mehr Schwierigkeiten hatte sie damit, seine Sichtweise der Beziehung zu akzeptieren. Für ihn war die Liebe Freizeit, das andere nach der Arbeit: zusammen essen, ausgehen, mit Freunden Karten spielen, Feten, gemütlich klönen und natürlich Schmusen und Sex - jedesmal, wenn sie beisammen waren. Das alles gefiel ihr auch ausgesprochen gut, weil er häufig derjenige war, der diesen Rahmen herstellte, ganz im Gegensatz zu ihrem vorigen Freund. Essen kochte, Restaurants kannte, gern ins Kino ging und sich mit Freunden traf. Sie war meist Gast bei ihm, und er richtete alles häuslich ein, dachte von Musik, Essen, Zahnbürste und Handtuch bis zum Frühstück einfach an alles. Aber da fehlte ihr wieder etwas, Arbeit und Politik waren ihm entweder nicht mehr so wichtig oder er sparte diese am Feierabend aus, genau wußte sie das nicht. Sie hatte sich in ihn auch deshalb verliebt, weil er ein Stück Abenteuer und Revolutionsromantik für sie verkörperte. Er war in einer der K-Gruppen gewesen, später in einer Anti-AKW-Gruppe - da konnte er verrückte Geschichten vom nächtlichen Hantieren der Gruppe mit Drahtschneidern erzählen. Inzwischen war er Betriebsrat, was er davon erzählte, kam ihr sehr engagiert, ernsthaft und zuverlässig vor, Ungerechtigkeiten wurden kämpferisch mit Gerichtsverfahren und Streik angegangen. Aber, wie gesagt, das kam bei ihren Treffen bald nur noch am Rande vor - er sprach nicht gern viel und schon gar nicht leidenschaftlich darüber. Ihre Begeisterung über ihr eigenes Tun konnte er nicht teilen, er wußte nicht so recht etwas damit anzufangen. Manchmal sagte er sogar, daß er TheoretikerInnen arrogant fände - dann fühlte sie sich total mißverstanden und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte.

Irgendwann hatte diese Beziehung ein Ende - er verliebte sich in eine andere Frau, und sie brach die Beziehung zu ihm abrupt und ohne allzuviel Traurigkeit ab (er konnte sich auch zwei Freundinnen vorstellen), traf sich allerdings noch hin und wieder mit ihm und schlief dann auch mit ihm.

Mittlerweile verliebte sie sich in eine Frau, der sie sich aber unterlegen fühlte, und deshalb dachte sie nie daran, ihre Sehnsüchte praktisch werden zu lassen. Doch diese Zeit war trotzdem sehr schön und gar nicht wie unglückliche Liebe, weil diese Frau es verstand, andere für Ideen zu begeistern, sozusagen politisch in Aufruhr zu versetzen und herauszufordern, Dinge zu tun, die sie nie zuvor getan hatten. Gleichzeitig war sie stolz darauf, zum ersten Mal in ihrem erwachsenen Leben ohne Liebesbeziehung zu leben und dabei gut klarzukommen und nicht unglücklich zu sein - und schon gar nicht einsam und allein. Aber sie wünschte sich doch eine Liebesbeziehung, die ganz anders sein sollte als das bisher mit Männern Gelebte. Sie selbst wollte darin anders sein, besser gesagt: sie wollte nie wieder so sein wie in der "Ehe".

Ihr Selbstbewußtsein im Forschungsprojekt hatte inzwischen einen gewissen Knacks bekommen - die bewunderte Frau hatte wütend zurechtweisend harsche Kritik an ihrem Aufsatz zu

Hausarbeit geübt, ohne daß sie ihren "Fehler" wirklich verstanden hatte, und insgesamt wurde sie jetzt eher zu denen gezählt, die nicht so gut waren, so daß sie jetzt anfang zu überlegen, ob sie gut genug sei zum wissenschaftlichen Schreiben, das ihr mehr und mehr wie ein Geheimnis erschien. Aber in diesem Semester war sie in eine neue Arbeitsgruppe zu zwei Frauen gewechselt, die neu und voller Begeisterung waren. Das steckte an und riß sie mit.

Und dann trat B. allmählich in ihre Wahrnehmung. Sie war neu im Seminar, in einer anderen Arbeitsgruppe, die ziemlich rebellisch war und eine Sitzung dazu benutzte, alle Einwände und Zweifel als persönliche Vorwürfe an die Seminarleitung zu richten. Sie fand die Vorwürfe damals alle falsch, war zum Teil empört, weil sie die ungerecht fand, bewunderte aber trotzdem das forsche, selbstbewußte Auftreten dieser Frauen. B. hatte einige Wochen zuvor ihre bisherige Arbeit an Rosa Luxemburgs Texten auf Anhieb in schriftlicher, runder Form zu Papier gebracht und im Seminar vorgestellt. In diesem Aufstand übernahm B. so etwas wie eine vermittelnde Rolle und auch wieder nicht. Während die anderen Frauen dieser AG unversöhnlich heftig waren und ihren Ärger abließen, kurze Zeit später auch aus dem Seminar gingen, diskutierte B. in die Richtung, daß die Seminarleiterinnen diese Anliegen verstehen und ihr Verhalten ändern mußten. Sie fand das ungeheuer mutig, so aufzutreten, ohne den Anspruch aufzugeben, weiter mitzuarbeiten.

Was sie am meisten bewegte, kann sie heute nicht mehr so genau sagen. Es berührte sie, daß B., obwohl sie erst Anfang zwanzig und neu im Frauenforschungsprojekt war, so engagiert arbeitete, so gut war und sich stritt für ihre eigenen Vorstellungen zu Arbeitsweise und Thema, sich selbst so ernst nahm. Vielleicht war es diese Verbindung von Ernsthaftigkeit und Kühnheit, von Arbeit und Streit in der Gruppe. Dabei der hartnäckig erhobene Anspruch, Raum für die eigene Entwicklung zu haben. Vielleicht war der für sie verlockendste Gedanke, daß mit Engagement für besonders bewegende Themen, mit Hartnäckigkeit und unbeirrbarem Festhalten an der eigenen subjektiven Sicht- und Denkweise gelingen könnte, was sie sich für sich selbst wünschte - politisch aufrührerische Theorietexte zu schreiben. Dazu kam irgendwie, daß B. so aussah und sich bewegte, wie sie sprach: jung, mit bunt gefärbten, abenteuerlich kurzen Haaren, die zwischen kahl rasierten Stellen als Blitz und Phantasieformen in verschiedenen Farben leuchteten, darüber einen Schlapphut. Sie sah provozierend und auffällig und dabei so gar nicht weiblich aus - und doch wieder mit dem weichen, runden Gesicht und ihren Körperformen, die ihr zwischen männlich und weiblich hin- und herzuwechseln schienen.

Allein die Verliebtheit beflügelte sie. Sie arbeitete an ihrem Thema mit glühender Begeisterung, las Marx und schrieb ein Papier, das sie im Seminar vorstellen wollte. Wenn sie sich vorstellte, mit B. zusammen diskutieren zu können, dachte sie, das mußte sie selbst und beide stärker und besser machen, weil B. die eigenen wie die Gedanken anderer sehr ernst nahm und anscheinend einen erfolgreichen Weg gefunden hatte, wie man arbeiten konnte. Dazu kam, daß B. in einer Arbeitsgruppe mit den Seminarleiterinnen war

und dort Anerkennung fand wie auch Streit auslöste, und trotzdem ihre eigenen Gedanken formulieren konnte. Irgendwann schrieb sie einen Brief an B, wobei sie sich sehr mutig fand. Es war ganz einfach – die Liebesbeziehung begann. Im nachhinein denkt sie, daß vieles von dem, was sie sich erhofft hatte, wirklich geworden ist. Daß dies eine Beziehung war, in der Arbeit und Politik einen selbstverständlichen Raum einnahmen, in der sie sich nicht allein auf das private Glück konzentrierte. Anderes erfüllte sich nicht – weil sie Verschiedenes wollten, weil sie beide Schwierigkeiten mit ihren Zukunftsperspektiven hatten, und weil das Fehlen eigener konkreter Lebenspläne nicht durch eine andere gelöst werden kann. (Lektorin, geboren 1955)

Themen der Geschichte sind zum einen die (Wieder-)Erlangung von Selbstbewußtsein, zum anderen die explizite Frage danach, wie Frauen die gesellschaftlich getrennt angelegten Bereiche von Liebe und Politik individuell zusammen leben können. Die Geschichte handelt auch von der Ortlosigkeit der Frauen und den Schwierigkeiten in der Suche nach einem eigenen Ort.

Zwei Studienabschlüsse werden mit der Begründung verworfen oder nicht fortgesetzt, daß sie eher methodisch, aber nicht inhaltlich orientierend seien. Deutlich wird ein Mangel der pädagogischen Studiengänge, Orientierungen und Inhalte zu vermitteln, wenn die StudentInnen lernen sollen, in Abstraktion vom Gegenstand zu lehren. Die Autorin versucht dem zu entgehen, indem sie die Orte wechselt. So begibt sie sich im Verlauf der Geschichte auf eine stete Suche, ohne zu verweilen und zu überdenken, wie sie die Bedingungen an den jeweiligen Orten verändern kann (z.B. durch Lektüre außerhalb des Lehrplans, selbst organisierte Gruppen, inhaltliche Diskussionen im Seminar).

"Welteroberung" wird hier zur Suche nach einem Beruf, der mit der eigenen Position (die es auch noch zu finden gilt) vereinbar sein soll. Beschrieben wird der Prozeß eines formalen "Abstiegs" vom Lehrerinnenexamen zum abgebrochenen Pädagogik-Studium, um dann als Korrekturleserin zu arbeiten, berufliche Perspektiven (vorausschauende Pläne) kommen in dieser Konstruktion nicht vor. Dadurch, daß sie nirgendwo mit ihrer Arbeit zufrieden sein kann, und durch die ständigen Wechsel, erlangt sie keinen vollständigen Berufsabschluß. Damit schließt sie sich zugleich aus solchen Be-

reichen aus, in denen Entscheidungen getroffen werden (wie z.B. Institutionen).

Indem sie sich nicht an den formalen Qualifikationen orientiert, auf die die Existenzsicherung in dieser Gesellschaft überwiegend basiert, begibt sie sich potentiell entweder in finanzielle Unabgesichertheit (Halbtagsjob in einer Setzerei) oder in die Abhängigkeit der Eltern. Aber gerade die Möglichkeit für Frauen zu schaffen, sich (unabhängig von Männern und Verwandten) selbst finanzieren zu können, war ein Hauptanliegen der alten und der neuen Frauenbewegung. Potentiell alle Qualifizierungen erlangen zu können, die auch den Männern offenstehen, wurde darin als Voraussetzung für eine Gleichberechtigung der Frauen gesehen (vgl. z.B. Ute Gerhard 1990b; Helge Pross 1972).

In den Frauenforschungsprojekten findet sie endlich Inhalte, die sie vertreten und worüber sie sich eine Position erarbeiten kann (Forschung zu Hausarbeit). "Welteroberung" kommt auch vor als "Suche nach dem Glück", das sich über kollektive Gesellschaftsveränderungen herstellt - über eine gemeinsame dritte Sache in den "Frauen-Forschungsprojekten". Hier sucht sie nach Formen der schriftlichen Darstellung und der mündlichen Auseinandersetzung. Diese aber waren wiederum Gegenstände der vorhergehenden Studiengänge. Dort, wo die Methoden gelehrt werden, wird von den Inhalten abstrahiert: "in den Seminaren dazu ging es um Didaktik und Methodik an sich". Dort, wo Inhalte behandelt werden, werden die Methoden nicht vermittelt, so daß sie sich fragt, "ob sie gut genug sei zum wissenschaftlichen Schreiben, das ihr mehr und mehr wie ein Geheimnis erschien". Nicht Maßstäbe und Kriterien wissenschaftlicher Arbeit stehen hier im Vordergrund, sondern persönliche Eigenschaften, so daß in dieser Konstruktion weder die Anforderungen noch die Möglichkeiten, entsprechende Fähigkeiten entwickeln zu können, einer Diskussion zugänglich werden. Diese Phänomene verweisen sicherlich auf einen grundsätzlichen Mangel im Wissenschaftsbetrieb. Erstaunlich an der Konstruktion der Autorin ist aber, daß sie sich in beiden Fällen selbst in ihren Kompetenzen als so unzulänglich begreift wie die jeweiligen Bedingungen, die sie beschreibt. Indem sie ihre

Ausbildungserfahrungen (Methodenkenntnisse) bloß als unzulänglich ablehnt, verarbeitet sie sie nicht in einer Weise, daß sie für ihre anderen Bereiche (z.B. in den Frauen-Forschungsprojekten) produktiv nutzbar werden können.

So kommt es in der Geschichte zu so widersprüchlichen Botschaften, daß die Orte (oder die Bedingungen) immer die falschen sind, daß also entsprechende Anpassung nicht weiterführt, daß sie aber gerade dies immer wieder versucht - sich anzupassen. So vertritt sie ihre Forschungs- und Schreibarbeit selbstbewußt, solange wie sie von anderen anerkannt wird. Das findet in der Konstruktion ein jähes Ende mit einer einzigen "zurechtweisend harschen" Kritik an ihrem Text, von der sie schreibt, daß sie sie nicht verstanden hat. Eine Leerstelle bleibt hier, ob und was die Autorin unternommen hat, um herauszufinden, wie die Kritik gemeint war, um daraus für spätere Texte zu lernen oder um die Kritik als nicht gerechtfertigt zurückzuweisen. Die immer wieder vorkommenden Leerstellen in der Geschichte, die die LeserInnen darüber im Unklaren belassen, wie die Autorin mit den Angeboten (den Vorgaben in den Ausbildungen oder der Kritik an ihrem Text) umgegangen ist, scheint strategisch für die Selbstkonstruktion der Autorin in ihrer Arbeit zu sein. Sie begreift sich an dieser Stelle nicht als (Mit-) Gestalterin der Bedingungen, unter denen sie arbeitet.

"Welteroberung" kommt so auch vor als Suche nach Anerkennung durch Autoritäten ("eine Frau, der sie sich .. unterlegen fühlte"). Die Suche nach einem Ort, an dem es möglich ist, gesellschaftliche Veränderungen zu denken, wird überlagert von Autoritätsverhältnissen, darin der Suche nach sozialer Anerkennung sowie den Wegen oder Methoden, diese zu erlangen.

Die Konstruktion erinnert an den Ansatz von Jessica Benjamin (1990), die davon ausgeht, daß sich Frauen in der Liebe unterwerfen, um Anerkennung durch den Partner zu gewinnen. Hier wird die Problematik solcher Herrschaftsverhältnisse verschoben, von einer heterosexuellen Beziehung, in der sie sich nicht genug auseinandersetzen konnte und in der sie sich nicht anerkannt fühlte (weil er ihr Tun "arrogant

fand") in ein Frauenprojekt. Das Streben nach Anerkennung wird hier als ein Entwicklungsprozeß gesehen und in einen größeren sozialen Kontext gestellt, da es anderen Frauen im Forschungskontext gilt, statt einem einzigen Mann in einer Liebesbeziehung wie vordem, erfährt zugleich aber eine Beschränkung, indem es sich auf bestimmte Personen richtet. "Welteroberung" wird hier zum Streben nach Anerkennung durch Persönlichkeiten - Autoritäten.

"Welteroberung" kommt auch als Versuch vor, am Ende der Geschichte zurückzugewinnen, was am Anfang bereits erreicht war - Selbstbewußtsein in der Forschung. Indem letzteres aber in Abhängigkeit vom Urteil einer Autorität konstruiert wird, gerät die Autorin in ein Verweissystem, ähnlich wie Sisyphus. Sie kann ihre bereits errungenen Kompetenzen nicht weiterentwickeln oder partiell korrigieren, sondern fängt immer wieder von vorne an.

Die Geschichte liefert Hinweise auf die Reproduktion von Autoritätsverhältnissen durch Zustimmung, durch die ausschließliche Suche nach Fehlern bei sich, statt auch bei der Autorität, durch den Mangel an inhaltlicher Überprüfung des Kritisierten. Die Zusammenbindung von sozialer Anerkennung und Selbstbewußtsein in der Konstruktion von "Welteroberung" wirkt fatal, da so vermittelt über die Vorstellung von Selbstbewußtsein die Unabhängigkeit an die Abhängigkeit gefesselt wird. Insofern ist Richard Sennett (1990) zuzustimmen, wenn er davon ausgeht, daß man das "Geheimnis", demzufolge Autoritäten handeln, einer Analyse zugänglich machen muß, um die Unterwerfung unter Autoritäten durchbrechen zu können. Und, so kann nun hinzugefügt werden, das Selbstbewußtsein muß von der Anerkennung (durch Autoritäten) gelöst werden, um in Selbstbestimmung übergehen zu können.

Die Erfolgreichen sind hier die, die von einer Autorität als solche definiert werden. Bezogen auf die Geschlechterverhältnisse ergibt sich aus dieser Haltung ein allgemeines Problem für Frauen.

Die Suche nach einem Ort, der bewohnbar ist, kann in solchen Konstruktionen unendlich fortgeführt werden. Wie können Frauen von Grund auf die Gesellschaft verändern, wenn

sie zugleich vorrangig nach Anerkennung (durch Autoritäten) für ihre Handlungen streben, statt sich an Inhalten zu orientieren, um ihre Positionen durchzusetzen?

Ökonomie kommt in dieser Geschichte (anders als in der Geschichte "Der Segeltörn") trotz Beschreibungen von Berufsausbildungen nur an einer Stelle vor und zudem unabhängig vom Beruf: "Um aber endlich auch Geld zu verdienen, statt von den Eltern finanziert zu werden, begann sie, halbtags in einer Setzerei zu jobben, sie las Korrektur." Der Beruf, so legt die Autorin nahe, ist eigentlich eher dazu da, die eigene Identität zu entwickeln; finanzielle Perspektiven haben in ihren Überlegungen, die dazu führten, daß sie die Ausbildungen wechselte bzw. abbrach, keine Bedeutung. Diese Konstruktion liefert einen weiteren Anhaltspunkt (neben der weiblichen Bedeutungslosigkeit in der Geschichte "Das Arrangement") dafür, warum sich Frauen mit so geringem Einkommen begnügen können. Hinter der perspektivischen Vorstellung, daß Berufe dazu da sind, Einfluß auf die Fortentwicklung der Gesellschaft zu nehmen, verschwindet die individuelle Notwendigkeit, das materielle Überleben gleichzeitig sichern zu müssen.

"Liebe" kommt insgesamt zu vier Personen vor. Sehr knapp die erste zu einem Mann mit einem Sohn, das Verhältnis wird mit dem Wort "Ehe" benannt, aber nicht beschrieben. Dann die Liebesbeziehung zu dem gesellschaftspolitisch engagierten Mann. Eine Perspektive wird formuliert an Hand der veränderten Wohnsituation. Es folgt eine verborgene Liebe zu einer Frau aus dem Forschungskontext, die nicht realisiert wird. Danach verliebt sie sich in eine Frau, mit der sie gemeinsam arbeiten will. "Sich-Verlieben" wird als Dynamik in der Arbeit geschildert. So wenig sich die Autorin als Mitgestalterin ihrer Arbeitsverhältnisse sieht, um so expliziter sieht sie sich als Gestalterin ihrer Liebesverhältnisse - dem Zuständigkeitsbereich der Frauen seit Rousseau.

Die Liebeskonzepte, so legt die Geschichte nahe, werden immer durchdachter, immer stärker in einen sozialen Kontext gestellt. Liebe wird so nicht zu einem Gefühl, das sich verselbständigen kann (wie in einigen anderen Geschichten),



sondern in der letzten dargestellten Stufe zu einer Mischung von körperlicher Anziehung, sexuellem Begehren und politischem Forschungsvorhaben. Liebe, so eine implizite Botschaft, ist nicht statisch und bloß schicksalhaft, sondern kann erlernt werden, kann sich von Beziehung zu Beziehung entwickeln. So wird in dieser Konstruktion selbstverständlich, was ansonsten so schwer zu denken ist, die Liebesbeziehung selbst wird zum Projekt, das sowohl zur Selbst- als auch zur Gesellschaftsveränderung beitragen soll (ähnlich wie es sich Alexandra Kollontai, allerdings für heterosexuelle Paare, vorgestellt hat).

Gerade darin steckt eine Perspektive für Frauen, die sie unterwerfenden männlichen Liebesvorstellungen zu verändern. Deutlich wird, warum die Autorin eine so längsschnittartige Erzählweise gewählt haben mag. Die Entwicklung von einer Liebesbeziehung zur nächsten ist nur so für sie darstellbar. Das Abarbeiten an den als negativ empfundenen oder erkannten Elementen verschafft ihr die Möglichkeit, zunehmend expliziter artikulieren zu können, wie eine perspektivische Liebesbeziehung aussehen sollte oder könnte. Aus den Beschreibungen des zweiten Freundes erfährt man in der Negation etwas darüber, wie sich die Autorin Liebe vorstellt bzw. wie Liebesbeziehungen keineswegs sein sollten (bloße Kultur und Freizeitgestaltung, ohne politische und theoretische Debatten). Seinen Vorgaben unterwirft sie sich nicht, sie verinnerlicht seine Kritik an ihrer Position (dem theoretischen Ansatz) nicht, sondern besteht auf ihrer Sichtweise und sucht einen neuen Rahmen, diese auch in Liebesverhältnissen leben zu können.

Liebe ist hier nicht als Anerkennung durch den Partner/die Partnerin definiert, wie in dem Ansatz von Jessica Benjamin (1990), sondern über die Liebe zu einer Frau will die Autorin Anerkennung bei anderen im Kontext einer gemeinsamen dritten Sache erlangen. Oder anders formuliert: In dieser Geschichte kommt überwiegend getrennt vor, was sich Jessica Benjamin als identisch vorstellt - Liebe und Anerkennung. Die Autorin verliebt sich in ein Vorbild, um davon zu lernen, wie eine zu werden, die von Autoritäten anerkannt wird, weil sie deren Meinung nach forschen kann.

Hier verwickelt sie sich in Widersprüche: Schließlich erlangt B. (in der Beschreibung) soziale Anerkennung nicht nur durch Inhalte und ihre Darstellung, sondern auch, so sieht es die Autorin, durch Autonomie, Durchsetzung und Hartnäckigkeit - also durch das Gegenteil von Anpassung. Die Autorin will also durch die Liebesbeziehung offensichtlich lernen, eine ganz andere zu werden, ohne den eigenen inhaltlichen (beruflichen) Fähigkeiten trauen und an ihnen anknüpfen zu müssen. Nur so kann die einmalige Textkritik die Bedeutung eines Schlüsselerlebnisses erlangen.

Eine implizite Botschaft ist, daß Liebe zu einem anderen Menschen allein nicht reicht, gesellschaftliche Perspektiven (für Frauen) zu entwickeln, sondern beides (Liebe und gesellschaftliche Perspektive) in einen Zusammenhang gestellt werden sollte. Es braucht gerade die Bearbeitung solcher Trennungszusammenhänge, um der Gefahr entgehen zu können, gesellschaftliche Perspektiven zu entwickeln, die ohne Bearbeitung von Gefühlen und Intimität auskommen - dies wäre eine Lehre der Geschichte.

Indem die Liebesbeziehung in dieser Konstruktion an strategischer Stelle auf dem Wege hin zu kooperativen Beziehungen eingebaut wird, kann sich die dritte Sache (Frauenforschung) nicht dominant über die Liebe erheben und so interpersonelle Beziehungen außen vor lassen, und umgekehrt kann die Liebe nicht bedeutender werden als die dritte Sache. Allerdings werden in dieser Konstruktion Liebe und die dritte Sache über das Streben nach sozialer Anerkennung und darin über die Reproduktion solcher Autoritätsverhältnisse vermittelt, die mit einer einzigen Kritik ein biographisch zäh erarbeitetes Selbstbewußtsein ("Sie hatte sich durch schwierige Texte gebissen ...") jäh zusammenbrechen lassen. So bleiben viele Fragen offen: Wie kann es gelingen, in der Kooperation über eine dritte Sache Autoritätsverhältnisse zu überwinden oder dahingehend zu verändern, daß sie sich in den Vorstellungen der Beteiligten nicht in einer Weise verselbständigen, die in letzter Instanz die potentiellen Arbeitsprozesse zu "Geheimnissen" deklariert, die für einen Teil der Beteiligten undurchschaubar bleiben? Wie können die Frauen ihre Haltungen in einer Weise ändern, daß sie

entweder von Kritik lernen oder ihre Position dagegen durchsetzen können? Und wie kann die Gesellschaft so umgestaltet werden, daß Liebe, Sicherung der materiellen Existenz und eine stete Bearbeitung der Gesellschaft in verallgemeinerbarer Perspektive für Frauen möglich wird?

Lesbianismus: Für die Autorin scheint die perspektivisch beschriebene Liebesbeziehung nur zwischen Frauen denkbar. In der Geschichte wirkt die nicht-gelebte Liebesbeziehung zu einer Frau wie eine Brücke, sich lesbische Liebe vorstellen zu können. Der Wechsel der sexuellen Orientierung wird als verblüffend unproblematisch dargestellt. Hier geht es sowohl um körperliche als auch insbesondere um die durch die Arbeit vermittelte Anziehung und um die Erwartung, dazulernen zu können. Der von der Autorin angedeutete Austausch verbleibt aber einseitig, insofern als sie nicht formuliert, was die andere von ihr lernen kann: So konstruiert die Autorin selbst die perspektivische Liebesbeziehung als ein LehrerIn-SchülerIn-Verhältnis. Der Schlußsatz liest sich wie eine Lehre. Die Beziehung scheitert, "weil das Fehlen eigener konkreter Lebenspläne nicht durch eine andere gelöst werden kann." Doch die Wege hin zu perspektivischer weiblicher Lebensplanung in diesen Verhältnissen müssen erst noch entwickelt werden.

#### Resümee:

Wenn Frauen Frauen lieben, so legen die beiden obigen Geschichten nahe, geht es den Autorinnen um ein ganzheitliches gesellschaftliches Leben, um gemeinsame Arbeit und Projekte, um ein gemeinsames oder ein Lernen voneinander, um körperliche Anziehung und Erotik. Die Erwartungen an die andere oder eine potentielle Beziehung sind von Anfang an solidarisch und auf Kooperation gerichtet. Dennoch wirken auch hier die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse in ihren Orientierungen auf die in dieser Gesellschaft als selbstverständlich geltenden Beziehungsformen hin.

Das gilt für die Geschichte "Kein Coming-out", wenn in den Vorstellungen der Autorin von einer lesbischen Lebensweise am Ende der Träume von einem nahezu "ganzheitlichen" Alltag

eine traute Zweisamkeit steht, die implizit andere ausschließt.

In der Geschichte "Das Coming-Out" bindet die Autorin zwar das Projekt einer lesbischen Beziehung in einen größeren sozialen Kontext ein, konstruiert aber im Resultat die Liebesbeziehung in der Anlage wie ein LehrerIn-SchülerIn-Verhältnis. So unterwirft sie sich der anderen zwar nicht von Anfang an, entwickelt aber ein hierarchisches Beziehungskonzept.

Deutlich wird, wie schwer es in den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen ist, alternative Liebesprojekte zu entwerfen und zu leben. Selbst wenn Geschlechterverhältnisse unmittelbar keine Rolle spielen, setzen sich Residuen weiblicher Unterwerfung und sozialer Einengung in den Erwartungen und Sehnsüchten der Frauen hinterrücks durch. Auffällig aber ist die größere Bedeutung, die in den beiden lesbischen Beziehungen, körperlicher Anziehung, Erotik, überhaupt dem Aussehen der je anderen zugemessen wird, im Vergleich zu den Geschichten, die von heterosexueller Liebe von Frauen handeln.

#### Wenn Männer Frauen lieben ...

Es war insgesamt nicht leicht, Erinnerungsgeschichten von Frauen zum Thema zu erhalten. Noch schwieriger war es Männern zu ermuntern, eine Geschichte zu schreiben, da sie zu meist behaupteten, "Pläne" und "Sich-Verlieben" nicht zusammen denken zu können. "Welteroberung" im Kontext von Liebe konnte sich keiner der, von mir angesprochenen, Männer vorstellen. Die Welt wird vermutlich in männlichen Vorstellungen immer noch ausschließlich von Männern ohne Beisein von Frauen "erobert". Schon die unterschiedliche Haltung zu den Themen verweist auf Differenzen in den Geschlechterverhältnissen im Kontext von interpersonellen Beziehungen. In vier Fällen gelang es mir dennoch, Geschichten zu bekommen, deren Bearbeitung es im folgenden ermöglicht, einen Einblick in die Art der Differenzen in den Erfahrungen und Konstruktionen von Männern (im Vergleich zu Frauen) zu erhalten.

In der ersten Geschichte reflektiert der Autor seine Haltung zum Zusammenhang von "Liebe" und "Plänen".

#### Der gute Eindruck<sup>59</sup>

Die Geschichte paßt nicht hundertprozentig zum vorgegebenen Thema, denn an konkrete Pläne oder allgemein "Weiterbildungsvorhaben" dachte ich in meinem Liebesleben damals überhaupt nicht. Indes hatte ich, einmal verliebt, wirkliche Ambitionen auf "was fürs Leben", insofern also doch irgendwie auch Pläne, wenn auch nicht konkret im Kopf, sondern eher abstrakt im Herzen.<sup>60</sup>

Die Geschichte begann am 13. Oktober 1978, als er gerade noch 19 war, ein Französischstudent im 2. Semester, der noch bei seinen Eltern wohnte, viele Freunde hatte und eigentlich glücklich hätte sein können, wäre da nicht sein schon notorisch glückloses Verhältnis zum anderen Geschlecht gewesen, sprich, er hatte noch nie eine Freundin gehabt, worüber er sehr unglücklich war, denn verliebt war er wahrlich oft genug gewesen. An diesem Oktobertag war sein Herz zum Glück weitgehend unbesetzt bzw. unbelastet, nur eine im Endeffekt glücklos verlaufene Affäre vom letzten Sommer war noch nicht hundertprozentig verdaut. Aber es ging ihm gut an diesem Freitag, den 13. (später erschien er ihm als dunkles Omen), nicht zuletzt, weil gerade tags zuvor seine heißgeliebte, goldene Ente (ein mit goldfarbenem Lack bespritztes Fahrzeug) heilgemacht worden war.

Mit drei Freunden fuhr er abends in die Stadt, um eine ihnen noch unbekannte Diskothek auszuprobieren. Da diese ihnen nicht sonderlich gut gefiel, standen sie vor der Frage, was sie denn nun machen sollten. Einer seiner Freunde, mit dem Spitznamen "der Tramp", kannte ein in der Nähe wohnendes Mädchen, Anna, 15 Jahre alt, und sie beschlossen, auf gut Glück 'mal hinzufahren. Als sie dort ankamen, verließen Anna und eine ganze Menge Freunde und Freundinnen, alle ziemlich ausgeflippt angemalt (clownesque und nicht gesellschaftsfähig) und angezogen, gerade die Wohnung von Annas Eltern, um irgendwohin zu gehen. Er und seine Freunde hatten übrigens eine grundsätzliche Abneigung gegen die ziemlich verbreitete Unart von Frauen/Mädchen, sich zurechtzumachen bzw. durch ihr Äußeres zu glänzen, es sei denn, es geschah auf unkonventionelle, quasi oppositionelle Weise, quer zum herrschenden Geschmack. ... Sie beschlossen schließlich, ins Fährhaus zu fahren, das eine Diskothek und einen Veranstaltungsraum beinhaltete, um zu sehen, was da los war. Auf der Fahrt dorthin dachte er über seine Eindrücke nach, die sich bisher gebildet hatten. Über Anna konnte er nur soviel sagen, daß sie ihm durch ihre Größe (ca. 1,80 m) aufgefallen war. Da sie, wie gesagt, im Gesicht ausgeflippt angemalt war und auch noch einen Hut auf gehabt hatte, hatte er weder von ihren Haaren noch von ihrem Gesicht einen realen Eindruck. Christa war wesentlich kleiner, etwa 1,60 m, hatte schöne, lange, blonde Haare und wirkte auf ihn älter als 15, was aber wohl an der Bemalung lag. Jedenfalls mußten sie aus dem Fährhaus bald wieder verschwinden, da sich Christa aufgrund ihres Alters dort nicht mehr aufhalten durfte, es war ja schon nach 23 Uhr.

Sie einigten sich darauf, ins Auenland zu fahren, ein ziemlich freakiges Kommunikationszentrum mit Diskothek, Teestube und Kneipe. Dort wurde man auch mit 15 Jahren nicht abgewiesen. Auf der etwas länger dauernden Fahrt dorthin dachte er weiter über Christa nach. Im Fährhaus hatte sie ihn positiv beeindruckt durch ihre ungekünstelte, natürliche Art und dadurch, daß sie keinen, ihm so verhassten, Disco-Travolta-Musikgeschmack hatte. Er war keineswegs verliebt in sie, aber er fand sie doch recht interessant. ... Sicher war er zu dem Zeitpunkt jedenfalls, daß weder Knorz noch er ernste Absichten bezüglich Christa hatten, sie waren lediglich beeindruckt und hatten Lust, sie 'mal irgendwann wiederzusehen. Als er spät in der Nacht nach Hause fuhr, ahnte er nicht, wie schnell es dazu kommen würde, und wie unerwartet sich alles entwickeln würde. Am nächsten Abend fuhr er zu Knorz. ... Sie fuhren zur Markthalle, um zu sehen, was dort los war. Dort blieben sie etwa 30 Minuten, in denen sie hauptsächlich berieten, was sie dann noch machen könnten. Schließlich fuhren sie ins Fährhaus, wo sie bis kurz nach 1 Uhr blieben, da die Musik dann grauenhaft wurde. Was nun? Da machte der Tramp den alles zur Folge habenden Vorschlag: Er meinte, sie könnten ja mal Anna anrufen - soviel er wußte, wären die Eltern nicht da, möglicherweise war sie noch auf. Da Knorz und er auf diese Weise eine Gelegenheit witterten, Christa wiederzusehen, stimmten sie mit verstehbarer Begeisterung zu. Auch die anderen beiden hatten nichts dagegen und so rief der Tramp also an. Es stellte sich heraus, daß Anna und Christa allein bei Anna waren und schon die ganze Zeit darauf hofften, daß jemand vorbeikommen würde. Sie fuhren also hin und Knorz und er lachten sich ins Fäustchen - günstiger hätte es gar nicht kommen können. Kurz vor 2 kamen sie bei Anna an, und die beiden Mädchen, die schon im Bett lagen, freuten sich wirklich sehr. Sie pflanzten sich also hin und erzählten, wie es ihnen bisher ergangen war an jenem Abend. Es ergab sich dann so, daß Anna viel von ihrem Verhältnis zu ihren Eltern erzählte, die ziemlich fürchterlich sein mußten. Er war echt geschockt von ihren Erzählungen, stellte mit echter Anteilnahme viele Fragen und versuchte, ihr mit seinen Ideen zu helfen, also z.B. mögliche Auswege aus dem Zustand zu erdenken. Sie sprachen etwa eine Stunde darüber, wobei hauptsächlich Anna und er sich äußerten, die anderen hörten zu, sagten aber nicht soviel wie er. Anna hatte übrigens eine für seinen Geschmack sehr ansprechende Plattensammlung, die ihn unheimlich beeindruckte, doch leider konnten sie nur sehr leise hören, da es schon spät war, und die anderen in dem Haus wohnenden Leute nicht gestört werden durften. Knorz meinte, sie sollten, da seine Eltern an dem Wochenende nicht da waren, zu ihm fahren, denn da konnte man laut Musik hören. Alle, besonders Christa und Anna, stimmten begeistert zu. Und damit nahmen die Dinge ihren Lauf. Knorz, Anna, Christa und er fuhren in seiner Goldente zu ihm; der Tramp nahm die beiden anderen in seiner grünen Ente mit. Auf der Fahrt dachte er wieder nach. Diesmal waren seine Gedanken uneingeschränkter, denn keines von den beiden Mädchen war irgendwie angemalt oder besonders angezogen. Der Reiz, den Christa bisher auf ihn ausgeübt hatte, war in der einen Stunde, die sie bei Anna waren, stark herabgesunken; ihr Gesicht machte nun, da es durch nichts ge-

ziert wurde, einen etwas langweiligen und nicht besonders hübschen Eindruck auf ihn. Die anfängliche Faszination war dahin, denn sie hatte auch wenig von sich gegeben und nichts Beeindruckendes gesagt, und da Anna ihre Erzählungen hauptsächlich an ihn gerichtet hatte, da er am intensivsten dazu Stellung nahm, stellte sie durch die Art, wie sie vieles sah und dies erzählte, Christa für ihn völlig in den Schatten. Er fand Anna sehr interessant, nicht viele Mädchen in ihrem Alter hatten so fürchterliche Eltern und ließen sich von ihnen keineswegs fertigmachen oder züchtigen. Anna hatte sich unwahrscheinlich gut gehalten, trotz ihrer Eltern hatte sie gute Einstellungen bewahrt und einen kritischen Blick für alles. Sie nahm die Dinge nicht einfach hin, sondern wehrte sich dagegen. Das fand er unheimlich beeindruckend. Außerdem fand er bestätigt, was ein Freund, der am Tag davor dabeigewesen war und der Anna schon vorher 'mal gesehen hatte, ihm gesagt hatte, nämlich, daß Anna sehr hübsch war. Er war (noch) nicht sonderlich angetan von ihrem Äußeren, aber er mußte doch sagen, daß sie recht hübsch war, vor allem im Vergleich zu Christa. Aber, wie gesagt, hauptsächlich das, was sie sagte, machte Eindruck auf ihn. Er war allerdings keineswegs auch nur annähernd verliebt in sie, genausowenig wie in Christa. Nun, darüber dachte er also nach, während sie zu ihm fuhren. Sie kamen kurz vor den anderen an und während er erstmal aufs Klo ging, waren Anna und Christa schon in sein Zimmer 'raufgerannt. Er brachte dann erstmal seine Anlage ins Wohnzimmer, wo Knorz, der Tramp und die beiden anderen waren. Anna und Christa waren begeistert vom Haus seiner Eltern und dessen Einrichtung. Nachdem er zu den beiden 'raufgegangen war, unterhielten Anna und er sich wieder recht angeregt, teilweise im Beisein von Christa, manchmal auch alleine, da Christa zeitweilig zu den anderen 'runterging. Anna sagte ihm, sie fände es unheimlich toll, wie intensiv und teilnahmsvoll er zu dem Problem mit ihren Eltern Stellung nahm und einmal meinte sie sogar, sie glaube, daß niemand gegen ihn etwas haben könne. Überhaupt gewann er im Verlauf dieses Gesprächs, das über Musik, Anarchie, Homosexualität und Annas Eltern ging, den Eindruck, daß Anna so etwas wie bewunderungsvolle Zuneigung zu ihm hatte. Mehrmals war sie sehr beeindruckt von seinen Stellungnahmen, zu denen sie meinte, daß er echt wahnsinnig viel Ahnung von allem hätte. Er kam allerdings nicht auf den Gedanken, daß sie sich in ihn verliebt haben könnte - er selber war es jedenfalls nicht. Etwa eine Stunde später, ungefähr um 5 Uhr morgens, machte Anna den Vorschlag, spazieren zu gehen. Er stimmte zu, und sie gingen 'runter zu den anderen, um sie zu fragen, ob sie nicht auch Lust hätten. Es waren nur noch der Tramp, Knorz und Christa da, und so gingen sie zu fünft los. Anna und er gingen etwas abgesondert zum Schluß und unterhielten sich weiter über ihre Eltern. ... Als sie wieder im Haus waren, beschlossen sie, im Wohnzimmer die Vorhänge zuzuziehen und so zu tun, als ob etwa Mitternacht wäre. Sie verdunkelten also alles, so daß keine Helligkeit mehr eindringen konnte und wirklich der Eindruck entstand, als wäre Nachtzeit. Die nächsten Stunden über passierte nichts Besonderes. Sie hörten Musik, unterhielten sich zu fünft, und einige schliefen bisweilen ein, sie waren schließlich alle schon unheimlich lange auf den Beinen.

Er blieb die ganze Zeit über wach und ertappte sich dabei, Anna, während sie schlief, eingehend dabei zuzusehen. Sie sah schlafend total süß aus, und er mußte sich, obwohl er nicht in sie verliebt war, eingestehen, daß er wohl doch irgend etwas von ihr wollte, denn während sie schlief, war er irgendwie unruhig, das Gefühl habend, daß er irgend etwas verpassen könnte, wenn sie schlief. Irgendwie schien er zu erwarten, daß noch etwas Außergewöhnliches passieren würde, rein instinktiv spürte er so etwas und wartete ungeduldig darauf, daß sie wieder 'mal aufwachen würde. Er hatte das unbedingte Bedürfnis, noch etwas Gutes, Faszinierendes zu erleben, was mit Anna zusammenhängen würde und außerdem hatte er ja den berechtigten Eindruck, daß Anna von ihm 'ne ganze Menge hielt. Er war erstaunt darüber, daß er diese Gedanken hatte, obwohl er nicht so etwas wie wirkliches Verliebtsein verspürte. Etwa um 13 Uhr drängte ihn folgendes Ereignis zur Entscheidung: Anna hatte das Wohnzimmer verlassen und da sie schon länger als fünf Minuten weg war, konnte sie nicht nur aufs Klo gegangen sein. Sie war also vermutlich 'rauf in sein Zimmer gegangen. Er überlegte, was er nun tun sollte. Christa schlief und Knorz und der Tramp dösten vor sich hin, während sie Musik hörten. Er entschloß sich schließlich, 'rauf in sein Zimmer zu gehen. Tatsächlich war Anna dort und guckte sich seine Platten an, auf dem Boden vor seinem Schreibtisch sitzend. Er setzte sich auf sein Bett, und sie unterhielten sich ein bißchen, bis er begann, ein wenig auf seiner Gitarre herumzuspielen. Anna meinte mit ehrlicher Miene, er würde unheimlich toll spielen, obwohl das, was er spielte, unwahrscheinlich simpel war. Wieder so ein Kompliment, das wohl darauf abzielen sollte, ihm ihre bewundernde Zuneigung zu zeigen, dachte er. Da es in seinem Zimmer ziemlich hell war, zog er alsbald die Vorhänge zu, so daß eine viel schönere Atmosphäre entstand, obwohl es dadurch auch irgendwie trauriger wurde. Anna kam etwas näher zu ihm heran, setzte sich auf einen Korbstuhl in der Nähe seines Bettes, und sie unterhielten sich weiter, wobei er ihr erzählte, daß er etwas deprimiert sei aufgrund der grauen Tagesatmosphäre. Eigentlich war er nicht richtig deprimiert, er hatte eher gespannte Erwartungen, ganz unbestimmt allerdings, und er sagte eigentlich nur deswegen etwas von Depressionen, weil er sich in eine etwas düstere Stimmung hineingesteigert hatte, um besser mit Anna in Kontakt zu kommen. Sie war im Grunde genommen kein fröhlicher Typ, und so behielt er recht mit seinem Glauben, ihr auf depressiver Basis näherzukommen. Denn das wollte er auf unbestimmte Art und Weise, obwohl er noch immer nicht in sie verliebt war. Etwas später sagte Anna ganz unauffällig und natürlich: "Ich komm' 'mal zu Dir", setzte sich neben ihn aufs Bett und sie sprachen weiter über seine Depressionen, wobei auch sie sich nicht gerade als zufriedenen Menschen hinstellte. Zwischendurch kam der Tramp kurz 'rauf, verschwand allerdings bald wieder - das Thema sagte ihm wohl nicht zu. Anna fragte ihn bald darauf, ob er eine Freundin hätte, wieder ganz natürlich und unauffällig wirkend. Er verneinte und sagte, was nicht ganz ehrlich war, daß er auch nicht das Bedürfnis hätte, mit einem Mädchen fest zusammen zu sein, da er schlechte Erfahrungen gemacht hätte, was ja auch stimmte, und sich einer mit Beziehung verbundenen Unfreiheit auch nicht aussetzen wolle. Dabei



hatte er zum ersten Mal die ganz konkrete Vermutung, daß Anna etwas mehr als "nur" Zuneigung zu ihm verspüren könnte, er fand diese Vermutung angenehm, war aber zu pessimistisch und zu sehr von seinen negativen Erfahrungen geprägt, um diese Vermutung auf sein Handeln einwirken zu lassen. Er verhielt sich weiterhin relativ zurückhaltend. Sie begannen jetzt intensiv über Beziehungen und ihre Einstellungen dazu zu sprechen. Er nahm eine ziemlich ablehnende und negative Position ein, teils aufgrund seiner negativen Erfahrungen, teils instinktiv spürend, daß Anna wohl eher auf kritische und pessimistische Typen stand. Anscheinend hatte er wirklich das Bedürfnis, sie immer noch näher an ihn herankommen zu lassen, denn er fand sie als Menschen sehr interessant und irgendwie auch süß, aber Liebe? Nein! Er stellte auch sich in ein negatives Licht, indem er etwas übertreibend von sich sagte, er sei sehr oft deprimiert, und deshalb sei es wohl nicht ratsam, mit ihm eine Beziehung einzugehen, da seine Depressionen seiner Freundin wohl auf die Dauer ganz schön auf die Nerven gehen würden, da er oft aus immer wiederkehrendem gleichen Anlaß deprimiert würde und es sehr schwierig sei, ihm dann zu helfen. Das war natürlich in der Tat übertrieben, aber Annas Reaktion konnte nicht besser sein! Sie begann, eine sehr optimistische Position einzunehmen. Das meiste, was er über sich sagte, z.B., daß er oft deprimiert sei, hatte er abstrakt formuliert, indem er nicht von sich sprach, sondern Anna vorhielt, wie problematisch eine Beziehung unter solchen Voraussetzungen wäre, wenn "der eine" einen solchen Hang zu Depressionen hätte. Er meinte sich, sagte aber verallgemeinernd "der eine". Anna hielt ihm optimistisch entgegen, sie würde immer die Kraft aufbringen, einem Menschen, den sie gern hat, mit Verständnis entgegenzukommen und sich immer mit seinen Depressionen auseinanderzusetzen, sich liebevoll um ihn zu kümmern. Er war unheimlich beeindruckt und gerührt von diesem Optimismus und seine Zuneigung Anna gegenüber begann zu wachsen. Er fand ihre Einstellung naiv und sagte ihr das auch, aber er fand die Art, wie sie zu seinen negativen Darstellungen einen Gegenpol bildete, unwahrscheinlich süß. Es war eine faszinierende Situation. Er hielt ihr problematische Seiten einer Beziehung vor, und sie verkörperte die positive, alles lösende Seite. Sie sprachen allgemein und abstrahierend, wußten aber beide ganz genau, daß sie über sich sprachen, ganz konkret über sich. Er begann jetzt langsam, sich in Anna zu verlieben.

Vier Tage später machte sie Schluß mit ihm, weil sie der Meinung war, er würde sich zu fest auf sie fixieren und die Beziehung als etwas fürs ganze Leben ansehen. (Taxifahrer, geboren 1958)

Der Vorteil der Bearbeitung einer solchen Geschichte, die aus einer Jahre zurückliegenden Verarbeitung von Briefen (an eine Cousine) gewonnen wurde, liegt darin, daß Selbstverständlichkeiten ungebrochen formuliert werden. Dies, gerade weil sie nicht aus der Perspektive eines lebenserfahrenen 33jährigen geschrieben sind.

Thema der Geschichte ist die Suche nach einer Freundin. Anders als in den Geschichten der Frauen werden hier keine weiteren Themen dominant verhandelt, die z.B. in der Person des Autors liegen (wie Selbstbewußtsein, Bedeutung o.ä.). Der Autor beschreibt sich als relativ jungen Mann und deutet Probleme in Beziehungen zu Frauen an, die nicht ausgeführt werden. Beschrieben wird ein Prozeß, worin er sich in eine Frau verliebt, von der er wieder verlassen wird.

"Sich-Verlieben" ist in dieser Geschichte ein Spiel mit Kommunikation. Darin kommt es darauf an, Zuneigung zu zeigen, ohne sie explizit zu artikulieren. Zum einen geht es darum, mit einer Frau ernste Themen (wie Probleme mit den Eltern sowie "Anarchie" und "Homosexualität") diskutieren zu können, zum anderen geht es darum, wie man sich gegenseitig mitteilt, daß man sich mag, ohne dies explizit sagen zu müssen. Auf der einen Seite führt diese Haltung zu inhaltlichen Themen, worin die PartnerInnen ausprobieren können, inwiefern ihre Einstellungen zusammenpassen. Auf der anderen Seite zeigt sich eine Beschränkung im "Liebescode" (wie ihn Julia Kristeva 1989 kritisiert), wenn die beiden miteinander kommunizierenden Personen ihre Gefühle, Gedanken und Wünsche nur indirekt, im Konjunktiv ausdrücken (können). Eine offensive Sprache der Liebe, wie sie z.B. zu Zeiten der Minnesänger üblich war, scheint den Liebenden nicht selbstverständlich zur Verfügung zu stehen. Selbstreferentialität von Liebe (wie sie Niklas Luhmann 1982 affirmativ beschreibt), so legt die Geschichte nahe, kann durch indirekte Kommunikation in der Praxis möglich werden. Wichtig sind hier weniger Inhalte oder Projekte, sondern ist vielmehr die Frage, ob die andere ähnlich fühlt, und ihre Haltung zu ihm (das Bilden eines "Gegenpols") in der Auseinandersetzung.

Insgesamt sechsmal versichert der Autor den LeserInnen, nicht verliebt zu sein, und konstruiert so einen Höhepunkt, an dem diese Haltung umschlägt, nämlich dort, wo die Frau einen explizit komplementären Standpunkt zu dem seinen einnimmt. Anders als einige Sozialwissenschaftler, wie der Psychologe Hans Eysenck (1983), die die Bedeutung von gemeinsamen Interessen (vor allem in der Freizeitgestaltung)

betonen, legt der Autor nahe, daß eben dies zwar eine notwendige (wie z.B. ähnliche Vorlieben in der Musik), aber keine hinreichende Voraussetzung für eine Liebesbeziehung ist. Entscheidend für die Wahl der Freundin ist ihre komplementäre Haltung in der Konstruktion der Geschichte. "Er fand ihre Einstellung naiv und sagte ihr das auch, aber er fand die Art, wie sie zu seinen negativen Darstellungen einen Gegenpol bildete, unwahrscheinlich süß. Es war eine faszinierende Situation. Er hielt ihr problematische Seiten einer Beziehung vor, und sie verkörperte die positive, alles lösende Seite." Darin ist nicht so sehr der Inhalt bedeutend oder das Resultat einer potentiellen Handlung, sondern einzig ihre Haltung in Bezug auf ihn. Schließlich hält er ihre Einstellung für "naiv". Die Naivität einer Frau, so eine Botschaft der Geschichte, schadet einer möglichen Liebesbeziehung nicht, solange sie sich auf die Probleme des Partners bezieht. Was zählt, ist die positive Absicht. Zugleich bleibt der Autor die ganze Zeit über der Animateur dieses Kommunikationsspiels, wenn er versucht, Anna in einer Weise zu provozieren, die es ihm ermöglicht, ihre Antworten daraufhin zu prüfen und zu bewerten, ob Anna für eine Beziehung mit ihm geeignet wäre. Entscheidend sind hier weniger die Positionen der Frau, die sie auch unabhängig von ihm einnehmen würde, sondern vielmehr die Form ihrer Reaktion auf seine Vorgaben. Männliche Dominanz kann so ganz ohne Zwang auskommen, ohne der anderen den eigenen Willen aufzudrücken, vielmehr etabliert er seine orientierende Leitung in einem Spiel, das sich aus Wunschvorstellungen, Annahmen über das Denken der Frau und seinen Zielvorgaben zusammensetzt. So bleibt die Frau Subjekt der Kommunikation und kommt zugleich mit ihren Wünschen und Vorstellungen bestenfalls marginal vor, wird zum Objekt seiner Gesprächsregie. Erst das Ende der Geschichte offenbart die Unterschiede zwischen den Erwartungen von Anna und dem Autor, die in den gemeinsamen Gesprächen gar nicht zur Sprache zu kommen brauchten. Sowohl männliche als auch weibliche Vorstellungen einer gemeinsamen Beziehung bleiben so unartikulierte.

Ein weiteres wichtiges Element in dieser Geschichte ist der äußere (körperliche) Eindruck, den die Frauen (zumindest anfänglich) auf den Autor machen. Hier unterscheidet sich diese Geschichte von denen der heterosexuellen Frauen erheblich. Denn: Der Autor vergleicht mehrere Frauen miteinander. Er unterscheidet zwischen "biologischem" Aussehen und "sozialem". Dabei erhält das "Zurechtmachen" der Frauen bedeutende Bedeutungslosigkeit, wenn der Autor seine Abneigung dagegen betont.<sup>61</sup> Das, was als natürlich an einem Frauenkörper gesehen wird oder werden soll, wird sozial konstruiert. Die Definition von Natur in diesem Kontext ist immer eine diskursiv hergestellte, die an die Biologie anknüpft. "Reine Natur" ist eine Produktion des Blicks, die ihre Bestimmung mit der Mode ändert. Erinnerung sei hier an Rousseau, der einer bestimmten sozialen Konstruktion von Natur Bedeutung verlieh, die sich bis heute in der Haltung von Männern reproduziert.

Schönheit oder gutes Aussehen, so lehrt die Geschichte auch, ist aus der Sicht von Männern nichts Statisches, sondern hängt mit Haltung und Verhalten der Frauen zusammen. So kann es auf ein ansprechendes Aussehen von Frauen ankommen, aber zugleich ist der Kontext bedeutsam. Schönheit ist nicht das, was Frauen aus sich machen, sondern Schönheit wird im Denken der Männer hergestellt. Damit werden Frauen gleich doppelt zu Objekten. Sie sind zwar Subjekte ihrer Schönheitsbestrebungen, aber nicht der Resultate ihrer diesbezüglichen Handlungen. So kann gleichzeitig davon ausgegangen werden, es käme nicht auf Äußerlichkeiten an und können Schönheitsideale bestehen bleiben.

"Pläne" kommen im Ablauf der Geschichte nicht vor. "Pläne", so formuliert der Autor einleitend, haben im Kontext seines "Liebeseifers" keinen Raum und sind zugleich Voraussetzung seines Ziels - eben dieser Liebesbestrebungen. Sich eine Beziehung zu einer Frau zu wünschen, reicht als Plan. Das - so der Anfang der Geschichte - ist ihm wichtig als solches, es bedarf keiner Erläuterung. Diese Leerstelle ist strategisch, zwar wird auf ehemalige Versuche eine Beziehung einzugehen, Bezug genommen, aber nicht auf den Inhalt der Probleme oder auf die Gegenstände von Konflikten. Der expli-

zite Plan einer dauerhaften Beziehung zu einer Frau kommt erst wieder am Schluß vor, aber nicht als seiner, sondern er läßt ihn durch die Freundin formulieren, die entdeckt habe, er wolle eine Beziehung fürs ganze Leben. Angedeutet wird hier, daß zwei Pläne nicht zusammenpassen, aber der Autor selbst äußert sich in indirekter Rede, diskutiert die Annahme der Freundin nicht, vergleicht zwei Konzepte oder Pläne nicht miteinander. In dieser Konstruktion wird Liebe zwar selbst zum Projekt, aber dieses bleibt abstrakt, indem es nicht mit Inhalten gefüllt wird, sondern mit Zeitläufen ("fürs Leben") und mit persönlichen Haltungen, die sich komplementär ergänzen (sollen). So wird Liebe zu einem Projekt, das aktiv von einem Mann erstrebt und erarbeitet werden kann, aber zugleich selbstreferentiell bleibt. Der Inhalt der Liebesbeziehung ist nichts weiter als die Liebe selbst, die auf Gegenseitigkeit beruht, auf Vorlieben für bestimmte Themen und eine komplementäre Haltung der Frau zu den Problemen des Mannes. Dieser so konstruierte Rahmen scheint dem Autor dermaßen selbstverständlich, daß sich eine Artikulation seiner Vorhaben und eine Diskussion um die Vorstellungen der potentiellen Freundin in Bezug auf die mögliche Beziehung erübrigen. In dieser Konstruktion treten Geschlechterbeziehungen nicht als Herrschaftsverhältnisse zutage, sondern werden auf persönliche Haltungen reduziert, die zusammenpassen oder nicht.

#### Urlaub ohne Partnerin

In einer Phase meines Lebens, in der ich nach zwölfjähriger, unbefriedigender Ehe für mich und meine Ehefrau zwei Jahre mit einer verheirateten Frau in einer Beziehung lebte, die geprägt war durch für mich bis dahin nicht gekannte sexuelle Befriedigung und ebenfalls durch eine nicht gekannte kommunikative Übereinstimmung, lernte ich G. kennen.

G. war in der letzten Phase ihrer Lehrerausbildung und bekam vom spanischen Staat ein Stipendium zur Festigung ihrer Spanischkenntnisse. Sie unterrichtete Sport, Französisch und nach dem Spanischkurs wohl auch Spanisch. Die Universität in Spanien, wo wir uns kennenlernten, bot im Sommer ein breites kulturelles Programm mit Sprachkursen, Literaturkursen, Kursen über Land und Leute, Religion, Geschichte und Politik. Die Teilnehmerstruktur war denkbar vielschichtig und international, wobei der Schwerpunkt des Kursangebotes auf die Sprachkurse mit höherem Niveau fiel.

Wir wohnten in einem während der "Sommeruni" für die auswärtigen Studierenden leergeräumten Studentenwohnheim mit Bewirtung. Viele interessante Menschen aus verschiedenen Ländern und Kontinenten wohnten dort während der Dauer der Kurse. Diese internationale Atmosphäre empfand ich gleichzeitig als Herausforderung an mein Anpassungsvermögen und als Chance, interessante Menschen und mir noch unbekannte bzw. ungewohnte Lebensweisen kennenzulernen. Mindestens bei den Mahlzeiten, die gemeinsam eingenommen wurden, gab es gute Gelegenheiten, mit anderen Kursteilnehmern ins Gespräch zu kommen.

Wenn ich versuche, mich zu erinnern, dann kann ich nicht mehr denken, wann es war, als mir G. auffiel; ich meine, nach wievielen gemeinsamen Mahlzeiten ich G. wahrgenommen hatte. Mein Aufenthalt begann sofort sehr spannend mit vielen Gesprächen, mit vielen Kontakten zu älteren und jungen Frauen und Männern. Ich war auch mehr interessiert, mit nicht-deutschen Kursteilnehmern zu sprechen, da ich gezwungen war, spanisch zu sprechen. Insofern erkläre ich mir heute ihre Attraktion durch im wesentlichen nicht beschreibbare, sinnliche Eindrücke, die mich bewegten, mich ihr mit wachsender Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Es war ein langsamer Prozeß, obwohl es nur eine Woche dauerte, bis wir uns füreinander interessierten. Irgendwie kam es dazu, daß wir häufig an einem Tisch saßen und dann auch gemeinsam zur Universität gingen, uns in Pausen trafen. Aber solche Gemeinsamkeiten gab es auch mit anderen. G. war im Sprachkurs mit dem höchsten Schwierigkeitsgrad und lernte und übte "subjuntivo", was überhaupt nicht mit meinem niedrigeren Sprach- und Grammatikniveau übereinstimmte. Insofern gab es auch keinen Anlaß, der im gemeinsamen Lernen auf gleichem Niveau begründet gewesen wäre, daß wir uns miteinander befaßten. Nach einigen Tagen merkte ich, meine Empfindungen G. gegenüber entwickelten sich zu etwas Besonderem. Es begann damit, daß ich stutzig wurde, als mir bewußt wurde, sie länger angeschaut zu haben, als ich Menschen sonst anschauete.

G. war eine von ihrer Gestalt her unauffällige, von ihrem Auftreten her sehr charmante Frau. Sie war mir gleich angenehm, ohne daß ich diesem Umstand zunächst eine Bedeutung beimaß und ohne daß ich hätte sagen können und wollen, was mir an ihr auffiel, schlicht schon aus dem Grund, weil ich sie nicht kannte und ich auch keinen besonderen Grund erkennen konnte, warum ich sie kennenlernen sollte.

Ich weiß nicht mehr, in welchen Situationen es begann: Ich war irritiert, als mir bewußt wurde, daß ich G. fasziniert anstarrte und uns unsere Blicke trafen, ohne daß ich mich von ihr abwenden konnte. Wir gingen gemeinsam schwimmen. Wir genossen das gute Wetter, den großen, sauberen, relativ leeren Swimmingpool und die Unkompliziertheit unserer Verhaltensweisen. Wir verbrachten Stunden miteinander. Wir waren souverän und begannen uns im Gespräch kennenzulernen. Ich begann zu begreifen, ich war im Begriff, mich in G. zu verlieben.

G. ging mir nicht mehr aus dem Kopf, obgleich ich doch zu Hause in einer Beziehung war, die ich mir sexuell nicht befriedigender vorstellen konnte. Nach 12 Jahren Ehegefängnis - für meine Ehefrau damals genauso - konnte ich mir keinen Anlaß denken, warum ich eine Beziehung gefährden sollte, zu

der ich nach dem Sprachkurs zurückkehren würde. Und dennoch, irgend etwas gab es, was mich in die Nähe von G. drängte. Ich spürte: Durch G. wurde in mir etwas ausgelöst, was gleichzeitig undefiniert, unaussprechlich, vielleicht nur unterschwellig in Wellen ins Bewußtsein dringend und verschwindend und doch meine Empfindungen beherrschend war. Es wurde mir klarer: Ich war im Begriff, mich auf eine neue Weise einem Menschen zuzuwenden, die für mich geprägt war durch große Aufregung und begleitet durch wechselnde Phantasien.

G. wurde für mich zu einer immer schöner werdenden Frau. Ihre großen tief-blauen Augen mit einer ungleichmäßigen Struktur der Iris waren für mich Quell, in dem ich die mich aufwühlenden Gefühle in ihrem Ursprung zu ergründen suchte. Ich wurde immer unverhohlener in meinem Bedürfnis, die sich mir auftuenden Gefühle von Nähe und Wohlbehagen ihr zu zeigen und mitzuteilen, und ich verlor die Scheu, auch mein Bedürfnis, sie körperlich zu fühlen, mitzuteilen. Sie war so einfühlsam und ließ mich gewähren, ihr meine Gefühle zu erklären. Diese Momente, in denen wir uns anschauten und in wachsender Übereinstimmung miteinander sprachen, waren für mich Momente, in denen sich die Erfüllung größten Glücks anzubahnen schien. Im Bewußtsein wachsender Intimität bei gleichzeitig geöffneten Augen füreinander erfuhr ich, wie wunderbar es sein kann, aus den Bahnen des Gewohnten herauszudrängen und sich für Neues zu öffnen zusammen mit einem Menschen, der einem zugeneigt ist.

Nach etwa zwei Wochen begannen wir uns zu fühlen. Wir lernten uns kennen und jede unserer Begegnungen war gekennzeichnet durch eine neue wichtige Erfahrung. Nachdem die Schwelle für körperliche Nähe überwunden wurde, gab es ein neues Spektrum an Gedanken und Phantasien, das schlagartig die Perspektive aus der bisherigen Erfahrung in die Zukunft verschob. Beide waren wir von unseren neuen gemeinsamen Erfahrungen miteinander aus unseren gewohnten Denkschemata gerissen worden. Unsere persönliche Lebensperspektive war plötzlich in Frage gestellt. Ich wollte auf die Kombination von empfundenem Glück mit G. und Aussicht auf noch größeres, zu entwickelndes Glück nicht verzichten. Also begannen wir über unsere zukünftigen Gemeinsamkeiten zu sprechen und uns klarzumachen, daß unser Leben dadurch, daß wir uns kurze Zeit aufeinander eingelassen hatten, eine wesentliche Bereicherung erfahren hatte. Diese wollten wir so akzeptieren und im übrigen unser Leben wie zuvor geplant fortführen. Es gelang uns nicht.

Meine Phantasien, als ich verliebt war, umkreisten Zustände von Glück, von Glücksphantasien durch das selten erlebte Aufeinandereingehen und Aufeinanderzugehen mit einer Geliebten. Das Zusammenseinkönnen und das Zusammenseinwollen mit der Geliebten regte Vorstellungen über noch unerfahrenes, aber erlebbares Glück an.

Glück stellte sich ein bzw. wuchs, solange die Zuwendung des Partners wuchs und das Gefühl von Einmaligkeit des Erlebens und der Wunsch, alles vorstellbare ganzkörperlich (ich meine hiermit die Einheit von Körper und Geist) zu genießen (auszukosten), drängte uns zueinander, wobei zusätzliche Nähe zusätzliche Zuwendung und also Glück bedeuteten. Die Ahnung, den Zustand des Verliebtseins auf die gemeinsam verbleibende Zeit zu begrenzen, damit das erlebte Glück un-

getrübt in Erinnerung bleibt, wurde verdrängt durch den Wunsch nach Fortsetzung der Beziehung und durch das Leiden, das einsetzte, weil der Wunsch nicht erfüllt wurde. Nach der Rückkehr in gewohnte Umgebung quälte die Sehnsucht und der endgültige Abschied wurde nicht mehr hingenommen und wir sahen und fühlten, wir erlebten uns wieder, und wir begannen zu überlegen, wie wir das Leben verändern mußten, damit wir mehr gemeinsam erleben könnten. Und schon wurde es anders; wir waren dabei, unseren Alltag zu verbiegen, damit wir mehr miteinander zusammen sein konnten. Bei der Diskussion von Plänen über gemeinsame Lebens- bzw. Erlebnismöglichkeiten wurden wir konfrontiert mit Mangel an Geld, mit der Notwendigkeit, entsprechend unserer beruflichen Qualifikation eine Arbeit auszuführen, Weiterbildungsmaßnahmen durchzuführen und Familienangehörige (Eltern und Kinder) zu berücksichtigen. Das Kennenlernen legte auch Positionen offen, die unterschiedliche politisch relevante Erfahrungen zeigten, deren Unvereinbarkeit die Beziehung belasteten. Dazu kam, daß wir uns in weit voneinander entfernt liegenden Wohn- und Arbeitsorten befanden. Das Abwägen des Bedürfnisses, unsere Beziehung weiter zu entwickeln gegenüber unseren übrigen fundamentalen Lebensbedürfnissen, führte zu der Entscheidung unserer Trennung. Mein Bedürfnis, mich in eine traumhafte Situation zu begeben und dort wohlig mein Leben zu genießen, wurde verdrängt durch andere lebenswichtige Bedürfnisse, deren Befriedigung mir auch wichtig war. (Wissenschaftlicher Angestellter, geboren 1945)

Thema der Geschichte ist die Suche nach Glück und ihr Scheitern. "Liebe" braucht in dieser Konstruktion nicht arrangiert zu werden, sie ergibt sich, allerdings in einer Situation, die gegenseitiges Kennenlernen von Menschen erleichtert. Liebe schlummert im Verborgenen und muß als solche erkannt werden und wird zugleich als Entwicklung, als ein Prozeß des Werdens dargestellt, der mit Gesprächen beginnt und in Artikulation von Gefühlen, in Körperkontakt sowie schließlich in Plänen für eine zukünftige Partnerschaft endet. Liebe kann so als Überraschung oder Schicksal und zugleich aktiv gestaltet gedacht werden. Es kommen insgesamt drei Beziehungen zu Frauen vor, die langjährige Ehe, die Beziehung, die zur Zeit der Geschichte noch besteht und die sich entwickelnde.

Auch in dieser Geschichte erhält die äußere Erscheinung einer Frau besondere Bedeutung. In einer empirischen Studie wurde der Prozeß der Sexualisierung weiblicher Körper untersucht. Darin war es die "Einübung in normale Sexualität", die Herrschaftsverhältnisse bestätigt und hervorbringt. Kaum ein weiblicher Körperteil ist frei von sexuel-



len Bedeutungen, ständig lernen die Frauen, etwas zu unterstreichen oder zu verstecken, die Beine sind zu kurz oder zu lang usw. (vgl. Frigga Haug 1983b). Die körperliche Erscheinung erhält für Frauen seit ihrer Kindheit Bedeutung, dies wird von ihnen selbst reproduziert, aber auch von außen, wenn die äußere Erscheinung z.B. von Frauen in der Öffentlichkeit kommentiert wird, aber die von Männern keine Rolle spielt (solange sie sich an die gültige Kleiderordnung halten).

Nun erfährt man in der Geschichte des Autors, daß das Äußerliche tatsächlich wichtig ist für einen Mann, der sich in eine Frau verliebt. Hält er sie zunächst für "unauffällig" und "charmant", fällt ihm ihre Schönheit auf, als er bemerkt, daß er anfängt sich zu verlieben. Und weiter: Die Schönheit ist nicht das Werk der Frau, wie man vermuten könnte, sondern das des Mannes, der sich in sie verliebt. Sie wird "zu einer immer schöner werdenden Frau"; durch seine Art des Blickes verändert sich ihr Aussehen, ohne daß die Frau etwas dazu tut. Hier wird expliziert, was sich bereits in der Geschichte "Der gute Eindruck" andeutet. Die Schönheit der Frauen ist unter bestimmten Voraussetzungen (hier: Unauffälligkeit) ein Produkt männlicher Vorstellungen. So können allgemeine Schönheitsideale einer Gesellschaft bestehen bleiben, und zugleich kommt es nicht auf diese Ideale an, da der Mann seine eigenen hat. Wenn "Unauffälligkeit" eine Voraussetzung dafür ist, daß eine Frau durch den Blick eines Mannes zur Schönheit reifen kann, dann bleiben Frauen bezogen auf ihr Äußeres abhängig von der Phantasie des männlichen Blicks. So kann der Widerspruch, daß beides zugleich Bedeutung erhält, die "Unauffälligkeit" und die "Schönheit", bestehen bleiben und hat wenig mit den Aktivitäten der Frauen zu tun.

Vergleicht Karl Marx Liebe mit einem Kunstwerk, das von zwei Menschen erschaffen werden sollte, wobei der eine auf den anderen "wirklich anregend und fördernd" wirkt (MEW Ergänzungsband 1, 567), wird hier das Äußere der Frau zu einem solchen durch den Blick des Autors der Geschichte. Nicht Liebe wird hier zur Produktion wie in den Vorstellungen von Karl Marx und wie auch Bertolt Brecht vorschlägt<sup>62</sup>,

sondern der männliche Blick auf das Gesicht und die Haltung der Frau. Hierin unterscheiden sich die Vorstellungen des 19jährigen (vgl. die Geschichte "Der gute Eindruck") zudem kaum von denen des um ca. 28 Jahre älteren Mannes (vgl. die Geschichte "Urlaub ohne Partnerin").

Frauen geraten so zu Objekten dieser Produktion, die sich auf den Blick beschränkt. Daraus müssen die Aktivitäten von Frauen ausgeschlossen bleiben, Liebe zwischen zwei Menschen kann so nicht zum gemeinsamen Projekt werden. In dieser Konstruktion schließen sich Selbstreferentialität und Produktion nicht aus, sie reproduzieren sich vielmehr gegenseitig. Die Beschränkung in den Entwicklungsmöglichkeiten einer solchen Liebe tritt so in den Vorstellungen der Männer nicht zu Tage. Solange sich in männlichen Vorstellungen die Produktion in der Liebe auf den Blick beschränkt, bleibt die Anforderung, in der Liebe zu lernen oder gar zu ihrer Weiterentwicklung beizutragen, klein, so daß der 19jährige schon fast die gleichen Fähigkeiten aufweist, die sich noch beim 47jährigen Mann, wenn auch etwas elaborierter, finden lassen. Liebe, so legen die Geschichten der Männer nahe, beinhaltet keine Fähigkeiten, die es im Laufe der Persönlichkeitsentwicklung zu erlernen gilt. Somit wird von Männern eine eherne Bestimmung von Liebe, die hinter den sozialen und kulturellen Entwicklungen hinterhinkt, besiegelt.

Zugleich wird Liebe in dieser Geschichte zum Schicksal, da der Autor, zu Ende gedacht, nichts dafür kann, daß er sich verliebt hat. Schließlich wird er von "nicht beschreibbaren sinnlichen Eindrücken" bewegt, sich "ihr mit wachsender Aufmerksamkeit zuzuwenden". Zugleich kann auch er sich (ähnlich dem Autor der Geschichte "Der gute Eindruck") als Akteur seiner Geschichte sehen, indem er die ihm vorgegebene Liebe aktiv in die Hand nimmt, seine Gefühle äußert, Zukunftspläne schmiedet. Hierin liegt ein Hinweis darauf, warum es Männern leichter fällt, Liebesbeziehungen abzubauen und schneller neue einzugehen. Statistiken belegen, daß z.B. fast doppelt so viele Männer im Vergleich zu Frauen "fremdgehen" (vgl. "Der Spiegel" 8/1992, 81). Eine Frau zu treffen, die die "sinnlichen Eindrücke" auslöst, wird

schicksalhaft gedacht, die Produktion in der Liebe beschränkt sich auf Vorstellungen. So bleibt der Produktionsaufwand nicht nur gering, sondern auch unsichtbar, unergründlich und geheimnisvoll. Die Liebe kann ohne große Verluste wieder aufgegeben werden. Männer können nichts dafür, wenn sie sich verlieben, und bleiben zugleich die Herren ihrer Lage.

Gehen Frauen eine Liebesbeziehung ein, suchen sie mehr, z.B. in der Geschichte "Das Coming-Out". Auch hier geht es um die Suche nach Glück, aber in anderer Weise. Suchte die Autorin explizit Glück nicht mehr dominant im Privaten, wurde die "Welteroberung" als "Suche nach dem Glück" in einen kollektiven Kontext gestellt, geht es dem Autor hier ausschließlich um das Glück zu zweit, von dem er ganz ungebrochen sprechen kann. Männer, so könnte man zugespitzt formulieren, stellen sich die Voraussetzungen für ihr Glück als Geschenk vor, während Frauen sich die Voraussetzungen erst erarbeiten müssen, sie nie gut genug sind, um auch nur Wegweiser zum Glück zu "verdienen" (vgl. z.B. die Geschichte "Urlaub mit Kind"). Andere Menschen (neben den beiden Liebenden) kommen in seiner Vorstellung von Glück nicht vor - im Gegenteil. Später, im Versuch das Glück aufrechtzuerhalten, treten sie als Störung auf.

"Pläne" werden auch in dieser Geschichte (vgl. auch die Geschichte "Der gute Eindruck") direkt auf die Unmittelbarkeit einer Liebesbeziehung bezogen. Es geht dabei darum, solche Bedingungen zu schaffen, die es ermöglichen, das in den Sprachferien empfundene Glück aufrechtzuerhalten. Das Glück selbst wird dabei nicht näher ausgeführt, sondern nur als "Lebens- und Erlebnismöglichkeiten" benannt. Beschrieben wird vielmehr die andere Seite, an der die Pläne, zusammenbleiben zu wollen, scheitern: am Geldmangel, an der Berufsarbeit, an Weiterbildung, an den Familienangehörigen, an unterschiedlichen politischen Positionen und an geographischen Entfernungen. In dieser Aufzählung ist fast ein ganzes soziales Leben enthalten. Die Liebe befindet sich in dieser Konstruktion außerhalb dieses sozialen Lebens. Das erinnert an die Vorstellungen von Brigitte und Peter L. Berger (1984), wonach sich die PartnerInnen eine "Insel"

innerhalb der Gesellschaft errichten. Glück, so eine Botschaft der Geschichte, ist außerhalb gesellschaftlicher Bedingungen möglich, lebten beide PartnerInnen im Paradies, wären sie nicht auseinandergegangen. Die Geschichte zeigt nicht nur, daß es unmöglich ist, die Vorstellungen der beiden FamiliensoziologInnen zu realisieren, sondern auch, daß für Männer eine Liebe zu einer Frau vorstellbar ist, ohne die zunächst genannten Aspekte zu artikulieren. Wenn dem Autor die politische Position wichtig ist, so verwundert es, daß er sie nicht schon in den Ferien angesprochen hat. An dieser Stelle unterscheidet sich diese männliche Konstruktion erheblich von denen der befragten Frauen. Hier werden Unvereinbarkeiten bloß konstatiert und nicht, wie in den Geschichten der Frauen, diskutiert oder bearbeitet.

Eine Liebe, die auf nichts als gegenseitige Zuneigung gegründet ist und nicht auf Inhalte, scheitert im Wunsch nach Dauer an den sozialen Bedingungen und darin nicht nur am Geld. Als eine implizite Lehre aus der Geschichte läßt sich festhalten: Eine selbstreferentielle Liebe kann nur dann in eine dauerhafte Beziehung münden, wenn die sozialen Kontexte der beiden Liebenden vereinbar sind. Damit aber verläßt sie den Status der Selbstreferentialität oder die Beziehung muß zerbrechen. Luhmanns Perspektive, einer dauerhaften Liebe als einem selbstreferentiellen System, wird so ad absurdum geführt.

Auch in den Konstruktionen von Männern gehen die Erwartungen nicht konform mit den realisierbaren Praxen. Im Unterschied zu den Vorstellungen von Frauen kann Liebe für Männer ein ewiges, unerfülltes Geheimnis bleiben, ohne zu einem gemeinsamen Projekt zweier Liebender werden zu müssen bzw. zu können. Insofern liegen Ansätze für gesellschaftliche Perspektiven eher in den weiblichen Liebesvorstellungen, in die die sozialen Bedingungen von Anfang an einbezogen werden (müssen).

#### Nur Wetter und Wind

Ich gehe am Strand spazieren und erinnere mich.  
Ich erinnere mich an einen Tag meines früheren Lebens. Ich lebte an einem Fjord, nicht weit vom Meer. Das Leben dort wurde geregelt vom Wetter, von Wasser, Sonne und Wind.

Mein Leben war meine Surf-Schule, die ich selbständig aufgebaut hatte, um die mein Denken kreiste. Ich war 29 Jahre alt und führte das Leben eines Nomaden, der im Sommer in Dänemark surfte und im Winter in den Alpen Skireisen organisierte. Wer würde dieses Leben mit mir teilen?

Wie würde es sein, eine Frau bei mir zu haben, die das Wasser und den Wind liebt, so wie ich? Die Boards und Segel als wichtig und schön empfinden kann. Die das Geschäft mit Touristen als Lebensgrundlage akzeptiert und die Freiheit dabei mehr empfindet als die Abhängigkeit. Die Spaß am Leben hat, und gleichzeitig Kraft?

Und woran erkenne ich sie?

Woher soll ich wissen, daß dieses Lebensgefühl, das mir alles bedeutete, von einer Frau verstanden und, viel mehr, geteilt wird? Gleichzeitig sehnte ich mich nach Zärtlichkeit und Geborgenheit und fürchtete mich vor herben, burschikosen Frauen.

Natürlich war es ganz einfach. Ich erinnere mich an diesen Tag, an dem ich sie erkannte. Völlig klar und deutlich.

Sie lehnte am Rahmen der Tür meines kleinen Holzhauses, in dem ich mein Anmeldebüro und meine Werkstatt hatte. Die Tür war geöffnet, sie schaute hinaus aufs Wasser und träumte. Ich saß hinter ihr und beobachtete sie. Ich sah, wie gespannt sie war und es fiel mir auf, wie groß und stark sie war. Ihre Haare glänzten in der Sonne.

In diesem Moment hatte ich Gewißheit, daß ich mit ihr mein Leben teilen könnte. Daß sie es lieben würde, bei mir zu sein. Nicht Ferrari, sondern VW Bus, nicht Stadtleben, sondern Strand.

Als sie sich umdrehte und mich ansah, hatte ich Gewißheit. Jahre später wurden wir im Sommer für Geschwister gehalten, weil wir uns so ähnlich sahen - gebleichte Haare und gelassenes Wesen.

Wir hatten uns aufeinander eingelassen. Von diesem ersten Moment an hatte ich mich für sie entschieden - obwohl es erst den Anschein hatte, daß wir uns bald wieder trennen müßten. Ich wollte sie jetzt, das war klar. Und ich war bereit für gemeinsame Pläne. Dazu bot ich ihr mein Leben an. (Unternehmensberater, geboren 1954)

Thema der Geschichte ist die Suche bzw. das Finden einer Lebenspartnerin, die bereit ist, sich in eine bestehende Lebensplanung des Autors einzufinden.

Ähnlich wie Goethes Werther verliebt sich der Autor weniger in eine konkrete Person, sondern vielmehr in ein Bild - das einer Frau, die aufs Wasser schaut und träumt. Doch anders als Goethes Werther sucht der Autor eine Frau, die zugleich zu seinen Gefühlen oder Vorlieben und zu seinem Arbeitsalltag paßt. Dies konstruiert er zunächst als Gegensatz zwischen seinen Vorstellungen von einer Frau, die einerseits nicht so "burschikos" ist, daß er sich fürchten muß, die "Geborgenheit und Zärtlichkeit" bietet und andererseits "burschikos" genug ist, um sein Leben mit ihm teilen zu

können. So rückt der Autor die Haltung der Frau zum Wasser sowie ihren Körperbau in den Vordergrund und löst den Gegensatz von nicht zu viel und nicht zu wenig durch eine schicksalhaft harmonische Konstruktion auf. Die Frau steht eines Tages in seiner Tür. In seiner Vorstellung macht er sie zu seinen Erwartungen passend, indem er neue Adjektive wählt, sie zu beschreiben: "groß und stark", ohne daß die LeserInnen Näheres über die Frau und ihren Körper oder über ihre mentale Haltung zur Natur und zum Surfen erfahren. Sie selbst wird in der Konstruktion des Autors zu Natur. Dies bedarf der Erläuterung: Der Autor regelt sein Arbeitsleben in Harmonie mit dem Wetter. In der kalten Jahreszeit organisiert er Skireisen, in der warmen lehrt er surfen. Die Anpassungen an die klimatischen Veränderungen konnotiert er mit "Freiheit", die sozio-ökonomischen Regelungen mit "Abhängigkeit" ("Geschäft mit Touristen"). Das bedeutet, zu Ende gedacht, daß "Freiheit" auf der Seite des Unveränderlichen (des Wetters) steht und "Abhängigkeit" auf der Seite der von Menschen geschaffenen Regelungen (Lebensgrundlage, Geschäft, Surfschule). In der vorliegenden Konstruktion siedelt der Autor die Frau auf der Seite der "Freiheit" an. Damit steht sie auf der Seite von Natur und Unveränderlichkeit. Ihre Liebe zu dieser so definierten Freiheit setzt er mit Liebe zu ihm gleich. Eine potentielle Auseinandersetzung um ein gemeinsam zu entwickelndes Projekt, sei es in Bezug auf die Beziehung, sei es in Bezug auf die materielle Grundlage, erübrigt sich in dieser Vorstellung. Eine mögliche Verbindung der Frau zum sozio-ökonomischen Bereich seines Lebens ist ihm gerade eben eine Erwähnung wert, verbleibt aber insgesamt eine Leerstelle. So brauchen ihn weder ihre Biographie noch ihre Pläne und Zukunftsvorstellungen zu interessieren.

Die Geschichte verweist auch auf die Schwierigkeiten in der bestehenden Gesellschaft, temporäre und geographische Flexibilität in der Erwerbsarbeit mit zwei Lebensperspektiven zu verbinden (vgl. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim 1990). Der Widerspruch, daß die Erfordernisse der Erwerbsarbeit, selbst wenn es sich wie hier um eine relativ selbstbestimmte, für den Autor sinnstiftende Arbeit han-

delt, oft nicht mit den traditionellen Formen einer dauerhaften Partnerschaft zweier Menschen vereinbar ist, wird in der Konstruktion des Autors durch Vereinseitigung gelöst, in der zwar seine Lebensgestaltung vorkommt, aber die der Frau nicht. Die potentielle Partnerin existiert in ihrem Körper und ihrer Haltung - als Bild, das sich der Autor von ihr macht. Die Liebe des Mannes zu einer Frau vermittelt sich hier über die gemeinsame Liebe zur Natur, bzw. über die vom Mann angenommene Übereinstimmung, die er inhaltlich nicht füllt.

"Pläne" werden in dieser Geschichte zugleich benannt, indem sie entnannt werden. Erst am Schluß erfahren die LeserInnen, daß der Autor mit der Frau Pläne zu machen gedenkt. Pläne werden in einer Weise als gemeinsame implizit artikuliert: in der Vorliebe für einen bestimmten Bereich in der Natur (Wasser, Wind). Als eine dritte Sache fungiert allein die Erwerbsarbeit des Autors, die er für sich mit "Freiheit" konnotiert. Sie wird hier zu einer Frage des persönlichen Empfindens. "Freiheit" verknüpft er mit dem Leben am Strand, dem Wetter und bestimmt sie im Gegensatz zur "Abhängigkeit" von dem "Geschäft mit Touristen", seiner materiellen Existenzgrundlage. So wird Natur mit "Freiheit" und Liebe verknüpft und schließlich mit dem Lebensentwurf des Autors.

Indem er aber "Freiheit" auch für die potentielle Partnerin in dieser Weise bestimmt, kann Unfreiheit nur im Kontext mit dem Geschäft vorkommen und nicht mehr als Abhängigkeit von seiner Person. Vorherrschaft in der Geschlechterbeziehung wird so vorab entpersonalisiert, auf die Erfordernisse des Geschäftes verschoben. Lassen sich Frauen auf ein solches Leben ein, so werden sie in dieser Konstruktion abhängig vom Geschäft, aber nicht vom persönlichen Verhalten des Mannes. Diese Geschichte liefert einen Anhaltspunkt dafür, wie ein Rahmen von einem Mann gebaut werden kann, der die Anpassung einer Frau vorsieht, ohne diese explizit fordern zu müssen. Die Entpersonalisierung von "Freiheit" und "Abhängigkeit" durch die Verbindung zum Geschäft und zur Natur wird zur Frage verschoben, ob ein Leben am Strand akzeptiert wird oder nicht. Der von ihm vorgegebene Rahmen muß

nicht mehr diskutiert werden. Die Einfügung der Frau in eine männliche Lebensperspektive kann so als "Freiheit" definiert werden.

Ökonomie kommt in dieser Geschichte implizit vor. Unklar bleibt, wie sich der Autor ein gemeinsames Leben mit einer Frau vorstellt. Soll sie nur bei ihm am Strand wohnen und seinen Lebensstil (mit VW Bus) teilen oder soll sie im Geschäft mitarbeiten? Soll sie auch zwischen Dänemark und den Alpen pendeln oder im dänischen Winter ihre Zeit damit verbringen, auf ihn zu warten? Die gemeinsame dritte Sache, die Erwerbsarbeit, wird hier entnannt als ein Gefühl zur Natur, als ein Lebensstil. So kann die dritte Sache seine bleiben, ohne auch ihre werden zu müssen, was aber durchaus auch möglich wäre. Männer machen ihre Pläne nicht mit den Frauen gemeinsam, sondern sie suchen sich Frauen, die zu ihren Plänen passen. Auch hier kommt es nicht darauf an, zwei Lebensperspektiven zusammenzufügen, sondern die männliche als die orientierende zu akzeptieren. Der Mann gibt den Rahmen für ein gemeinsames Leben vor, ohne in dieser Konstruktion nach den Vorstellungen und Wünschen der Frau fragen zu müssen. Sein Plan ist vorläufig fertig, nun kann er "bereit ... für gemeinsame Pläne" sein. Einen Höhepunkt erhält diese Haltung im Schlußsatz der Geschichte: "Dazu bot ich ihr mein Leben an." Er macht ihr sein Leben zum Geschenk, eine Haltung, die auch oft in Heiratsannoncen zu finden ist und in ihrer Freundlichkeit verhindert, daß zwei Perspektiven zusammenkommen können.<sup>63</sup> Dennoch dient dies zur Untermauerung seiner Autorität, indem er der Chef und Initiator seines Lebensentwurfes bleibt. Sie kann aufgrund dieser Vorgabe das Angebot annehmen oder ablehnen. Wie sie sich auch entscheidet, er gibt die Basis für diese Entscheidung ganz selbstverständlich vor.

Die Geschichte erinnert auch (ganz allgemein) an die Vorstellungen von Rousseau, wenn der Autor Stadtleben und Natur (Strand) sowie luxuriöse Fahrzeuge (Ferrari) und praktische (VW Bus) gegeneinanderstellt. Dies suggeriert unterschiedlich, es gäbe zwei Sorten von Frauen, solche, die nach Konsumgütern und einem ausschweifenden Leben streben und



solche, die sich der Natur und praktischen Notwendigkeiten verpflichtet fühlen.

Weibliche Unterwerfung wird zum selbstverständlichen Bestandteil einer Konstruktion von "Freiheit", die nicht an materielle Gegebenheiten, sondern an Gefühle gebunden wird und verschwindet so hinter einer Weltanschauung, wie sie seit Rousseau fortbesteht, zu Lasten der Entwicklungsmöglichkeiten des ganzen weiblichen Geschlechts, ohne den einzelnen Männern Frauenunterdrückung vorwerfen zu können. So kristallisieren sich immer mehr die Grenzen einer Vorstellung heraus, die davon ausgeht, man könne Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen vorrangig innerhalb von interpersonellen Beziehungen im Privaten lösen. Wenn in männlichen Liebesvorstellungen die Unterwerfung von Frauen als "Freiheit" bestimmt werden kann, wie können sich dann Frauen aus dieser "Freiheit" befreien?

Die Geschichte liefert auch einen Hinweis darauf, warum es Männern so schwer fällt, zum Thema zu schreiben. Solange sie selbstverständlich ihre Pläne, ohne explizite Teilhabe von Frauen entwickeln, suchen sie sich keine Frauen, mit denen sie gemeinsam Pläne machen wollen, sondern Frauen, die bereit sind, sich auf männliche Pläne einzulassen.

#### Männliche Erfahrungen in der ehemaligen DDR:

Zum Abschluß dieses Kapitels soll noch auf eine Geschichte von einem Mann, der in der ehemaligen DDR lebt(e) und liebt(e), eingegangen werden. Hier stellt sich auch die Frage, inwiefern sich das Bild durch männliche Erfahrungen aus der ehemaligen DDR verschiebt, da Männer und Frauen explizit und implizit aufgerufen waren, Hand in Hand mit den PartnerInnen eine neue Gesellschaft aufzubauen.

Davon legen vor allem Romane aus der bzw. über die Aufbauzeit der (ehemaligen) DDR Zeugnis ab, die hier exemplarisch in einigen wesentlichen Aspekten, die Zusammenhänge zwischen Familie, Liebe und Geschlechterverhältnissen betreffend, vorgestellt werden sollen. In diesen Romanen, die in der Zeit um das Ende der 50er bzw. den Anfang der 60er Jahre spielen (zumeist von männlichen Autoren verfaßt), werden sehr emanzipierte Frauen, dargestellt, in der Regel

in leitenden Positionen (vgl. z.B. Herbert Otto 1978; Karl-Heinz Jakobs 1980). Im Vordergrund steht dabei immer der Beruf, so z.B. die Leitung einer Baustelle durch eine Ingenieurin (Eberhard Panitz 1972). Zwar werden auch dieser Frau, die zugleich alleinerziehende Mutter ist und ihr Kind in einer Wochenkrippe unterbringt, mehrere Liebesaffären mit verschiedenen Männern zugestanden, doch legt der Roman nahe, daß es darauf ankommt, eines Tages den "Richtigen" zwecks Eheschließung zu finden, wenn sie gefragt wird: Wann "findet die Affäre statt, die deine letzte sein könnte, die Hochzeit mit dem Mann, mit dem du durch dick und dünn gehst?" (Eberhard Panitz 1972, 162)

In späteren, von kritischen Frauen verfaßten, Romanen werden zum einen die Widersprüche in den Geschlechterverhältnissen innerhalb der Partnerschaften dargestellt, zum anderen kommt zum Ausdruck, daß die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen von den Männern und die flächendeckende Infrastruktur der Kinderbetreuung den Frauen eine gewisse Unabhängigkeit in den Beziehungen zu Männern bringt (vgl. z.B. Gerti Tetzner 1989; Irmtraud Morgner 1983; Brigitte Reimann 1977).

Dennoch blieben Frauen oft aus Mangel an Alternativen an Familien gebunden. In den Protokollen der Maxie Wander beklagt sich z.B. eine 21jährige Bibliothekarin darüber, daß sie sich nicht von ihrer Familie lösen kann, "weil es so schwer ist, eine Wohnung zu bekommen" (ebd. 1979, 162). Ehe und Familie gehören ganz selbstverständlich zum Leben der befragten Frauen dazu. Obwohl fast alle berufstätig sind und gelernt haben, sich zu behaupten, klingt immer wieder an, daß die Bedingungen für Frauen ungleich härter sind als für Männer: "Ich habe härter gearbeitet als ein Mann, um mich durchzusetzen" (ebd., 181), resümiert eine 34jährige Ärztin und Mutter. Frauen in der (ehemaligen) DDR konnten sich ein Leben ohne Mann nicht vorstellen, jedoch kommen diese Männer widersprüchlich in den Aussagen der Frauen vor - als Unterstützer und als Verhinderer ihrer Entwicklungsmöglichkeiten. Gemäß solchen Vorstellungen, worin Frauen ihre Entwicklungspotentiale an den Ehepartner banden, konnten die Zusammenlebensformen, Ehe und Familie, in der DDR

von Frauen als selbstverständlich betrachtet werden. Dies ging einher mit einer Akzeptanz von geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen, insbesondere mit der Zuständigkeit von Frauen für die verbleibenden Familienarbeiten.

Diese Hintergründe werden in der Bearbeitung der folgenden Geschichte zu berücksichtigen sein, da es sich dabei um einen männlichen Blick auf die Geschlechterverhältnisse handelt. Obwohl eine einzelne Geschichte nur erste Hinweise geben kann, bietet sie doch die Möglichkeit, auch aus den Erfahrungen eines Mannes aus der ehemaligen DDR zu lernen.

#### Olympische Spiele

Nach nunmehr 22 Jahren glücklichen, erfüllten Zusammenlebens mit meiner Frau - Höhen und Tiefen eingeschlossen -, nach den permanent anhaltenden Freuden, dem Spaß, den starken Verinnerlichungen der Entwicklung, der Lösung von Konflikten beim Großwerden unserer Töchter - auch schon wieder 21 und 16 Jahre - ist die Fragestellung außerordentlich reizvoll und interessant.

Wie war denn das?

Mein 5jähriges Studium in Leipzig stand kurz vor dem Abschluß. Ich denke, es verlief so, wie man sich die Studen-  
tenzeit vorstellt.

Sehr gegenwärtig ist mir noch meine damalige pauschale Überlegung, unter keinen Umständen wird es ein Mädchen aus der kleinen Heimat-Provinzstadt sein, mit dem ich in freier Abwandlung eines Goethe-Wortes "einen Baum pflanzen, ein Haus bauen und Kinder bekommen" wollte.

Ich wollte mich gesellschaftlich engagieren, ich wollte hoch hinaus, beruflich - die Ausbildung als Hochschullehrer stand vor dem Abschluß - und auch sportlich - ich wollte Olympische Spiele erleben -, zumal der Sport zumindest in dieser Zeit die Hälfte meines Lebens ausmachte.

Das, so erschien mir, ist nur in größeren Städten möglich.

Es kam anders, und es kam doch so.

Warum habe ich mich verliebt, warum in "SIE"?

Heimatliche Aufenthalte bei den Eltern und Geschwistern waren angefüllt mit einer zuweilen zu lückenlosen elterlichen Fürsorge. Manchmal hatte ich das Gefühl, meine Eltern wollten am Wochenende all das an Erziehung, Kontrolle, Einflußnahme nachholen - sicher in bester Absicht -, was in der Woche nicht vollziehbar war. Das ständige Nachfragen hatte zweierlei Wirkung auf mich, ich redete mein Studium, seinen Verlauf und seine Probleme glatt und war andererseits am Wochenende übermäßig viel mit Freunden, mit Sportkameraden sozusagen unterwegs.

So gelangte "SIE" in mein Blickfeld. Obwohl ich "SIE" schon einige Zeit kannte (wir besuchten eine Schule, wir erlernten in einem Betrieb den Beruf eines Schriftsetzers, sie als Lehrling, ich in der Verbindung Gymnasium/Berufsausbildung als damalige Methode in der damaligen DDR), betrachtete ich "SIE" mit ganz anderen Augen.

"SIE" war (ist) sehr sportlich - die beste Handballerin der Stadt -, "SIE" war (ist) sehr schön und hinsichtlich ihrer Freundschaften und Flirts sehr wählerisch, ja vorsichtig und zurückhaltend. All das beeindruckte mich sehr.

Meine ursprüngliche Haltung wackelte und schlug Salto mortale: wenn überhaupt und jetzt schon eine feste Bindung - ich war 22 Jahre -, dann nur "SIE".

Dies sagte ich ihr auch bei dem allerersten Alleinsein so direkt und relativ unvermittelt, ohne "SIE" aber überzeugen zu können. "SIE" blieb vorsichtig, mir ging alles zu langsam, jedoch das Gefühl füreinander wuchs, schaffte ein gutes Fundament für die folgende Zeit.

Nach eineinhalb Jahren heirateten wir. Sogleich kündigte sich unsere erste Tochter an. Es folgten doch schwierige erste Ehejahre, angefüllt mit beiderseitiger Unerfahrenheit und mit einem kaum Freiräume lassenden "Besitzanspruch" an den anderen sowie einer Trennung im gemeinsamen Lebensvollzug in der Woche durch unterschiedliche Arbeitsorte.

Allein das Gefühl füreinander, das Wollen miteinander, die Liebe zueinander und die Verfolgung unserer gemeinsamen Ziele, unsere sehr gewollte zweite Tochter bereicherten unser Leben weiter, das erste eigene Haus konnten wir nach angestrengter Arbeit unter Mithilfe von Eltern, Geschwistern und vielen Freunden beziehen - erwiesen sich immer stärker als zeitweilige Schwierigkeiten, Konflikte sowie Folgen von Fehlern, die wir machten.

Mehr noch, auf dieser Grundlage konnten wir uns beide neuen großen Herausforderungen stellen. Zunächst ich in Form eines nochmaligen Auslandsstudiums über mehr als zweieinhalb Jahre und danach meine Frau (beansprucht durch zwei Kinder und bei einer hohen Operativität und eines unregelmäßigen Zeitvolumens in meiner Arbeit) ebenfalls in Form eines Studiums an einer Gewerkschaftsschule.

Diese Zeit von 1979 bis 1984 bei dem offensichtlich geringsten Zeitbudget füreinander (ich kam während des Auslandsstudiums nur dreimal pro Jahr nach Hause) war aber in der Nachbetrachtung die prägendste Zeit unserer Familie. Meine Frau machte einen gewaltigen Sprung in ihrer Entwicklung, in ihrem Selbstbewusstsein und ihrem Selbstwertgefühl, unsere Kinder reflektierten diese Situation mit neuen Ansprüchen an sich selbst und wachsender Selbstständigkeit. Die wenige Zeit miteinander wurde wesentlich intensiver, inhaltsreicher und für uns alle vier förderlicher genutzt.

Kleinigkeiten im Alltag blieben Kleinigkeiten (zumeist), Schwierigkeiten lösten wir gemeinsam.

Und - Ziele, Wünsche und Träume vom Beginn unseres Zusammenlebens wurden greifbarer Inhalt unseres Lebens.

Die Kinder entwickelten sich prächtig, verstehen mit ihrem Leben umzugehen, mit und ohne Eltern, haben eigene Ziele und Bewährungsfelder (Jura-Studium sowie Gymnasium):

Allein damit hat sich einer der wesentlichsten Aspekte des Sinns und Inhaltes meiner Lebensvorstellung realisiert.

Wir bewohnen ein Ein-Familien-Haus ganz nach unseren Vorstellungen, mit den uns wichtigen Annehmlichkeiten, aber auch mit den notwendigen Ansprüchen an seine Bewirtschaftung, die eine Art Kompensation für die Beanspruchung in der Arbeitswoche darstellen.

Und - auf dem Grundstück stehen mittlerweile schon viele Bäume.

Auch Olympische Spiele habe ich direkt, hautnah und in Verantwortung erlebt und mich auf dem Wege dahin gesellschaftlich in der DDR für den Sport und seine Entwicklung in unterschiedlichsten Aufgabenbereichen sehr stark engagiert, immer mit dem Ziel, mein Land auf diesem Gebiet zur Geltung zu bringen, aber auch immer, aus heutiger Sicht betrachtet, mit einem Anteil an bewußter und einem größeren Anteil an unbewußter Verdrängung von Fehlentscheidungen in der DDR einerseits und Zugeständnissen an die Ausnutzung der Öffentlichkeit des Sports für politische Ziele andererseits. Diese Problematik muß erwähnt werden unter dem Stichwort Lebenspläne mit meiner Frau, weil auch gerade "SIE" Anteil und Einfluß nahm auf diese meine Vorstellungen und meine nachfolgende Arbeit für den Erfolg des DDR-Sports, den es doch bei allen Einschränkungen zweifelsohne gab.

Diese Problematik muß auch erwähnt werden, weil diese Seite meines Lebenssinns, das gesellschaftliche Engagement für eine Sache, zu der ich stand, jetzt unbeschrieben und unausgefüllt erscheint; meine Kompetenz, mein Rat, meine Tat und meine Erkenntnisse in der Wendezeit dazu offensichtlich nicht gefragt sind, ich mich aber gleichwohl damit weiter beschäftige, ohne mich äußern zu können bzw. gehört zu werden.

Das verlangt andererseits neue, andere Felder für gesellschaftliches Engagement, für geistiges und tätiges Mittun zu finden. Dabei bin ich, wieder mit Unterstützung meiner Frau.

Auch in dieser Richtung ist das familiäre Umfeld für mich neben Freunden, Bekannten und Leuten, die einem Chancen gemäß meines Vermögens geben, dieses fördern, indem sie mich fordern, eine der wichtigsten Ausgangspunkte für Erfolg und die Bestätigung des eigenen Könnens. (Büroleiter, geboren ca. 1946)

Thema der Geschichte ist, unter welchen Bedingungen sich Pläne im Laufe einer Ehe realisieren lassen konnten. Insofern beschreibt der Autor weniger eine Situation, als vielmehr in groben Zügen die Entwicklung seiner Vorhaben vom Kennenlernen seiner Frau bis zur Vereinigung von Ost- und Westdeutschland. In diesem Kontext thematisiert er auch das Problem, in der ehemaligen DDR Pläne gemacht und ausgeführt, Erfahrungen und Kompetenzen erworben zu haben, die im vereinigten Deutschland nicht mehr gefragt sind, wie Qualifikationen im Kontext des Sports; schließlich ist doch die Beteiligung Deutschlands an Olympischen Spielen geblieben.

"Sich-Verlieben": Der Autor formuliert zu Beginn Erwartungen an eine noch zu findende Frau. Sie sollte keinesfalls aus seiner heimatlichen Provinzstadt kommen. Fest steht aber, daß er eine Frau sucht, die bereit ist, Kinder zu bekommen, ein Haus zu bauen usw. Eine Familie oder ein fami-

lienähnliches Zusammenleben anzustreben ist für ihn selbstverständlich.

Die von ihm selbst gestellte Frage, warum er sich in "SIE" verliebt hat, beantwortet er zum Teil indirekt, mit dem Verhalten der Eltern, aus deren Einflußbereich er versucht, zu entfliehen. Darin wird nahegelegt, daß bestimmte Umstände, die nichts mit der Person der potentiellen Partnerin zu tun haben, dazu führen können, daß man sich verliebt. Für "SIE" spricht explizit, daß sie "sportlich" (die "beste Handballerin der Stadt"), "schön", "wählerisch", "vorsichtig und zurückhaltend" ist, was "Freundschaften und Flirts" betrifft. Erfahren die LeserInnen von ihr sehr wenig, schon gar nichts über ihre Pläne vor der Ehe, nur, daß sie nicht sofort "eine feste Bindung" eingehen wollte, erläutert der Autor die seinigen.

"Pläne": Ihm geht es um ein dauerhaftes Zusammenleben mit Kindern, Liebe und Familie werden hier zusammengedacht. Gleich beim ersten gemeinsamen Alleinsein unterbreitet er seinen Plan, mit ihr eine "feste Bindung" eingehen zu wollen, was sie ablehnt. Hier wird eine Entscheidung getroffen, die für ein ganzes Leben gedacht ist, ohne daß sich der Autor zuvor mit seiner zukünftigen Frau allein auseinandergesetzt hätte. Wichtig für ihn sind weniger ihre Pläne, die für seine Planungen keine Bedeutung haben, sondern vielmehr ihr Wahlverhalten. In dieser Konstruktion werden Vorsicht und Zurückhaltung zu einer Voraussetzung für eine "feste Bindung". So kommt in seinen Vorstellungen die Möglichkeit, daß auch "SIE" eigene, von ihm unabhängige Lebenspläne haben könnte, von Anfang an nicht vor. Auch später kann er seine persönlichen Pläne, wie er im Verlauf der Geschichte vorführt, unabhängig von den ihrigen in die Tat umsetzen. In seiner Konstruktion setzt der Autor Liebe mit Familie gleich, deren Gründung er zu seinen Plänen zählt.

Des weiteren kommen Pläne vor, die zunächst ohne Liebe, Familie und Frau denkbar erscheinen, wie die Partizipation an den Olympischen Spielen. Er bezieht seine Pläne auf die Gesamtgesellschaft zum einen hinsichtlich seines Berufes als Hochschullehrer, der bloß angedeutet wird (ohne Benennung

des Lehrfachs), zum anderen beschreibt er ausführlicher seine Ambitionen im Sport mit dem höchsten zu erreichenden Ziel, der Teilhabe an den Olympischen Spielen.

Auch in dieser Geschichte gibt der Autor der Frau einen Rahmen vor, ähnlich den westdeutschen Geschichtenaufgeklärten. Dies wird offenbar, wenn er beschreibt, wie "SIE" sich gerade in den Jahren entwickeln kann, in denen er kaum (dreimal im Jahr) nach Hause kommt, durch "einen gewaltigen Sprung in ihrer Entwicklung, in ihrem Selbstbewußtsein und ihrem Selbstwertgefühl". Ähnliches gilt auch für die Kinder, sie werden "selbständiger". So verweist der Autor implizit auf seine Autorität in der Familie, die erst zu Tage tritt, wenn man umgekehrt die Frage stellt: Hatte die Frau in Zeiten seiner kontinuierlichen Anwesenheit weniger Möglichkeiten für ihre Entwicklung? Zugleich bleiben sowohl ihre Entwicklungsmöglichkeiten als auch -verhinderungen inhaltlich ungefüllt. So kann es dem Autor in seiner Konstruktion gelingen, sich selbst Möglichkeitsräume zu schaffen, ohne die seiner Frau in Betracht ziehen zu müssen. Zugleich zeigt er sich als jemanden, der auf ihr Tun angewiesen ist, da er "SIE" als bedeutend für die Realisierung seiner Pläne ansieht, wenn er mehrmals die "Unterstützung" betont, die er durch seine Frau erfahren habe. Damit wird die Frau sowie ihr Tun zwar als solches sichtbar gemacht und anerkannt, aber nicht konkretisiert. Solidarität zwischen Eheleuten wird wichtig für sein gesamtgesellschaftliches Projekt, statt für ein gemeinsames. Gleichberechtigte Teilhabe an der Gestaltung von Gesellschaft wird zur männlichen unter weiblicher Assistenz. Damit befinden sich Frauen in einer Position, die sie in eine Zwickmühle von verantwortungsloser Verantwortlichkeit bringt, d.h. sie sind zwar immer beteiligt, stellen aber in den Augen von Männern keine Entscheidungsträgerinnen oder Initiatorinnen dar. Zugespielt läßt sich die Frage formulieren: Hat er "SIE" durch seine Abwesenheit unterstützt und "SIE" ihn durch aktives Mittun, damit er seine Vorhaben (Beruf und Sport) umsetzen konnte? Welche Pläne konnte "SIE" realisieren, welche mußte sie aufgeben?

Die Gleichberechtigung der Geschlechter in der DDR-Familie, so legt der Autor nahe, war in den interpersonellen Beziehungen zwischen Mann und Frau nicht gegeben, konnte aber bei Abwesenheit von Männern erstrebt werden. Versuchten sich Frauen im Westen kollektiv in Frauengruppen zu entwickeln, erhielten darin die anderen Frauen als Unterstützerinnen Bedeutung, nimmt in dieser männlichen Konstruktion die Abwesenheit des Mannes diese Position ein. Schließlich gab es bis zur Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes 1989 (vgl. Unabhängiger Frauenverband und Argument-Frauenredaktion 1990) keine sich öffentlich artikulierende Frauenbewegung in der (ehemaligen) DDR. Zugleich bleibt der Mann hier aber derjenige, der bestimmt, ob sich die Frau entwickelt hat, und geht zugleich nicht darauf ein, inwiefern und was diese Entwicklung für ihn bedeutet. Somit kann er sich als zuständig für die Entwicklung seiner Frau sehen, ihre Möglichkeitsräume eingrenzen oder erweitern und seine unangetastet lassen, trotz und aufgrund seiner Abwesenheit. Damit wird hier ganz selbstverständlich auf ein Gestaltungspotential verzichtet, so daß sich die Frage stellt, inwiefern diese Haltung für die Geschlechterbeziehungen in der (ehemaligen) DDR verallgemeinerbar war.

Familie: Produktiv wirkt der Umgang der Eheleute miteinander, der nicht als natürlich, sondern als zu erlernender gesehen wird, wenn der Autor beschreibt, daß es nicht selbstverständlich ist, "Kleinigkeiten" auch als solche zu behandeln.

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen werden vom Autor nicht problematisiert, aber angedeutet: Seine Frau war "beansprucht durch zwei Kinder und (dies) bei einer hohen Operativität und eines unregelmäßigen Zeitvolumens in meiner Arbeit". Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wird zwar als Mehrarbeit für die Frau dargestellt, zugleich aber auch selbstverständlich hingenommen.

Liebe und Familie werden vom Autor gleichgesetzt, Familie als selbstverständliche Zusammenlebensform angesehen, begleitet von einer expliziten Anlehnung an Goethe: "einen Baum pflanzen, ein Haus bauen und Kinder bekommen". So liefert selbst diese Geschichte aus der ehemaligen DDR einen



weiteren Beleg, wie fest solche Vorstellungen in den Köpfen verankert sein können. Über 200 Jahre können ins Land gehen und es durch mehrere Revolutionen erschüttern, aber die Bindung von Liebe an Kernfamilie und die Fesselung von Frauen in dieser Anordnung können in den Sehnsüchten und Praxen von Männern bestehen bleiben, trotz Frauenemanzipation und selbstverständlicher gewordener Erwerbstätigkeit von Frauen.

Verwandschaftliche Mithilfe wird in Anspruch genommen, um die äußeren Grundlagen für ein Familienleben (das Haus) zu schaffen. Eine Forschungsfrage, die hier nicht weiter verfolgt werden kann, wäre die nach Aufgaben und Bedeutung von Verwandschaft in Ost- und Westdeutschland im Vergleich, da zu vermuten ist, daß Verwandten in der ehemaligen DDR eine andere Funktion zukam als in der BRD, z.B. in der materiellen Regelung des Alltags.

Deutlich wird in dieser Geschichte auch die Bedeutung des familiären Umfeldes in Zeiten immenser gesellschaftlicher Veränderung, wie sich die Vereinigung verstärkt für die Menschen in der ehemaligen DDR darstellt.

Um das Ausmaß zu kennzeichnen, mit dem die Existenz einzelner an Familie geknüpft sein kann, soll kurz auf Lion Feuchtwangers Roman "Exil" (1979) eingegangen werden. Darin wird beschrieben, wie Anna, die Ehefrau des Protagonisten Sepp, versucht, eine familiäre Solidarität herzustellen, damit ihr Mann das Exil in Paris psychisch überlebt, sich nicht völlig seinen Depressionen hingibt. So sorgt sie im Exil für den Lebensunterhalt der dreiköpfigen Familie und auch dafür, daß Sepp weiter musizieren kann. Er lebt dabei in den Tag hinein, frei von materiellen Sorgen, und merkt dann doch eines Tages, was in der Beziehung zwischen seiner Frau und ihm abläuft:

Und "zum erstenmal sieht er Anna, wie sie jetzt ist, ganz, ihr Innen und ihr Außen. Er erkennt, wieviel er selber noch hat, und wie wenig sie. Er hat seine Politik, seine Musik, der Tag hat für ihn ausgefüllte sechzehn Stunden, eine reicher als die andere: sie hat nichts, nichts, nichts. An ihn allein kann sie sich klammern, er aber hat höchstens einmal ein Streicheln für sie wie für ein gutes, treues Tier. Plötzlich erkennt er, was das ist, ihre zahllosen kleinen Sorgen, für die er bisher nichts gehabt hat als Ungeduld und bestenfalls gutmütige Verachtung." (ebd., 187)

Zu Tage tritt hier die Selbstverständlichkeit weiblicher Unterstützung für die Existenz und das Tun eines Mannes. Die Familie mit der entsprechenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bietet die Möglichkeit ein Überleben in einem fremden Land zu sichern. Fällt der Mann als Familienernährer aus, übernimmt die Frau seine Aufgabe noch zusätzlich - ganz selbstverständlich. So wird eine humanitäre Aufgabe, die Sicherung des Überlebens von drei Menschen unter extremen Bedingungen, an Familie und damit die Zuständigkeit von Frauen geknüpft. Die Bindung gesellschaftlich bedingter Notlagen an die individuelle Subsidiarität von Familie hat System - seit Rousseau. In der BRD ist sie in Gesetzen, z.B. im Sozialhilferecht, festgelegt.<sup>64</sup>

Deutlich wird, warum es so schwer zu sein scheint, auf die traditionelle Kleinfamilienform zu verzichten. Sie dient als humanitäre Versicherung in politischen und/oder materiellen Notlagen (in den Vorstellungen der Menschen), wenn auch für die Geschlechter in unterschiedlicher Weise. Das galt offensichtlich auch für die ehemalige DDR. Durch die Selbstverständlichkeit weiblicher Erwerbstätigkeit<sup>65</sup> ordneten sich die Geschlechterverhältnisse dort im Interpersonellen anders als z.B. in der BRD an. Trotz finanzieller Unabhängigkeit vom Mann blieben Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen auch in der (ehemaligen) DDR an die Bedingungen in der Familie geknüpft. Darin könnte ein Grund liegen, warum auch in der ehemaligen DDR Frauen durchschnittlich in schlechter bezahlten Positionen zu finden waren als Männer.<sup>66</sup>

In der ehemaligen DDR wurde expliziter noch als in der BRD Frauen- mit Familienpolitik gleichgesetzt (vgl. Petra Drauschke 1992, 44). Die Geschichte zeigt, wie dies praktisch gelebt worden ist, letztlich zu Lasten von Frauen, indem Männer die engeren Möglichkeitsräume von Frauen nicht wahrnehmen mußten, aber weibliche Arbeit hervorhoben.

Zeigt sich am Beispiel des Romans von Gerti Tetzner (vgl. den Abschnitt "Sicherheit in Autoritätsverhältnissen" im vorhergehenden Kapitel), inwiefern in der ehemaligen DDR die Liebesbeziehung zu einem Mann für die Frau zum letzten Haltegriff werden kann, belegt die Geschichte ähnliches für

den männlichen Autor, der aktive Unterstützung für seine Vorhaben bei seiner Frau sucht und findet. Produktiv an dieser Vorstellung ist, daß eine solche Beziehung nicht so flexibel in dem Widerspruch angelegt ist, dauern zu sollen und jederzeit aufkündbar zu sein, wie in den Vorstellungen der befragten westdeutschen Männer. Zwar kommt hier die Frau als tätiges Subjekt vor, aber in persönlicher Abhängigkeit vom Mann.

Als These läßt sich festhalten: Frauen können einen Halt in einer heterosexuellen Liebesbeziehung durch die bloße Existenz des Partners finden, während Männer sie in der aktiven Unterstützung durch Frauen in ihrer Arbeit erhalten. Diese geschlechtsspezifischen Haltungen können zwar im Effekt zur Dauerhaftigkeit einer heterosexuellen Liebesbeziehung beitragen, reproduzieren aber in ihrer Komplementarität männliche Autorität im Interpersonellen<sup>67</sup>, ebenso wie die Selbstverständlichkeit von Ehe und Familie als Zusammenlebensformen für die Geschlechter und damit die geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen. Dies läßt sich dahingehend erweitern, daß gerade diese Haltung (die von Männern und Frauen im Privaten immer wieder reproduziert wird) ermöglicht, Gleichberechtigung der Geschlechter bloß zu postulieren, statt explizit Wege der Umsetzung zu suchen. Gleichberechtigung der Geschlechter als Ziel in allen gesellschaftlichen Bereichen kann so behauptet werden, ohne sie mittelfristig erreichen zu können.

#### Thesen zur Liebe heterosexueller Männer:

Die Geschichten der westdeutschen Männer zeigen, wie der Widerspruch für Männer lebbar werden kann, Beziehungen so einzugehen, als sollten sie dauern und zugleich sie so fragil zu halten, daß sie jederzeit kündbar sind, wenn Männer entweder keine Projektvorstellungen entwickeln, sich an keiner dritten Sache o.ä. orientieren. Oder Männer geben ihr Projekt (z.B. die Surf-Schule) vor, statt z.B. gemeinsame Projekte mit einer Frau zu entwickeln oder bestehende explizit so umzugestalten, daß beide Lebensperspektiven, die von Frau und Mann, darin aufgehoben sein können. So kann es auf nichts als auf zwei Persönlichkeiten ankommen,

statt z.B. auf zwei Perspektiven. Die Welt, wie sie sich Männer - seit Rousseau - vorstellen, ist ihnen selbstverständlich. Liebesbeziehungen zu Frauen gehören dazu, ebenso wie die Orientierung auf Dauerhaftigkeit (in Westdeutschland) in der oben beschriebenen widersprüchlichen Weise. Zu diesen Vorstellungen gehört auch die Komplementarität der Partnerinnen oder deren Bereitschaft die Pläne der Männer zu akzeptieren. Die befragten Männer stellen selbstbewußt ihre Haltungen und Standpunkte dar, prüfen die Haltungen der Frauen auf Komplementarität oder setzen ähnliche Standpunkte wie die eigenen einfach voraus, ohne die Frauen danach zu fragen. Das tun die befragten Frauen, die Männer lieben, nicht. Sie stellen eine dritte Sache in den Vordergrund und unterwerfen sich den Vorgaben von Männern. Deutlich wird die Leere oder Selbstreferentialität männlicher heterosexueller Liebe. Sie wird in männlichen Vorstellungen nicht zu einem Projekt, das steter Veränderung unterliegt, z.B. im Kontext von Zusammenlebensformen, Arbeit oder anderen gesellschaftlichen Bezügen. Dies liefert Hinweise darauf, warum sich Beziehungskonflikte zwischen den Geschlechtern so schlecht grundsätzlich bearbeiten lassen. Verbinden Frauen mit Liebesbeziehungen gemeinsame Projekte oder sehen diese selbst als solche, während Männer implizit von selbstreferentieller Liebe ausgehen, ist eine Verständigungsgrundlage kaum gegeben.

Als These läßt sich festhalten: Das, was Männer in der Liebe als selbstverständlich ansehen, läßt kaum Zweifel zu, zugleich unterscheidet es sich erheblich von den Vorstellungen von Frauen. Das könnte auch eine Erklärung dafür sein, warum die meisten Frauen in ihren Geschichten besonderen Nachdruck auf die Kommunikationsmöglichkeiten mit Männern legen.

Wenn Männer die Anpassung von Frauen an ihre Projekte zum Freiheitsangebot machen, wie können sie dann verstehen, daß Frauen sich daraus befreien müssen, um ihre Persönlichkeit entwickeln zu können? Dies, gekoppelt an die Unterwerfung von Frauen, trägt zur Reproduktion der bestehenden Verhältnisse bei, potentielle Veränderungen können so im Durchbruch gehemmt werden. Das kann auf Seiten der Männer zu

Selbstgenügsamkeit und auf Seiten der Frauen zu einem Gefühl ständiger Unzufriedenheit bis hin zum psychisch krankmachenden Leiden führen (vgl. die Geschichte "Die Familie").

Indem Männer Beziehungen einerseits so eingehen, als seien sie auf Dauer angelegt, aber sie andererseits so fragil gestalten, daß sie schnell wieder aufgegeben werden können, geht es ihnen in den Beziehungen inhaltlich um nichts. So können zwei widersprüchliche Liebeskonzepte in dieser Gesellschaft immer wieder gleichzeitig reproduziert werden, die dauerhafte Partnerschaft oder Ehe sowie sehr kurzzeitige Liebesverhältnisse. Selbstreferentialität und Dauerhaftigkeit schließen sich gegenseitig aus, wenn die sozialen Kontexte der beiden Liebenden nicht vereinbar sind.

Problematisch daran ist, daß in diesen Verhältnissen vor allem die Versorgung der Kinder an die interpersonellen Beziehungen der Geschlechter im Privaten gebunden wird und in letzter Instanz an die Verantwortung von Frauen. Diese aber müssen sich im Rahmen dieser Regelungen auf Zusagen der Männer zu ihren Planungen verlassen können und können es zugleich nicht.<sup>68</sup> In beiden Fällen liegt die Aktivität bei den Männern, sie geben die Gestaltungsrahmen vor, weniger durch die Darlegung bzw. Explikation ihrer Vorhaben als vielmehr durch implizite Selbstverständlichkeiten, die aus Sicht von Männern keiner Diskussion bedürfen. Frauen werden darin fürderhin für etwas zuständig gemacht, das sie bestenfalls je individuell reformieren können, solange die Partner bleiben. Auch die Geschichte aus der (ehemaligen) DDR weist zum Teil erstaunliche Ähnlichkeiten zu den drei anderen Geschichten von Männern auf. Zwar geht es dem Autor in der Liebesbeziehung um eine dritte Sache und damit verknüpft um eine Beziehung zu einer Frau, die nicht so leicht kündbar ist, jedoch gibt auch er das gesellschaftlich relevante Projekt vor, an dem die Frau partizipieren soll. So kommt es in dieser Vorstellung weniger darauf an, zwei Perspektiven zusammenzubringen, als vielmehr darauf, daß die Frau sich seinen Plänen anpaßt.

Die Geschlechter müssen lernen, über ihre Erwartungen an Liebe zu sprechen, sie nachvollziehbar zu artikulieren und

in Zweifel zu ziehen, wollen sie dieser Falle entkommen. Hier bedarf es weiterer Forschung über männliche Vorstellungen und Erfahrungen von Frauen im Hinblick auf heterosexuelle Liebe.

Allgemein läßt sich festhalten: Wenn Liebe mit Familie gleichgesetzt wird, dies mit Lebensplänen im Interpersonellen, und wenn seitens des Staates Frauenpolitik zur Familienpolitik gerät, dann kommen Frauen in ihren Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen nicht mehr vor. Wo immer sie anfangen, sich gegen patriarchale Verhältnisse zu wehren, können sie mit dem Motiv der humanitären Notwendigkeiten auf Familienverhältnisse verwiesen werden, ohne daß die Bedingungen ihrer menschlichen Existenz hinterfragt werden. Als These läßt sich formulieren: Widerstand und Aufbruch von Frauen in der ehemaligen DDR wurde nicht nur dadurch behindert, daß es kaum Versammlungsorte und öffentliche Artikulationsmöglichkeiten für feministisch engagierte Frauen gab, sondern auch durch die Selbstverständlichkeit "familiärer Humanität". Drastisch zeigen sich hier die Gefahren, die damit einhergehen, wenn versucht wird, Gleichberechtigung oder Emanzipation anzustreben, ohne die Zusammenlebensformen oder überhaupt die Geschlechterverhältnisse im Interpersonellen mit in Frage zu stellen, denen historisch von Anfang an männliche Autorität zugrundeliegt (vgl. den Abschnitt "Autorität" im vorhergehenden Kapitel). Denn so können sich zwar im Rahmen von Reformen auch die Formen von Autorität verändern, aber nicht die grundlegenden Strukturen, auf denen den Geschlechterverhältnissen eine eherne Festung errichtet wurde.

## FESSELN UND PERSPEKTIVEN

"Den Besten gelingt es, ihre Liebe in völligen Einklang mit anderen Produktionen zu bringen; dann wird ihre Freundlichkeit zu einer allgemeinen, ihre erfinderische Art zu einer vielen nützlichen, und sie unterstützen alles Produktive."  
(Bertolt Brecht)

Die Ausgangsfrage, warum sich eine Institution, wie die zeitgenössische Zwei-Generationen-Kleinfamilie, so statisch erhalten lassen kann, obwohl sie im allgemeinen entwicklungsbehindernd für Frauen ist, Einschränkungen für Frauen in der Gesellschaft aufgrund ihrer Zuständigkeit für Familienarbeiten immer wieder legitimiert werden können, läßt sich nun ansatzweise beantworten, und es lassen sich Fragen für weitere Forschungen konkretisieren.

Die Perspektive Familie als Projekt zu fassen, hat nicht nur den Vorteil, sie als eine sich sozial entwickelnde Institution analysieren, sondern sie auch entselbstverständlichen zu können, um so Motive ihrer jeweiligen Konstituierung freizulegen.

### Subversivität und Solidarität:

Sowohl die BürgerInnen als auch die SozialistInnen konstruierten ihre jeweilige Familienform als eine subversive gegenüber der jeweiligen bestehenden Gesellschaftsform. Wollten die VerfasserInnen bürgerlicher Ansätze zunächst über die von ihnen favorisierte Familienform die ständische Gesellschaft unterwandern, um so auf Dauer eine bürgerliche Gesellschaftsform errichten zu können, hofften die SozialistInnen (ca. 100 Jahre später) dem Kapitalismus Widerstand durch einen solidarischen Zusammenhalt der proletarischen Familien entgegensetzen zu können. Doch die jeweiligen Ausprägungen von Solidarität unterscheiden sich. Die allgemein-gesellschaftliche Solidarität wurde in der Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft auf die Solidarität der Einzelfamilie nicht nur gebaut, sondern auch reduziert. So wurde der Versuch, Individuum und Gesellschaft in einer

sich ausdifferenzierenden Gesellschaft in einen produktiven Zusammenhang zu bringen, wie ihn der Soziologe Emile Durkheim (1893) in seinem Konzept der "organischen Solidarität"<sup>69</sup> vor Augen hatte, an die Einzelfamilien als Schnittstellen zwischen Individuum und Gesellschaft delegiert. Der von BürgerInnen gestaltete Zusammenhalt war und ist solidarisch und unsolidarisch zugleich. Ersteres gegenüber den Familienmitgliedern, letzteres im gesamtgesellschaftlichen Kontext, weil sich die Interessen einer einzelnen Familie gegen eine verallgemeinerbare Lösung richten (können). Vom Ansatz her war die familiäre Solidarität im wissenschaftlichen Sozialismus und in den Arbeiterbewegungen anders gedacht, da sich die Vorstellungen von Solidarität sowohl auf die einzelne Familie als auch auf die Gesamtheit der proletarischen Familien bezog, gegenseitige Unterstützung von Familien ebenso beinhaltete wie die Diskussion von Problemen. In jedem Fall erhielt die Vorstellung von Solidarität zwischen den Geschlechtern eine (bis heute) an Familie orientierte Perspektive. So laufen solidarische Vorstellungen von Männern und Frauen bezogen auf das je andere Geschlecht immer Gefahr, die ungleichen Voraussetzungen der Geschlechter als selbstverständliche zu reproduzieren.

In beiden Familienformen aber sollten Frauen, als Verantwortliche für die Familie, Garantinnen des jeweils unterschiedlichen solidarischen Familienzusammenhaltes werden.<sup>70</sup> Die bürgerliche Gesellschaft war von Anfang an sowohl auf die Selbstbestimmung und das Engagement von Frauen gebaut als auch auf ihre Unterwerfung in doppelter Weise: unter das Projekt der bürgerlichen Familie und unter den einzelnen Mann innerhalb der eigenen Familie. Ein humanes Verdienst der bürgerlichen Autoren (wie Rousseau und Knigge) bestand darin, die Aufgaben im Bereich der Produktion des Lebens in den Vordergrund zu rücken, sie zum Teil überhaupt als Aufgaben zu formulieren. Indem aber ein großer Teil dieser Aufgaben den Frauen übertragen wurde, konnten Frauen bedeutungsvoll in der Familie werden. Zwar wurden die Familien grundlegend für die neue Gesellschaft insgesamt, aber Frauen, ausschließlich für die eigene Familie zuständig, blieben so relativ bedeutungslos in den übrigen gesell-



schaftlichen Bereichen. Durch die Bindung an Familie wurden Frauen bedeutungsvoll und bedeutungslos zugleich. Sie erhielten einen Ort, der innerhalb der zu errichtenden Gesellschaft zentral wurde und es bis heute ist. Frauen befinden sich in dem Widerspruch, auf einen Ort fixiert zu sein, aber zugleich "ortlos" in der Gesellschaft, ein Heim gestalten zu sollen. Ohne selbst in dieser Gesellschaft zu Hause zu sein, sollen sie eine Solidargemeinschaft in ihrer jeweiligen Familie schaffen und erhalten.<sup>71</sup>

Das bürgerliche Gesellschaftsprojekt hängt somit an der bürgerlichen Familienform und damit der Unterwerfung von Frauen. Familie ist weniger "Keimzelle" (vgl. z.B. Max Horkheimer 1936) der bürgerlichen Gesellschaft, als vielmehr eine an strategischer Stelle errichtete Institution, die sowohl staatlicher Kontrolle unterliegt als auch den Individuen Freiräume in ihren Handlungsmöglichkeiten bietet - bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung von bestehenden Klassen- und Geschlechterverhältnissen. Verständlich wird so, warum (wie einleitend gezeigt) WissenschaftlerInnen so vehement für Familie eintreten und sie zugleich partiell kritisieren können, ohne ihre Grundlagen in Frage zu stellen. Denn Kritik an der zeitgenössischen Form von Familie, die über Reformen hinausginge, wäre im Effekt eine grundlegende Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft insgesamt. Schließlich ist diese Familienform zentral für Frauenunterdrückung, da sie eine Art Vermittlungsinstitution zwischen weiblicher Unterwerfung und bürgerlicher Gesellschaft, in bisher historisch letzter Instanz zwischen Patriarchat und Kapitalismus, darstellt. Frauen ideell und de facto aus ihrer familiären Zuständigkeit zu befreien, würde bedeuten, für die so freigesetzten Aufgaben andere gesellschaftliche Regelungen finden zu müssen; dann aber müsste die Gesellschaft eine grundlegend andere werden.

An der Verortung von Frauen in Familien änderten auch die SozialistInnen nichts - im Gegenteil. Auch hier erhielten Frauen Bedeutung - selbst für den Klassenkampf - über ihre Aufgaben in den Familien, indem sie z.B. für die männliche Kampfeskraft verantwortlich gemacht wurden. SozialistInnen und ProletarierInnen, so kann festgehalten werden, haben

nicht einfach das bürgerliche Familienprojekt übernommen (vgl. z.B. Heidi Rosenbaum 1982), sondern mußten sich vielmehr mit einer Gesellschaft, die bestrebt war, die bürgerliche Kleinfamilie als natürliche in Theorie und Praxis zu etablieren und zu verbreitern, im Widerstand auseinandersetzen. Dabei entging ihnen (ähnlich wie der bürgerlichen Frauenbewegung) die zentrale Bedeutung von Familie bei der Aufrechterhaltung von Geschlechterverhältnissen. Indem nicht die Regelung der Familienarbeiten explizit im Vordergrund stand, sondern dominant die Frage der Eigentumsverhältnisse, trugen sie implizit zur Reproduktion von Frauenunterdrückung, wenn auch in reformierter Weise (durch die partielle Vergesellschaftung von Familienarbeit) bei. Mit der Einbeziehung nahezu aller Frauen in die Erwerbstätigkeit und mit einer Kleinfamilienform, die nicht auf Eigentum und Besitz gegründet war, galt die Frauenfrage in der ehemaligen DDR als überwiegend gelöst:

"Was in der DDR als Frauenpolitik galt, war de facto Familienpolitik, d.h. sie zielte darauf ab, daß Frauen, nicht aber Männer, Kinder, Haushalt und Erwerbstätigkeit 'vereinbaren' sollten." (Petra Drauschke 1992, 44)

Die Bindung der Frauenfragen an Familie, einem reformierten Residuum bürgerlicher Gesellschaftsvorstellungen, verhinderte nicht nur eine stete Bearbeitung von Frauenfragen in der ehemaligen DDR, vielmehr wurde durch Befriedung von Frauen von vornherein zum Teil auf ihre gesellschaftsverändernde Kraft verzichtet.

#### Mutterliebe:

Die Zuständigkeit für die Betreuung und Erziehung der Kinder, zunächst in Rousseaus Vorschlägen auf beide Geschlechter arbeitsteilig verteilt, entwickelte sich zum dominanten Bereich von Frauen. Der vor über 200 Jahren konzipierten Humanisierung des Umgangs mit Kindern, in Form einer Postulierung von Familienarbeit als naturgegebener Frauenarbeit, ist heute schwer zu entkommen.

Am Phänomen der "Mutterliebe", als einem Aspekt zunächst der bürgerlichen Familienprojekte, zeigt Hilge Landweer (1990), wie dieser Diskurs mit Rousseaus "Emil" ihren Anfang nahm und im 19. Jahrhundert bereits "einhellige Lehr-

meinung" wurde (ebd., 90). Landweer führt auch vor, wie es immer wieder dazu kommt, daß zeitgenössische AutorInnen (wie z.B. Elisabeth Badinter 1984b), deren Anliegen darin besteht, die soziale Konstruiertheit von Mutterliebe zu analysieren, in ihren eigenen Formulierungen voraussetzen, was sie als noch im Entwicklungsprozeß befindlich darstellen wollen (Hilge Landweer 1990, 84).<sup>72</sup>

Hilge Landweer kritisiert, daß auch von feministischer Seite immer noch (ähnlich wie in den alten Frauenbewegungen) häufig mit dem Kindeswohl argumentiert werde, um Forderungen - auch für Frauen - durchzusetzen, "während die Interessen der Mütter nach Entlastung entweder als mit den Kindesinteressen identische unterstellt oder aber nachgeordnet werden." (ebd., 75) Die "Disziplinierung" von Frauen, die Landweer in der "Formierung" als Mutter sieht, vollziehe sich vorwiegend in der Familie und käme so tendenziell ohne "normierende(n) Sanktionen ..., die für die Männerinstitutionen charakteristisch sind", aus (ebd., 154). Einen Hinweis darauf, wie schwer es für Mütter sein kann, sich täglich in einer widersprüchlichen Anordnung bewegen zu müssen, worin ihnen die Zuständigkeit für ein Kind als natürliche aufgegeben wird, Kinderversorgung insofern nicht als zu erlernende gilt, aber zugleich nicht angeboren ist, liefert auch die Erinnerungsgeschichte "Die Familie". So wird deutlich, daß dieser Widerspruch Frauen an den Rand ihrer Handlungsfähigkeit und somit im schlechtesten Fall bis in psychische Krankheit führen kann.

Insgesamt konnte sich historisch ein Dilemma für Frauen herausbilden, das für das ganze weibliche Geschlecht und für jede einzelne Frau bis heute besteht<sup>73</sup>: Indem Kinderversorgung über Mutterliebe geregelt wird, gibt es kaum humane Lösungen, die nicht in letzter Instanz an die Mütter geknüpft sind. Ähnliches gilt auch für die Sorge um andere Familienmitglieder, den Ehemann, Alte und Kranke. Wie wenig verallgemeinerbar diese Regelung der Pflege und Sorge ist, zeigt sich vor allem daran, daß sie Frauen ausspart.

### Liebe und Ökonomie:

Motiv sowohl für die Bürgerin als auch für die Proletarierin, Familien zu gründen und sich auf Familienarbeit einzulassen, sollte die gegenseitige Zuneigung der Geschlechter - die Liebe - sein. Mit dem Einzug von Liebe in die Familien verschwand allmählich das Motiv der Ökonomie auch für die BürgerInnen - allerdings nur aus den Liebesdiskursen. Dies führt(e) mit dazu, daß die ökonomischen Fragen für Frauen nicht explizit geklärt werden mußten bzw. müssen. Ökonomie und Liebe werden in den Diskursen zwar getrennt, bleiben aber de facto in der Zusammenbindung existentiell für Frauen. Im Zuge der Herausbildung einer bürgerlichen Gesellschaft sollten Frauen nur Männer heiraten, die sie liebten - frei von materiellen Interessen -, mußten aber zugleich durch diese Liebe und Ehe ihre jeweilige materielle Existenz sichern. Auf diese Weise trugen sie implizit zur Aufrechterhaltung von Klassenunterschieden bei, auch ohne elterlichen Zwang. Diesem Widerspruch versuchten wissenschaftliche SozialistInnen zu entgehen, indem sie die Liebe zwischen den Geschlechtern innerhalb der nicht-besitzenden Klassen zum Vorbild nahmen. Insbesondere Friedrich Engels setzte seine Hoffnung auf die gegenseitige Zuneigung der Eheleute und propagierte die Proletarierfamilie als Perspektive, allerdings vernachlässigte auch er dabei die Geschlechterverhältnisse. So setzte Engels bereits voraus, was es erst noch zu entwickeln gilt - Gleichheit der Geschlechter. Der Mann ist und ist nicht mehr für die ökonomische Versorgung der Frau zuständig. Diese Aufgabe hat zum Teil der Staat (in der BRD geregelt über das Subsidiaritätsprinzip) übernommen, jedenfalls dann, wenn es keinen zahlungskräftigen Mann gibt oder wenn die Frauen nicht selbst durch Erwerbstätigkeit für ihren Lebensunterhalt sorgen können. So sind in den alten Ländern der BRD ca. 74 % der Frauen auf einen männlichen Ernährer angewiesen (vgl. Frigga Haug 1990c). Doch diese Versorgung ist unzureichend, wie auch die Geschichte "Der Segeltörn" zeigt. Der Ort der ökonomischen Versorgung ist die Erwerbsarbeit und immer noch die Familie. Ersteres ist aber zugleich noch lange nicht

gleichberechtigt für Frauen zu erlangen. Einerseits verwehrt die Bindung von Frauen an Familienarbeiten ihnen nicht de jure, aber de facto den gleichberechtigten Zugang zur oder gar ein Recht auf Erwerbsarbeit. Andererseits scheint die diskursive Trennung von Liebe und Ökonomie dazu beizutragen, daß dies nicht zum Skandal gerät, Frauen sich zum Teil individuell in hilfloser Weise damit abfinden (vgl. die Geschichten "Das Coming-out" und "Der Segeltörn"), indem sie sich Fragen ihrer materiellen Existenzsicherung gar nicht erst stellen (vgl. Barbara Ketelhut 1993).

Das Verschwinden der ökonomischen Abhängigkeit von Frauen wird postuliert, ohne daß die finanzielle Existenzsicherung für Frauen (in ähnlicher Höhe wie die von Männern) gewährleistet ist. In diesen Diskursen wird die Problematisierung obsolet, aber das Problem der materiellen Existenzsicherung von Frauen bleibt bestehen. Aufrechterhalten wird diese Konstruktion u.a. durch eine Zusammenbindung von Familie (als zwar deklarierte, aber nur partiell funktionierende Versorgungsinstantz für Frauen) und Liebe (als Möglichkeit für die Geschlechter, zwar per definitionem, aber nicht de facto, frei von ökonomischen Interessen zusammenkommen zu können, um Familien zu gründen). Aber nicht nur geschlechtsspezifische Einkommensverteilungen und die Versorgung von Kindern werden über eine Zusammenbindung von Familie und Liebe geregelt, sondern Herrschaft zwischen den Geschlechtern überhaupt.

#### Autorität:

Liebe und Herrschaft in heterosexuellen Beziehungen hängen in bürgerlichen und sozialistischen Gesellschaften zusammen und werden historisch über Familie miteinander verbunden. Liebe zwischen den Geschlechtern, als per se herrschaftsfrei postuliert, aber eingebunden in eine männlich dominierte Zusammenlebensform mit arbeitsteiliger Regelung der Produktion des Lebens, wird so an männliche Autorität und weibliche Unterwerfung geknüpft, daß Liebe selbst im patriarchalen Kontext als herrschaftsfrei erscheinen kann, indem sie auf Herrschaft gegründet ist. Dies wurde den Frauen auf

Dauer zum Verhängnis: Heterosexuelle Liebe ist für sie ohne männliche Vorherrschaft nicht zu haben, wird aber zugleich als herrschaftsfrei behauptet, und Konflikte werden ins Individuelle verschoben. Liebe begründet andererseits das Einlassen auf Partnerschaft, Ehe und Familie, dies wiederum die Akzeptanz von geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen, auf die sich Frauen aus Liebe einlassen, mit dem Risiko, in materielle Armut zu fallen (vgl. Barbara Ketelhut 1991). Der Kreis schließt sich und gibt die Frauen nicht mehr frei.

Die Erinnerungsgeschichten legen Zeugnisse ab über weibliche Selbst- und Fremdfesselung an männliche Autoritäten und über traditionelle Formen in den Vorstellungen über die Zusammenhänge von Liebe und anderen gesellschaftlichen Bereichen. Geht es Frauen in den Geschichten um Persönlichkeitsentwicklung (Selbstbewußtsein, Sicherheit), um Emanzipation der Geschlechter und Gleichberechtigung in der Arbeitsteilung (bei der Versorgung von Kindern) oder um gemeinsame und/oder kollektive wissenschaftliche sowie politische Projekte, geht es Männern in ihren Geschichten um Liebesbeziehungen als solche, oder darum, eine Frau für ihren bereits realisierten Lebensentwurf zu finden. Obwohl konkrete Ansätze für soziale Veränderungen in den Vorstellungen der befragten Frauen zu finden sind, lassen sie sich ihren jeweiligen Möglichkeitsraum von Männern vorgeben. Sie begeben sich zwar zum Teil auf die Suche nach Männern, die ihnen mehr Raum lassen als andere (Männer oder die Eltern), oder sie erhoffen sich Sicherheit aus der Beziehung zum Mann, in den sie sich verlieben (vgl. die Geschichte "Das Arrangement"). Doch Selbstzweifel (an der eigenen Persönlichkeit) und Verunsicherungen in ihren Positionen sind oft ständige Begleiter und tragen zur Aufrechterhaltung dieser Anordnung seitens der Frauen bei.

Solche Verunsicherungen kommen in den Männergeschichten nicht vor. Ihre Konstruktionen geben vielmehr Hinweise darauf, wie Männer, ohne Zwang oder ohne explizit autoritäres Gebaren Planer und Architekten im Prozeß des "Sich-Verliebens" bleiben können. Indem sie auf die Frauen eingehen und sie in ihre Kommunikation einbauen, bleiben die Frauen Sub-

jekte der Gespräche, zugleich aber kommen die weiblichen Positionen und Erwartungen an eine Liebesbeziehung gar nicht erst zur Sprache, da dies nicht zum Repertoire männlicher Selbstverständlichkeiten gehört, oder weibliche Anpassung wird nicht nur vorausgesetzt, sondern als "Freiheit" definiert (vgl. die Geschichte "Nur Wetter und Wind"). Das "Geheimnis" männlicher Autorität ist der Mangel an Selbstzweifeln und Fragen an die Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten von Frauen, was Männer lernen müssen, während Frauen Fähigkeiten entwickeln sollten, ihre Konzepte hartnäckiger und selbstbewußter durchzusetzen. Wollen die Geschlechter auf Dauer in gleichberechtigter Weise zusammenkommen, müssen sie lernen, gemeinsame Lebensentwürfe zu entwickeln und zu artikulieren sowie sich in gleichem Ausmaß für die Entwicklung von Gesellschaft einzusetzen.

#### Dritte Sache und Autorität:

Für die Bearbeitung der Empirie hat sich der gleichzeitige Blick auf eine gemeinsame dritte Sache und auf autoritäre Strukturen in interpersonellen Beziehungen als produktiv erwiesen. Deutlich wird, inwiefern auch im Kontext eines gemeinsamen Projektes der Geschlechter Über- und Unterordnung fortbestehen kann. Nimmt man den Spannungsrahmen von Klaus Holzkamp (1983) mit den beiden kategorialen Polen der "interaktiven" und "kooperativen" Beziehungen als Orientierung für interpersonelle Geschlechterbeziehungen, verweisen die (bearbeiteten) Erfahrungen auf Herrschaft begründende Geschlechterdifferenzen. So weisen die von den Männern beschriebenen Beziehungen (mit Ausnahme der Geschichte "Olympische Spiele") in eine bloß interaktive Richtung, mit wenig Aussicht auf Erweiterung in Richtung kooperativer Beziehungen, die sich an einer gemeinsamen dritten Sache orientieren, während die Konstruktionen in den Geschichten der Frauen auch als Versuche sozialer Veränderungen zu lesen sind. So können die Vorstellungen der Geschlechter in der Liebe nicht in produktiver Weise zusammenkommen. Beziehungen im kategorialen Spannungsfeld von "Interaktion" und "Kooperation" zu analysieren, wie Klaus Holzkamp (1983) vorschlägt, reicht nicht aus, um die Reproduktion weibli-

cher Unterwerfung in interpersonellen Beziehungen theoretisch erfassen zu können - im Gegenteil. Der dominante Blick auf eine gemeinsame dritte Sache in einer heterosexuellen Beziehung kann so zur Reproduktion weiblicher Unterwerfung zusätzlich beitragen. D.h., im Sinne von Richard Sennett (1990) gesprochen können solche Beziehungen auch autoritär sein.<sup>74</sup>

So schlage ich vor, mit einem zusätzlichen Kategorienpaar in der Erforschung interpersoneller Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu arbeiten und nenne es "autorisierte versus paritätische" Haltungen im Interpersonellen. Die Kategorie "autorisiert" beinhaltet sowohl die Überordnung als auch das Zulassen derselben, während "paritätisch" Gleichberechtigung als Perspektive in den Geschlechterverhältnissen beschreibt. Die stete Berücksichtigung des kategorialen Spannungsrahmens von "autorisiert/paritätisch" würde verhindern, die Geschlechterverhältnisse in der Analyse interpersoneller Beziehungen vernachlässigen zu können und eine gemeinsame dritte Sache nicht nur an Bedürfnissen des männlichen Geschlechts (als vermeintlich verallgemeinerbarem menschlichen) zu orientieren.

Von dieser kategorialen Orientierung ausgehend soll auf weitere Aspekte eingegangen werden, die zur Reproduktion von Autoritätsverhältnissen in den Beziehungen der Geschlechter beitragen.

#### Gleichheit:

Für Liebesverhältnisse wird davon ausgegangen, daß sich zwei Gleiche gegenüberstehen, wenn z.B. der Sieg der "androgynen Revolution" verkündet wird (Elisabeth Badinter 1988). Mit diesem Widerspruch, in Liebesverhältnissen gleich und ungleich zu sein, gehen die befragten Frauen in ihren Konstruktionen unterschiedlich um. In den Erinnerungsgeschichten wird die Frage nach dem "Richtigen" verkehrt in die Frage, ob sie gut genug für ihn ist (vgl. die Geschichte "Urlaub mit Kind"); die Geschlechterverhältnisse werden in inhaltlichen Diskussionen ignoriert (vgl. die Geschichte "Das Kollektiv"); eine Geschichtensautorin betrachtet zwar die gemeinsame Arbeit als ein Projekt, aber nicht



die Gestaltung der Liebesbeziehung (vgl. die Geschichte "Das Forschungsprojekt"); oder die Träume von gleichberechtigter Partnerschaft scheitern, weil zu beschreitende Wege nicht entwickelt werden (vgl. die Geschichten "Der Traum" und "Das Erwachen").

Solange Frauen Autoritätsverhältnisse in den Liebesbeziehungen ignorieren, wenn sie Pläne und Projekte mit Männern realisieren wollen, und solange Männer ganz selbstverständlich von einer Anpassung von Frauen an ihre Pläne ausgehen, kann sich männliche Autorität in heterosexuellen Liebesverhältnissen reproduzieren, selbst wenn die Beziehungen auf einer gemeinsamen dritten Sache basieren. Die Vorstellungen von einer (annähernd realisierten) Gleichheit der Geschlechter tragen zur Reproduktion männlicher Autorität bei. Sehen beide PartnerInnen Liebe nicht als ein gemeinsames Projekt an, wird eine Haltung gefördert, die dazu beiträgt, Autoritätsverhältnisse unthematisiert zu belassen. Gefühle erhalten darin je geschlechtsspezifisch unterschiedliche Bedeutung.

#### Gefühle:

Vergleicht man Ausmaß und Bedeutung von Gefühlen der Geschlechter, wenn sie sich verlieben, stößt man auf die merkwürdige Tatsache, daß Gefühle eher bei Männern als bei Frauen eine dominante Rolle spielen. Männer sehen eine Frau in der Tür stehen (vgl. die Geschichte "Nur Wetter und Wind"), nehmen eine Frau in der Mensa wahr (vgl. die Geschichte "Urlaub ohne Partnerin") oder im Sport (vgl. die Geschichte "Olympische Spiele") und verlieben sich.

Frauen können sich auf ihre Gefühle allein nicht verlassen. Sie verlieben sich nicht einfach in den Anblick eines Mannes (oder einer Frau), ohne ihre allgemeine Situation in Betracht zu ziehen.

Wenn die Schönheit der Frauen das Werk liebender Männer ist, wenn Liebe und Gefühle überwiegend von Männern zusammengedacht werden, wenn Männer Frauen als Gleiche sehen und zugleich selbstverständlich Unterwerfung oder Anpassung von ihnen erwarten, dann sind Männer so in ihre Gefühle ver-

strickt, daß Auseinandersetzungen über Erwartungen und Probleme mit Frauen in Liebesbeziehungen verhindert werden. Wenn der Drang nach gesellschaftlichen und individuellen Veränderungen mit den Liebeskonstruktionen von Frauen verknüpft ist, dann liegen die Möglichkeiten perspektivischer Veränderungen bei Frauen. Wenn aber Gefühle zugunsten einer dritten Sache ignoriert oder als natürlich unveränderlich gesehen werden, wenn Frauen sich mit Selbstzweifeln quälen, weil sie gesellschaftliche Verhältnisse als Resultat ihrer Person sehen, dann beschränken sie ihr gesellschaftsveränderndes Potential von Anfang an.

So gesehen haben sich die Geschlechter schon zu lange an falschen Fronten abgearbeitet: Nicht gefühlsmäßige Dominanz von Frauen verhindert durchdachte Entscheidungen im Interpersonellen, sondern die von Männern. Nicht die emotionale Kühle männlicher Haltungen wirkt sich entwicklungsbehindernd auf interpersonelle Beziehungen aus, sondern männliche Gefühle, die weibliche Pläne durch Ignoranz hemmen.

So müßten die Geschlechter rückwärts aufeinanderzugehen: Männer müßten in der Liebe verstärkt soziale Aspekte in Betracht ziehen, Frauen müßten sich für solche Verhältnisse einsetzen, in denen sie sich zusätzlich auf Erotik besinnen können.

Beides würde die Verhältnisse vom Kopf auf die Füße stellen, so daß sich männliche und weibliche Haltungen in Liebesverhältnissen nicht mehr wie bisher reproduzieren könnten. Notwendig sind alternative Formen der Auseinandersetzung oder Kommunikation überhaupt, auch dies stößt auf Probleme.

#### Kommunikation:

"Die Sprache ist der Ort, wo tatsächliche und mögliche Formen der gesellschaftlichen Organisation und ihre wahrscheinlichen sozialen und politischen Konsequenzen definiert und in Frage gestellt werden. Sie ist aber auch der Ort, an dem unsere Eigenwahrnehmung, unsere Subjektivität konstruiert wird." (Chris Weedon 1990, 35)

Geschlechtsspezifische Möglichkeiten und Grenzen der Sprache und deren Folgen zeigen sich deutlich in den Geschichten der Frauen und Männer. Auffällig häufig betonen die be-

fragten Frauen die Bedeutung, mit einem Mann sprechen zu können, und verweisen damit auf Schwierigkeiten der Kommunikation zwischen den Geschlechtern. Die kaum artikulierten Erwartungen an eine heterosexuelle Liebesbeziehung sind nicht nur geschlechtsspezifisch unterschiedlich, sondern auch so selbstverständlich, daß es nicht alltäglich ist, die jeweiligen Positionen diskutieren zu können. Dies, so läßt sich als These formulieren, trägt zur Reproduktion bestehender Liebes- und damit auch Familienverhältnisse bei. Deutlich wird auch das Fehlen eines Liebescodes, der über klisierte Bilder (Harmonie beim Essen), über ironischen Widerstand gegen eine Sprache trivialer Liebesliteratur oder über indirekte Sprechweisen und bloße Andeutungen hinausgeht. Julia Kristeva (1989) hat zwar in diesem Kontext ein aus einem Mangel an Liebescodes resultierendes Leid konstatiert, aber nicht nach den Gründen für diesen Mangel gefragt.

Es soll hier kurz ein Schritt vor die Erfahrungsgeschichten zurückgegangen werden, um strukturelle Entwicklungen dazu in Beziehung zu setzen. Die Studien zeitgenössischer sozialwissenschaftlicher Ansätze zum Thema Liebe weisen Differenzen in den Sichtweisen männlicher und weiblicher WissenschaftlerInnen auf. Letztere thematisieren verstärkt ein Leiden von Frauen, während sich die männlichen Autoren mit den Entwicklungen der Liebesverhältnisse im wesentlichen einverstanden erklären. Die Analyse sogenannter hoher Literatur erbrachte u.a., daß die Geschlechter (seit Beginn der bürgerlichen Gesellschaft) in den Liebesvorstellungen herrschaftsförmig gegeneinander gestellt wurden, indem Liebe an Familie und Frauen existentiell an Familie gefesselt wurden.

Die Entwicklung von Liebesverhältnissen ging von unterschiedlichen Ausgangspunkten für die Geschlechter aus. Heute wird in der Liebe eine Gleichheit der Geschlechter unterstellt. Damit aber müßten auch die geforderten Liebescodes (z.B. von Julia Kristeva 1989) für Männer und Frauen die gleichen sein, können es zugleich aber nicht, angesichts der geschlechtsspezifischen Erfahrungen, Konstruktionen und sozialen Bedingungen. Somit geht das Leiden in

der Liebe weniger auf einen Mangel an Liebescodes zurück, dieser wäre vielmehr Symbol eines Widerspruchs in den Geschlechterverhältnissen, der auf der diskursiven Ebene allein nicht zu lösen ist. Dennoch brauchen die Geschlechter auch Möglichkeiten, ihre Vorstellungen von Liebesbeziehungen - ihre Liebesprojekte - artikulieren zu können. So stellt sich für Frauen die große Aufgabe, eine Sprache der Liebe zu entwickeln, die sowohl an ihre Erfahrungen anknüpft als auch perspektivisch über diese hinausweist. Wenn Bedeutungen über Sprache geschaffen werden (vgl. Ruth Seifert 1992, 270 f.), liegt darin zum einen eine Chance für Frauen, ihren Erwartungen in der Liebe Stimme und Bedeutung zu geben, zum anderen die Möglichkeit, Diskurse für solche Fragen zu etablieren, die aus den Liebesdiskursen verschwanden, ohne daß Lösungen für die Probleme gefunden wurden (wie z.B. für die unzureichende ökonomische Sicherung der Frauen).

Einen Möglichkeitsraum, um dies auszuprobieren und zu bearbeiten, könnten feministische Romane bereitstellen.<sup>75</sup> Sie könnten dazu beitragen, eine neue Sprache der Liebe (basierend auf bearbeiteten Erfahrungen) zu entwickeln und zu installieren, die es Frauen auf Dauer ermöglicht, ihre Erwartungen und Probleme ebenso zu artikulieren wie Diskurse zu schaffen, die ihren Vorschlägen eine die bestehenden Geschlechterverhältnisse sprengende Bedeutung zukommen läßt. So gesehen könnten feministische Romane (als ein Ort der Liebesdiskurse par excellence) Wegbereiterinnen für Liebesdiskurse werden, die zur Transzendenz weiblichen Leids in der Liebe beitragen sowie Lust und Erotik von Frauen selbstverständlich einbeziehen könnten, letzterem zum Teil überhaupt erst eine Stimme verleihen, ohne Frauen zum Objekt sexueller Vorstellungen patriarchaler Ausprägung zu degradieren.

#### Erotik:

Geht man davon aus, daß gerade Erotik ein wichtiges Element von Liebe ist, so kommt diese in den Geschichten über heterosexuelle Liebe von Frauen gar nicht oder bloß marginal vor, wenn einmal das Aussehen eines Mannes in einer Nega-

tion beschrieben wird (vgl. die Geschichte "Das Kollektiv") oder eine andere Geschichtensautorin körperliche Anziehung konstatiert (vgl. die Geschichten "Der Traum" und "Das Erwachen"). Auffällig ist, daß sowohl in den Geschichten der Männer als auch in den beiden Geschichten über lesbische Liebesvorstellungen körperliche Erscheinung, Erotik oder Sexualität Bedeutung für den Wunsch nach einer Liebesbeziehung erhalten. Die Geschichten erwecken den Eindruck, daß sich in diesen Verhältnissen vor allem lesbische Frauen die Erotik (zurück-) erobern. Oder anders: Den Luxus erotischer Vorstellungen können sich Menschen erst leisten, wenn sie nicht vollständig von psychischen und sozialen Problemen vereinnahmt sind, oder wenn sie eine Chance sehen, eine Unterstützung bei der Bearbeitung dieser Probleme in der Liebe zu finden. Zeit und Muße, die den Frauen heute oft fehlen, haben eher Männer, wenn sie sich verlieben, während Frauen damit beschäftigt sind, Kinder zu versorgen, zu studieren, alternative Wohnprojekte zu entwickeln und an ihrer Persönlichkeit zu arbeiten.

Oder haben heterosexuelle Frauen die Hoffnung auf eine kulturelle Entwicklung beiderseitiger befriedigender Heterosexualität aufgegeben zugunsten einer Katalysatorfunktion ihrer Liebe für soziale Projekte? Kornelia Hauser (1992) führt an Hand einiger heterosexueller Szenen aus feministischen Romanen von Marge Piercy unter anderem vor, inwieweit bestehende Haltungen in der Sexualität zwischen den Geschlechtern weibliche Sinnlichkeit unterdrücken, aber auch inwieweit es erforderlich ist, daß Frauen ein Selbstbewußtsein entwickeln, das es ihnen auch ermöglicht, diesen Bereich aktiv zu gestalten und aus sozialen Konnotationen in sinnlich-körperliche zu überführen. Insofern wäre eine heterosexuelle Erotik, die keinen Platzhalter mehr für andere Fragen darstellt, sondern der Entwicklung von Lüsten dient, von Frauen und für Frauen erst noch zu erschaffen.

Der Vergleich der Geschichten von Männern und Frauen hinterläßt im Resultat das Phänomen einer zweigeschlechtlichen Produktion von Liebe, die den Common sense vom Kopf auf die Füße stellt: Die Schönheit der Frauen ist das Werk

liebender Männern, die Veränderung von Gesellschaft ein Drang liebender Frauen.

Von der Familie zur Gemeinschaft:

Die Voraussetzungen einer gleichberechtigten Partnerschaft sind von Anfang an nicht gegeben. Indem Frauen verantwortlich für das Funktionieren einer Institution wurden, die zur Reproduktion geschlechtsspezifischer Ungleichheiten beiträgt, zugleich aber eine bestimmte Form von Geschlechtergleichheit postuliert wird, kann ein "Versagen" immer auf das Verhalten von Frauen zurückgeführt werden, sowohl, was die Sorge um einen Mann als auch, was die Durchsetzung von Fraueninteressen betrifft. So gilt es, in Theorie und Praxis die Frauen aus den praktischen und ideologischen Familienfesseln zu befreien und gesellschaftliche Bedingungen zu schaffen, die es den Geschlechtern ermöglichen, männliche Autorität bzw. weibliche Unterwerfung zu verlernen, um die produktiven Potentiale ihrer Liebe für sich (letztlich für alle) freisetzen zu können. Gefordert sind also Veränderungen sowohl der Bedingungen, in denen Frauen leben, als auch ihrer eigenen Haltungen.

Es gilt nicht nur die Frauen aus den Fesseln der Liebe und die Liebe aus den Fesseln der Familie, sondern auch die Humanität, d.h. die Regelung menschlicher Belange, sowie die Geschlechtersolidarität aus den Fesseln von Familie zu befreien. Wenn männliche Autorität weibliche Produktivität einschränkt, dann sind sowohl die Formen von Autorität als auch die Regelungen der Produktion des Lebens (in Form von Familienarbeiten) und der Lebensmittel (in Form von Erwerbsarbeiten) neu zu denken und zu verändern. Das aber würde die Regelung von Gemeinschaft in der bestehenden Gesellschaft insgesamt in Frage stellen. Perspektivisch führt die Frage nach einer menschenwürdigen Regelung der Produktion des Lebens für alle zur Frage nach einer alternativen Regelung von Gemeinschaft überhaupt.

Ausgehend von der Produktion der Lebensmittel, konkret von zeitgenössischen bürgerlichen sowie marxistischen Ansätzen zur Wirtschaft (exchange theories) und in diesem Kontext von Studien über Regulationsweisen von Pornographie, Eros so-

wie geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, kommt die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Nancy Hartsock zu einem ähnlichen Resultat:

"Feminist theorists must demand that feminist theorizing be grounded in women's material life activity and must as well be a part of the political struggle necessary to develop areas of social life modeled in this activity. The outcome could be the development of a political economy that fully included women's activity as well as men's. It could in addition be a step toward the restructuring of society as a whole in ways that will reflect a generalisation of women's activity to all parts of the population." (ebd. 1985, 261)<sup>76</sup>

Beide - die Frage nach den Regelungen der Produktion des Lebens (Familienarbeiten) und die nach der Produktion der Lebensmittel (Erwerbsarbeiten) - verschmelzen zur Frage nach einer allgemein menschlichen Regelung von Gemeinschaft überhaupt. Die eine Frage ist ohne die andere nicht zu lösen, will man beide Geschlechter an allen Regelungen gleichermaßen beteiligen.

Eine weitere Forschungsfrage wäre, inwiefern sich die Krisen herkömmlicher Zusammenlebensformen, die unterschiedlichen Erfahrungen von Frauen aus Ost- und Westdeutschland, die Suche von Frauen nach einem Ort in der Gesellschaft, wo sie sowohl ihre Persönlichkeitsentwicklung vorantreiben als auch aktiv an gesellschaftlichen Entscheidungen partizipieren können, so bündeln und transformieren lassen, daß dies produktiv für Frauenbefreiung und für ein allgemeinemenschliches Zivilisationsmodell gewendet werden kann.

## ANMERKUNGEN

- 1 Nach Umfragen, die 1992 durchgeführt wurden, sind 82% der Frauen in Ostdeutschland der Meinung, daß es ihnen nach der Wende schlechter geht als vorher (Regine Hildebrandt 1992).
- 2 So kritisiert z.B. Lynda Lange (1991) Rousseaus Antifeminismus, indem sie ihm u.a. Angst (fear) vor weiblicher Macht (female power) vorwirft, als Legitimation, Frauen aus vielen gesellschaftlichen Bereichen auszuschließen (ebd., 103). Ähnlich schließt Barbara Schaeffer-Hegel (1990a) aus Rousseaus Biographie, daß es ihm darum gegangen sei, "die Gefahr Frauen zu bannen" (ebd. 159). M.M.n. stellt sich hier vielmehr die Frage, wie Rousseau Frauen in sein Gesellschaftskonzept einbaute, indem er Fesseln mitkonstruierte, die z.T. bis heute bestehen. Der Ausschluß der Frauen hatte doch auf der anderen Seite auch positive Aspekte, wie noch zu zeigen sein wird. Die Angst der Männer allein erklärt hier nichts.
- 3 Allgemein gilt Wilhelm Heinrich Riehl als erster Familiensoziologe. Seine Abhandlung "Die Familie" (von 1855) ist äußerst frauenfeindlich und für nationalsozialistische Ansätze (z.B. den von Dorothea Hammer 1940) vereinnahmbar gewesen, so daß es geradezu unmöglich ist, in seinen Vorstellungen die positiven Projekte der BürgerInnen bzgl. Familie im Kontext einer alternativen Gesellschaft, die zudem an der Französischen Revolution anknüpfte, zu sehen.
- 4 "Bestimmte, von Freud als typisch menschlich bezeichnete, 'Konflikte' sind so gängig, daß sie jeder und jede kennt, auch wenn sie oder er von Freud sonst nichts kennt: Ödipuskomplex, Penisneid, Kastrationsangst ..." (Kornelia Hauser 1987, 24) Die so beschriebenen Konflikte werden von Freud alle ursächlich in der Kindheit angesiedelt. Sie tauchen ganz selbstverständlich in den Vorstellungen der Erwachsenen als Erklärungen auf (vgl. Kornelia Hauser 1987, 278).
- 5 Der Anteil der Alleinerziehenden an den Mehrpersonenhaushalten beträgt inzwischen knapp 8% in den alten Bundesländern - überwiegend Frauen. "Die alleinerziehenden Frauen (84,5 Prozent) können meistens weder vollständig erwerbstätig sein noch werden sie ansonsten zureichend versorgt ... Die katastrophale finanzielle Lage der alleinerziehenden Mütter zeigt sich in dem hohen Anteil, nämlich 53,8 Prozent, von Sozialhilfeempfängerinnen unter ihnen. Im Vergleich dazu leben nur 7 Prozent der alleinerziehenden Väter überwiegend von Sozialhilfe" (Barbara Ketelhut 1989, 178; vgl. auch Sibylle Meyer und Eva Schulze 1988).
- 6 Hinweise auf Wechselwirkungen zwischen Familie und anderen gesellschaftlichen Bereichen finden sich z.B. in den empirischen Untersuchungen der Projektgruppe Automation und Qualifikation (1987), wenn sich das von



Programmiererinnen erlernte Problemlöseverhalten im Beruf, wie das Zerlegen von Aufgaben in kleine, logisch aufeinander folgende Schritte, auch auf die Haltung in persönlichen Beziehungen (in den Ehen und Familien) konflikthaft auswirkt.

- 7     Rosenbaum unterscheidet zwischen höherem und niederem Bürgerstand der Definition des Allgemeinen Preußischen Landrechts des ausgehenden 18. Jahrhunderts folgend: "Zum höheren Bürgerstand gehörten ... 'alle öffentlichen Beamten, ... Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Unternehmer erheblicher (!) Fabriken und diejenigen, welche gleiche Achtung mit diesen in der bürgerlichen Gesellschaft genießen'. Zum niederen Bürgerstand oder dem Kleinbürgertum zählten die mittleren und kleinen Gewerbetreibenden sowie die Handwerker." (Rosenbaum 1982, 155f.) Rosenbaum macht darin Besitz und Bildung als die wichtigsten Kriterien aus, die die Zugehörigkeit zum höheren Bürgerstand bildeten (vgl. 256). "In den stark am englischen Vorbild orientierten Moralischen Wochenschriften wurde das höfisch-adelige Lebensideal, das schon auf Teile des Bürgertums abgefärbt hatte, explizit verworfen und ein neues bürgerliches dagegen gesetzt." (ebd. 259) Die Entwicklungen bürgerlicher Lebensformen verliefen in England, Frankreich und Deutschland ähnlich, gingen allerdings mit zeitlichen Verzögerungen vonstatten. "Damit zusammenhängend dominierten im frühen deutschen Bürgertum zunächst nicht die kapitalistischen Elemente, Großkaufleute und Unternehmer, sondern die literarische Intelligenz, Gelehrte und Beamte." (Heidi Rosenbaum 1982, 254)
  
- 8     Weder die Männer noch die Frauen kommen darin als Subjekte ihrer Geschichte vor, das liegt sicherlich auch an der mageren Materiallage; schließlich können wir die Menschen von damals heute nicht mehr befragen und sind auf ihre verschriftlichten Hinterlassenschaften angewiesen.
  
- 9     Indem die BittstellerInnen den König anriefen, ließen sie sich helfen und bestätigten zugleich seine Herrschaft. Sie machten z.T. sogar Vorschläge zur Gestaltung der Haftbedingungen im Rahmen der knappen, ihnen zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel. Entweder hätten sie eine Person für immer los sein wollen oder sie lehren wollen, Reue zu zeigen und sich zu ändern. Oft mußten mehrere Bittschriften verfaßt werden, eine, um jemanden inhaftieren zu lassen, und eine, um ihn später wieder frei zu bekommen. Die einzelnen hätten so am Staat mitgebaut und zugleich die Glaubwürdigkeit des Herrschers durch den potentiellen Mißbrauch, "Unschuldige" festsetzen zu lassen, untergraben, so daß die Möglichkeit, eine "Lettre de cachet" zu erhalten, 1790 (nach der Revolution) ihr Ende finden mußte.
  
- 10    Oder man erfährt von der Prostitution des "Fräulein Le Blanc", das die Eltern einsperren lassen wollten. Dies gelang ihnen nicht, weil sich im Verlaufe des Verfah-

rens (u.a. durch die Fürsprachen einiger Bordellbesitzerinnen) herausstellte, daß die Tochter ihren Lebenswandel als Prostituierte mit dem Einverständnis der Eltern begann. So wurden die Eltern festgesetzt, nicht weil sie die Prostitution gebilligt, sondern weil sie die Obrigkeit belogen hatten; die Prostitution der Tochter war Anlaß für staatlichen Eingriff zur Erhaltung familiärer Ordnung, schaffte aber nicht die Möglichkeit, weibliche Körper anzubieten, ab, sondern "erzwang" den Gehorsam der Kinder gegenüber den Eltern, auch lange nach der Volljährigkeit. So konnte Prostitution zugleich geahndet werden und erhalten bleiben.

- 11 "Wenn wir einen der fleißigsten zeitgenössischen 'Sozialstatistiker' im 18. Jahrhundert, Patrick Colquhoun, Glauben schenken können, so gab es allein in der Hauptstadt (London, B.K.) um die Jahrhundertwende 50.000 Prostituierte, mehr als 5.000 Wirte und 10.000 Diebe; seine erweiterte Schätzung aller kriminellen Gruppen ... beläuft sich insgesamt ... auf 115.000 Personen, bei einer Gesamtbevölkerung Londons von weniger als einer Million." (Edward P. Thompson 1963, deutsch: 1987, 60)
- 12 Für weitere Hinweise vgl. Sandra Harding 1990b und 1991. Sie untersucht, inwiefern sich patriarchale Strukturen, angefangen bei der Physik als wegweisender Disziplin, durch alle Wissenschaften ziehen.
- 13 Das Buch von Knigge gilt allgemein als Anleitung zum guten Benehmen, insbesondere Tischsitten u.ä. betreffend. Diese kommen zwar vor, aber eher exemplarisch. Er wollte durch Kommunikation und soziales Verhalten mit an einer bürgerlichen Gesellschaft bauen.
- 14 Überhaupt gestaltete sich in der Realität die Organisation der Hauswirtschaft für die Frauen sehr arbeits- und zeitintensiv, da die bürgerlichen Haushalte des 18. und 19. Jahrhunderts noch keine "reinen Konsumtionseinheiten" darstellten, hinzu kamen die vielen Schwangerschaften, "in den zwischen 1750 und 1824 geschlossenen Ehen bildungsbürgerlicher Kreise kamen durchschnittlich 6,8 Kinder zur Welt" (Ute Frevert 1990b, 96).  
Zwar sollten sich Frauen eine "angemessene Allgemeinbildung" aneignen, "um ihren Männern verständnisvolle Gattinnen und ihren Kindern kluge Mütter zu sein. Als verwerflich dagegen erschien jeder darüber hinausgehende Bildungsanspruch" (Ute Frevert 1990b, 93). Der versuchte Ausschluß der Frauen aus der Bildung war so explizit, daß verständlich wird, warum die Frauen 100 Jahre später das Recht auf Bildung erkämpften.
- 15 Im folgenden wird aus der deutschen Ausgabe der "Verteidigung der Rechte der Frauen", übersetzt von Bertha Pappenheim, zitiert (Nachdruck von 1978 bzw. 1976). Diese Ausgabe ist in zwei Bände aufgeteilt. Die Angaben, die den ersten Band betreffen, werden mit I,

die den zweiten Band betreffen, mit II bezeichnet. Die Orthographie (die Kleinschreibung) ist aus den beiden Bänden unverändert übernommen.

- 16 Putzmacherinnen fertigten vor allem Damenhüte an und leisteten Zuarbeiten zur Fertigung von Frauenkleidern.
- 17 Die Sprache der unteren Schichten von Paris wird von einem Mann der oberen Schichten nicht verstanden. "Ich sagte Ihnen doch, er bekaspt Meisches." Tom (aus der Oberschicht, B.K.) blickte den Tschuri (aus der Unterschicht, B.K.) verwundert an. "Was bedeutet Meisches bekaspt? - So sagtet Ihr doch?" Das heißt, er handelt mit geschmuggelten Waren. Sie verstehen wohl kein Rotwelsch? "Meine Güte, ich verstehe Euch immer noch nicht ..." Ich sagte, Ihr versteht wohl die Gaunersprache nicht wie Herr Rudolf?" (Eugène Sue 1842/43, 77)
- 18 Auch Ute Frevert stellt fest: "Hatte die pädagogische Aufklärungsliteratur des späten 18. Jahrhunderts den Vater noch als wichtigste häusliche Erzieherfigur angesprochen, fiel diese Rolle im Laufe des 19. Jahrhunderts immer ausschließlicher der Mutter zu." (1990b, 97)
- 19 Besonders deutlich wird dies in Zeiten verbreiteter Arbeitslosigkeit mit dem Erfordernis einer hohen Mobilität der Betroffenen (vgl. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim 1990).
- 20 Vergleiche auch Projekt Frauengrundstudium: "Marx und Engels riefen zwar zur Abschaffung der Familie auf - im Kommunistischen Manifest - aber diese Forderung wurde von den Sozialisten nie ganz ernst genommen ... , im Gegenteil hat die Familie innerhalb der Arbeiterbewegung immer einen positiven Stellenwert gehabt." (ebd. 1982, 52)
- 21 "In marxistischen Vorstellungen insgesamt bekleidet die Familie eine irritierende Position. Das Kommunistische Manifest ruft nach 'Aufhebung der Familie', aber solche Forderungen wurden in der Tendenz in das viel schwächere Vorhaben der Aufhebung der bürgerlichen Familie zugunsten einer proletarischen, sozialistischen Familie verwandelt." (Übersetzung aus dem Englischen von B.K.)
- 22 Auch spätere Führer der Arbeiterbewegung wehrten sich noch explizit gegen den Vorwurf, die Familie abschaffen zu wollen, wie Karl Kautsky für die Sozialdemokratie: "Man klagt die Sozialdemokratie an, sie wolle die Familie aufheben. Wohl wir wissen, daß jede besondere Betriebsweise auch ihre besondere Form des Haushalts hat, der eine besondere Form der Familie entspricht. Wir halten die heute bestehende Form der Familie nicht für ihre letzte und erwarten, daß eine neue Gesellschaftsform auch eine neue Familienform entwickeln wird. Aber eine solche Erwartung ist denn doch etwas

anderes als ein Bestreben nach Auflösung jeden Familienverbandes." (ebd. 1892, 251)

- 23 So zeichnet sich z.B. in Hamburg ein Trend ab, wonach immer mehr Familien aufstockende Sozialhilfe zum Lebensunterhalt beantragen, weil die Löhne nicht mehr ausreichen, bei steigenden Mieten den Unterhalt einer Familie mit mehreren Kindern zu finanzieren (vgl. Senator Ortwin Runde 1989).
- 24 Engels hat diese Vorstellungen nicht explizit ausgeführt, aber im "Anti-Dühring" wirft er Dühring vor, gerade diesen Aspekt außer acht zu lassen: "Wie Herr Dühring sich früher vorstellte, man könne die kapitalistische Produktionsweise durch die gesellschaftliche ersetzen, ohne die Produktion selbst umzugestalten, so bildet er sich ein, man könne die modern-bürgerliche Familie von ihrer ganzen ökonomischen Grundlage losreißen, ohne dadurch ihre ganze Form zu verändern." (MEW 20, 296) Engels führt hier als Beispiel die Erziehung der Kinder an, die Dühring in der Familie belassen will, bis zur Pubertät bei der Mutter, danach beim Vater, wogegen Engels die vergesellschaftete berufsbezogene Erziehung in einem zukünftigen Sozialismus vorschlägt.
- 25 "Ganz gegen die Parteiriege und Zetkins Sorge um die notwendige Zahl der 'Soldaten für die Revolution' demonstrierten die Arbeiterinnen zwischen 1911 und 1914 auf mehreren Massenversammlungen für ihr Recht auf Selbstbestimmung und Geburtenkontrolle. Ohne Erfolg: Die Sozialdemokratische Partei distanzierte sich in vielen Stellungnahmen von dieser angeblichen 'Privatsache'." (Ute Gerhard 1990b, 200)
- 26 Ein Beispiel zur Illustration der Vorgehensweise von Elisabeth Beck-Gernsheim (1990): Es werden Aussagen aus der pädagogischen Ratgeberliteratur wiedergegeben, untermauert mit einzelnen Interviewbeispielen, um zu zeigen, daß das Kind den einzelnen zunehmend wichtig wird und um die Rezeption der Ratgeberliteratur zu beweisen. An Hand statistischer Daten wird eine Zunahme unterschiedlicher elterlicher Gewalt gegen Kinder ausgemacht: psychische und physische Mißhandlungen und sexueller Mißbrauch. Nicht thematisiert wird, wann, wo, wie, wer, was genau erhoben hat. So war es doch ein historisch neuer Verdienst der Frauenbewegungen, sexuellen Mißbrauch zunächst von Mädchen überhaupt zu thematisieren und dieses Tabu an die Öffentlichkeit zu bringen, was erst vor wenigen Jahren geschah. Woher also nimmt Beck-Gernsheim die Information, daß dieser sexuelle Mißbrauch zugenommen hat, wenn sie nicht wissen kann, wie verbreitet er vor den Erhebungen war, zu einer Zeit in der selbst Befragte es nicht zugegeben hätten, mißbraucht worden zu sein?
- 27 Hegels Vorschlag soll als Denkhilfe vorgeführt werden, um auf die irdisch zu lösenden Fragen zurückzukommen. Leider fragt Jessica Benjamin nicht nach der kulturel-

len Reproduktion von Herrschaft in Liebesverhältnissen in dem Zeitraum zwischen kindlicher Sozialisation und den Verhältnissen, in denen die Erwachsenen leben. Dies würde erst eine Analyse der Reproduktion der Geschlechterverhältnisse in allen Stadien menschlicher Biographien ermöglichen.

- 28 Susanne Kappeler erinnert hier an Doris Lessing, die 1984 (deutsch 1990) unter dem Namen Jane Somers versuchte, ein Buch zu publizieren, ohne Erfolg. Der stellte sich erst ein, als sie als Autorin benannt wurde.
- 29 Als meine Schulklasse sich damals weigerte, sich durch Goethes Faust durchzudiskutieren, schlug die Lehrerin statt dessen einen Kino-Besuch vor. So kam Faust 1 doch in unsere Köpfe, lernten wir erst recht die Geschichte von Faust, Mephisto und Grete kennen.
- 30 Antonio Gramsci zeigt dies am Beispiel des Unterrichtes in Latein und Alt-Griechisch. Die Vermittlung dieser heute nicht gesprochenen Sprachen diene weniger dem Erlernen der Sprache selbst als vielmehr der Vermittlung von Geschichte und bestimmten Zivilisationsmodellen. In der Schule lernten die SchülerInnen zwar nicht direkt, eine herrschende Rolle einzunehmen, dennoch falle es den SchülerInnen aus bestimmten sozialen Gruppen leichter, mit dem relativ abstrakten Stoff, der unmittelbar nichts mit ihrem konkreten Alltag zu tun habe, umzugehen als anderen. Das gelte nicht nur für das Aneignen der lateinischen Grammatik, sondern auch z.B. für formale Logik, die sonst nicht unbedingt Teil des Alltagsdenkens ist.
- 31 "Das macht es erforderlich, daß Raum geschaffen wird, den Schülern spontanes und autonomes Lernen zu ermöglichen, wobei der Lehrer die Funktion eines freundlichen Anleiters einnimmt - ähnlich wie es in der Universität möglich ist oder sein sollte." (Übersetzung aus dem Englischen von B.K.)
- 32 "Eine Wahrheit selbst zu entdecken ohne Vorschläge oder Hilfe von anderen bedeutet, kreativ zu sein, selbst wenn es sich bei der Wahrheit um eine alte handelt. Dieses Vorgehen legt die Meisterschaft der Methode an den Tag und erfordert in vielen Fällen, daß man die Phase intellektueller Vollkommenheit erreicht hat, in der man erst neue Wahrheiten entdecken kann." (Übersetzung aus dem Englischen von B.K.)
- 33 In Anlehnung an Antonio Gramsci führt Wolfgang Fritz Haug (1985) den Begriff der "strukturellen Hegemonie" ein, worunter er wissenschaftliche, kulturelle und politische Handlungsfähigkeit faßt, um alle sozialen Bewegungen in einer Anordnung denkbar zu machen, in der sie sich im streitenden Dialog über gesellschaftliche Veränderungsmöglichkeiten auseinandersetzen und so ohne "klassischen Hegemon" auskommen können. Die von Haug initiierte und vorgeschlagene Anordnung solcher

Auseinandersetzungen ist die "Volksuni", ein jährlich stattfindendes Festival der sozialen Bewegungen. Auch wenn z.B. dort alle Bewegungen die Möglichkeiten haben in Dialog zu kulturellen, politischen sowie wissenschaftlichen und allen Fragen gleichzeitig zu treten, zeigt sich in der Praxis, daß dies nicht zureichend gelingt, Fragen bzgl. der Geschlechterverhältnisse z.B. nicht in alle Bewegungen und Veranstaltungen Eingang gefunden haben, sondern zusätzlich stets wieder neu auf die Tagesordnung gebracht werden müssen. Somit bedarf es offensichtlich zusätzlicher Anstrengungen, Geschlechterverhältnisse zu thematisieren, um sie strukturell in die Wege zu einer Hegemonie von unten von Anfang an einzubauen.

So ganz nebenbei fallen die Frauen immer wieder heraus, wenn es z.B. in einer Einladung zu einer solchen Veranstaltung (1992) heißt: "Zu sehen sind in der ehrwürdigen Humboldt-Universität u.a. Elmar Altvater, Volker Braun, Martin Buchholz, Peter Glotz, Otto Kreye, Günther Krusche, Wolfgang Leonardt, Alfred Mechttersheimer, Heiner Müller, Claus Offe, Wolfgang Thierse, Wolfgang Ullmann und - wie wir hoffen - zahlreiche LeserInnen des Argument" (Das Argument 192, 165). Dabei werden dort auch zu hören sein: Ute Gerhard, Ursula Püschel, Barbara Thalheim, Barbara Wilson und viele andere Frauen.

- 34 "Eine wirkliche Analyse von Hegemonie ist nur möglich, wenn sie davon ausgeht, daß kulturelle Formen die Grundlage für die Artikulation von Zustimmung schaffen, sowohl innerhalb einer herrschenden Klasse als auch eines herrschenden (biologischen) Geschlechts." (Übersetzung aus dem Canadischen, B.K.)
- 35 "Einfach formuliert möchte ich vorschlagen, daß in einem solchen Modell 'der' Überbau, oder wenn man so will, die "Zivilgesellschaft", als Vermittlungsebene zwischen den verschiedenen Formen von Widersprüchen gesehen wird, die aus drei Quellen hervorgehen." (Übersetzung aus dem Canadischen von B.K.)
- 36 "Wir können viel besser verstehen, wie dies funktioniert, wenn wir z.B. die soziale Produktion populärer Kultur untersuchen" (Übersetzung aus dem Canadischen von B.K.).
- 37 Als Beispiel führt sie die britische königliche Hochzeit an. Diese gehöre zu den hegemonialen Aktivitäten, die aus der reproduktiven Ebene hervorgingen und als solche auch verstanden werden müßten. Dies könnte man nur von einem feministischen Standpunkt aus analysieren, um nach Wegen der Veränderung suchen.
- 38 Bereits Engels setzte sich mit einer Interpretation von Karl Grün (1845) zu Goethes "Die Leiden des jungen Werther" auseinander. Engels wirft Grün vor, den Roman als "tiefschneidende Kritik der Gesellschaft" auszugeben. "Herr Grün behauptet sogar, die ... 'verzweiflungsvolle Qual des Lebens, dieser krankhafte

Reiz, die Dinge auf den Kopf zu stellen, ...', habe sich zuletzt das Bette der französischen Revolution gegraben'." (MEW 4, 235)

- 39 Deutlich wird dies, wenn wir an die Agape im Neuen Testament denken. Auch Menschen, die aus der Kirche ausgetreten sind oder sich als AtheistInnen bezeichnen würden, haben eine Vorstellung von dem Konzept der "Nächstenliebe", wenn es auch für die einzelnen unterschiedlich aussehen mag. Entscheidend ist der Bezug.
- 40 Vgl. Sünne Andresen u.a. 1986: Weibliche Lebensperspektiven und Männer. In: Frigga Haug und Kornelia Hauser (Hrsg.): Der Widerspenstigen Lähmung. Berlin
- 41 Der Begriff des organischen Intellektuellen stammt von Antonio Gramsci und bezeichnet solche Intellektuelle, die zugleich eine Elite- und eine Multiplikatorfunktion wahrnehmen, also Theorie und Praxis miteinander verbinden (vgl. René Gallissot 1984; Christian Riechers 1967).
- 42 Der Begriff der "dritten Sache" stammt von Bertolt Brecht und bezeichnet in seinem Theaterstück "Die Mutter" die Revolution als gemeinsame "dritte Sache" zwischen Mutter und Sohn, als etwas, das sie durch gemeinsame Arbeit in der Orientierung auf eine klassenlose Gesellschaft eint (ebd. 1978, 331 ff.).
- 43 Weltweit gilt: "Frauen, ein Drittel der offiziell erfaßten Erwerbspersonen, leisten fast zwei Drittel aller Arbeitsstunden, erhalten dafür aber nur ein Zehntel des Einkommens und verfügen über weniger als ein Hundertstel des Vermögens." (Annemarie Mennel 1988, 82)
- 44 Zur Verdeutlichung ein Beispiel: 1988 hatten, laut Statistischem Bundesamt (1989), 29,5% aller weiblichen Vollzeitbeschäftigten ein Nettoeinkommen von unter 1.200 DM im Monat, aber nur 10% der Männer hatten ein vergleichbar niedriges Einkommen.
- 45 Eine empirische Untersuchung über alleinstehende Frauen in Hamburg zeigte, daß Frauen in der Regel in den Sozialhilfebezug geraten, weil sie sich auf die Versorgung durch den Familienernährer verlassen, weil sie Kinder zu versorgen haben und der Ehemann sie verläßt, oder weil der Ehemann, den die Frau jahrelang gepflegt hat, stirbt und die Witwenrente unter dem Sozialhilfesatz liegt (vgl. Barbara Ketelhut 1991).
- 46 Die Verhandlung von Nähe und Distanz in Liebesverhältnissen, deren Balance immer wieder hergestellt werden muß, erinnert an die Vorstellungen der bürgerlichen Volkswirtschaftslehre. Hier geht es um das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage. Dies muß auch immer wieder neu hergestellt werden und gilt in der Marktwirtschaft als entscheidend für die Preisbildung und als Antrieb wirtschaftlichen Handelns überhaupt.

Ebenso wie im Falle der Nähe/Distanz-Balance werden auch im Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage sämtliche Bedingungen und Motive nicht berücksichtigt, von daher ist dies Denken nicht nur modern, sondern den Verhältnissen der Marktwirtschaft angepaßt.

- 47 Man denke hierbei z.B. an moderne Managementstrategien, deren Vorteil darin liegt, die Beschäftigten am Diskussionsprozeß über Arbeitsabläufe o.a. zu beteiligen; aber die Entscheidung verbleibt dennoch beim Produktionsmittelbesitzer oder seinen direkten Vertretern. Aufgrund der Zulassung solcher Diskussionen wird dann argumentiert, daß Betriebsräte überflüssig seien, da ja alle Beschäftigten gefragt würden (vgl. z.B. Reinhard Rock u.a. 1990).  
Autorität durchzieht alle Gesellschaftsformationen und Herrschaftsformen, so daß es gegenwärtig so unsinnig wie unmöglich ist, Autorität abschaffen zu wollen. Perspektive kann nur sein sie zu verändern, in einer Weise, daß Autorität produktiv nutzbar letztlich für alle wird.
- 48 Frigga Haug führt vor, wie Marx (in MEW 3) die erste Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern im Geschlechtsakt ausmacht. Das führt in seinen folgenden gesellschaftlichen Analysen dazu, geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen nicht weiter zu untersuchen (vgl. Frigga Haug 1990b).
- 49 Im Original erschien der Roman erstmals 1964.
- 50 Der Roman erschien zuerst in der DDR 1974.
- 51 Nach Klaus Holzkamp (1983) ist es wesentlich für das "bewußte Verhalten zu", die Zusammenhänge zwischen individuellen Existenz- und Entwicklungsbedingungen und den gesellschaftlichen Prozessen zu sehen (vgl. Frigga Haug und Kornelia Hauser 1986, 169).
- 52 Es werden drei Ebenen in der Forschung unterschieden: Die übergeordnete Ebene bilden die Kategorien. Sie sind die Grundbegriffe und schließen methodologische Vorstellungen über das Vorgehen in der Forschung ein. Kategorien sind damit richtungsweisend für die Forschung, worüber der Gegenstand, seine Abgrenzung nach außen, sein Wesen, seine innere Struktur bestimmt werden kann. Kategorien sind weder empirisch überprüfbar, noch aus der Aktualempirie ableitbar. Erfahrbare Situationen können begrifflich auf der theoretischen Ebene gefaßt werden, unter Richtungsvorgabe der Kategorien. Theorien befinden sich auf der Ebene zwischen Kategorien und Aktualempirie. (Vgl. das Glossar in: Frigga Haug und Kornelia Hauser 1986, 171.)
- 53 Klaus Holzkamp selbst betonte in einer Plenumsdiskussion im Anschluß an einen Vortrag von Frigga Haug, "daß die Dimension der Geschlechterverhältnisse noch nicht in seine 'Grundlegung der Psychologie' eingearbeitet werden konnte" (Gerald Mitterlehner 1990, 431).



- 54 Die Diskussionen im Kontext von Vergewaltigung legen dies nahe, obwohl die größte Anzahl der Vergewaltigungen von Männern verübt werden, die die betroffenen Frauen kennen.
- 55 Folgt man Paul Drechsels Annahmen, so galt dies schon in der Urgesellschaft (vgl. ebd. 1985).
- 56 Identität ist hier im mathematischen Sinn gemeint.
- 57 Diese Erinnerungsgeschichte ist ein Teil einer Geschichte, die in englischer Sprache, verfaßt wurde: Die vollständige Geschichte befindet sich im Anhang.
- 58 Dort heißt es u.a.: "Aber das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum inwohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse." (MEW 3, 6)
- 59 Die Geschichte ist im folgenden leicht gekürzt abgedruckt, die vollständige Version befindet sich im Anhang.
- 60 Anmerkung des Autors: "Geschrieben habe ich diese Verarbeitung einer großen Enttäuschung nicht etwa hier und jetzt, mit 33, sondern schon kurz nach den beschriebenen Ereignissen, quasi als Trauerarbeit, mit meinem damals vielleicht noch etwas teenagerhaft geprägtem Gemüt. Daher also das Bravo-Love-Story-Ambiente. Im wesentlichen wurde alles so belassen, wie ich es Anfang '79 aufschrieb, ohne den Inhalt einzuschränken oder etwas hinzuzufügen, auch ohne an den Formulierungen (heute schreibe ich ganz anders) etwas zu ändern - nur das "ich" habe ich zum "er" werden lassen, und einiges, was für Außenstehende sonst unverständlich gewesen wäre, wurde durch kleine Ergänzungen plausibel gemacht."
- 61 Die Beschreibung erinnert an Ratgeberhandbücher für junge Mädchen aus den 60er und 70er Jahren, worin es hieß, Mädchen sollten der Natur nachhelfen, aber sie nicht übermalen. Make-up sollte so verwendet werden, daß es zwar geahnt, aber nicht gesehen wird. Frauen sollten ihr Aussehen zwar verändern, aber so, daß die anatomischen Gesichtszüge u.ä. sichtbar bleiben. "Wer gepflegt und schön aussehen will, der darf der Natur nur nachhelfen, und man soll es nicht überdeutlich sehen, daß es geschah. Man darf es höchstens ahnen." So lautet der Rat von Rosemarie Schittenhelm (1969) an junge Mädchen. Inzwischen haben sich die modischen Vorstellungen ausdifferenziert, sieht man sich die jungen Mädchen (oder auch die Jungen) heute an.
- 62 Brecht stellt sich perspektivisch Liebe selbst als Produktion von zwei Menschen gleichermaßen vor: Aber "die Liebe muß gesondert betrachtet werden, da sie eine Produktion ist. Sie verändert den Liebenden und den Geliebten, ob in guter oder in schlechter Weise.

Schon von außen erscheinen Liebende wie Produzierende, und zwar solche einer hohen Ordnung. Sie zeigen die Passion und Unhinderbarkeit, sie sind weich, ohne schwach zu sein, sie sind immer auf der Suche nach freundlichen Handlungen, die sie begehen könnten (in der Vollendung nicht nur zum Geliebten selber). Sie bauen ihre Liebe und verleihen ihr etwas Historisches, als rechneten sie mit einer Geschichtsschreibung." (Bertolt Brecht 1967, 571)

- 63 In einer empirischen Studie über die Lebenssituation alleinstehender Frauen zeigte sich am Beispiel einer 48jährigen Witwe, wie schwierig es sein kann, zwei verschiedene Lebensperspektiven zusammenzubringen. So versuchte die Witwe über Annoncen einen neuen Partner zu finden. Doch die Männer, die ihr gefielen, verlangten, daß sie alles aufgeben sollte: ihr Haus, ihre Möbel, ihren Wohnort und ihren Bekanntenkreis, um mit ein paar Kleidungsstücken in die Wohnung und das Leben des Mannes einzuziehen, so als hätte sie selbst keine Biographie (vgl. Barbara Ketelhut 1991). Solche Heiratsannoncen sind nicht selten. So sucht z.B. ein 38jähriger Akademiker mit "eigener Firma" in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (vom 29.8.1992) eine "gut aussehende, sympathische Partnerin, die ihm in einer gemeinsamen Zukunft privat und beruflich zur Seite stehen möchte". Eine solche Frau müßte sich sowohl im Privaten als auch im Beruf an die Vorgaben des Mannes anpassen. Ganz selbstverständlich wird so erwartet, daß eine Frau über 30 entweder keine eigene Lebensplanung hat oder bereit ist, sie orientiert an der männlichen zu verändern.
- 64 So wird z.B. Sozialhilfe erst in letzter Instanz gewährt, wenn weder Transferleistungen über die Erwerbsarbeit abgeleitet werden können, noch die Hilfe von Familienangehörigen in Anspruch genommen werden kann. Die Bedingungen dafür werden vom Staat festgelegt (vgl. Barbara Ketelhut 1989).
- 65 1988 waren 48,8% der Erwerbstätigen in der ehemaligen DDR Frauen, 87% der Frauen verfügten über eine abgeschlossene Berufsausbildung und fast 50% der Studierenden waren Frauen (vgl. Petra Drauschke 1992).
- 66 Auch in der ehemaligen DDR gab es typische Frauenberufe, die sich durch geringe Entlohnung auszeichneten. So erhielten erwerbstätige Frauen im Durchschnitt 250 Mark weniger im Monat als Männer (vgl. Gunnar Winkler 1990, 88).
- 67 In dieser "Versicherungsgesellschaft" sind Frauen den Versicherungsnehmern, die gegebenenfalls zuviel zahlen oder keine Leistung erhalten, vergleichbar, die Männer hingegen gleichen den Versicherungsunternehmen, die so kalkulieren, daß sie immer Gewinne machen.
- 68 Fast drei Viertel der Frauen in Westdeutschland haben ein monatliches Einkommen, von dem sie nicht leben

können, so daß sie auf einen männlichen Brotverdiener angewiesen sind (vgl. Frigga Haug 1990c). Eine empirische Untersuchung zur Lebenssituation alleinstehender Frauen machte deutlich, wie leicht die Männer ihre Frauen und Kinder verlassen, sobald Probleme, wie z.B. behinderte Kinder, das Zusammenleben schwieriger gestalten als gedacht (vgl. Barbara Ketelhut 1991).

- 69 Durkheim (1893) definiert "organische Solidarität" im Gegensatz zur "mechanischen Solidarität". Im letzten Fall "ist das individuelle Bewußtsein einfach abhängig vom Kollektivtypus und folgt allen dessen Regungen, wie der besessene Gegenstand den Bewegungen folgt, die ihm sein Besitzer aufzwingt." (ebd., 182) Organische Solidarität ist, nach Durkheim, das Ergebnis von Arbeitsteilung und setzt voraus, daß sich die Individuen unterscheiden und ist nur möglich, "wenn jeder ein ganz eigenständiges Betätigungsfeld hat, wenn er also eine Persönlichkeit hat." (ebd., 182 f.) Dafür müsse das "Kollektivbewußtsein" einen Teil des "Individualbewußtseins" freigeben. "Tatsächlich hängt einerseits jeder um so enger von der Gesellschaft ab, je geteilter die Arbeit ist, und andererseits ist die Tätigkeit eines jeden um so persönlicher, je spezieller sie ist." (ebd., 183)
- 70 In einer empirischen Studie über den Familienzusammenhalt zeigt sich, daß die Aktivitäten der Mütter in der Herstellung desselben von ihren Töchtern kaum wahrgenommen werden. Als ein Ergebnis läßt sich festhalten, daß es gerade dieses unsichtbare Wirken der Mütter ist, das zur Grundlage für den Familienzusammenhalt wird (Barbara Ketelhut 1985a;b).
- 71 Marx beschreibt 1844 in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten die Situation der Entfremdung für den Arbeiter: "Der Arbeiter fühlt sich .. erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Hause. ... Endlich erscheint die Äußerlichkeit der Arbeit für den Arbeiter darin, daß sie nicht sein eigen, sondern eines andern ist, daß sie ihm nicht gehört, daß er in ihr nicht sich selbst, sondern einem andern angehört." (MEW Ergänzungsband I, 514) Auch wenn der Arbeiter in der Arbeit nicht zu Hause ist, bleibt ihm doch außerhalb seiner Arbeitsstelle die Familie als Zuhause, wo er der Herr ist, wo ihm Frauen und Kinder "gehören". Für die Frauen hingegen ist die Lage zusätzlich prekär: Für die Erwerbsarbeit trifft für sie ähnliches zu, wie für die Männer, aber auch die Orte außerhalb der Erwerbsarbeit sind für sie Stätten der Arbeit, der Familienarbeit, die der Autorität des Mannes unterliegt. Insofern sind Frauen nirgendwo zu Hause.
- 72 "Die Mutterliebe drückt sich in unterschiedlichster Weise aus - mal stärker, mal schwächer, mal gar nicht oder fast nicht", schreibt Elisabeth Badinter (1984b, 12). Damit unterstellt sie aber, daß Mutterliebe etwas

- "Substantielles" sei, während sie vorher davon ausgeht, daß Mutterliebe "kein Grundbestandteil der weiblichen Natur" ist (Elisabeth Badinter 1984b, 12; vgl. auch Hilge Landweer 1990, 84).
- 73 Auch in politischen Veranstaltungen zu feministischen Themen geraten Frauen immer wieder an Grenzen: "In den Diskussionen im Plenum stellten wir fest, daß uns die Probleme, sobald wir konkret sprechen, immer zu Problemen der Mütter gerieten." (Regina Behrendt u.a. 1990, 37)
- 74 Erinnert sei hier an die Entwicklung des Begriffs der "Charakterstrukturen" von Theodor W. Adorno, um empirisch zu erforschen, welche Zusammenhänge zwischen "Ideologie und den sozialen Faktoren" bei der Entwicklung von anti-demokratischen Trends bestehen (ebd. 1950, 7 f.). "Was sich entfaltet hat, ist eine Struktur im Individuum, etwas, das selbst zum Handeln gegenüber der sozialen Umwelt und zur Auswahl unter den mannigfaltigen von ihr ausgehenden Stimuli fähig ist; das, wenn es auch modifizierbar bleibt, gegen tiefgreifende Veränderungen häufig resistent ist." (ebd., 8) Der Vorteil einer solchen Sichtweise liegt darin, die Menschen in ihren Haltungen sowohl als durch Erziehung festgelegte sehen zu können, als auch als in ihren Haltungen lernfähige und veränderliche. So hat die Frauenforschung vielfach untersucht, inwieweit geschlechtsspezifische Vergesellschaftung oder Sozialisation in Kindheit und Jugend sich auf die Entwicklung unterschiedlicher "Charakterstrukturen" auswirkt, aber auch inwieweit Frauen zur Reproduktion von Geschlechterverhältnissen beitragen (Frigga Haug 1980; Sigrid Metz-Göckel/Elke Nyssen 1990). Allerdings erscheint der von Adorno vorgeschlagene Spannungsrahmen von autoritär und demokratisch eher zur Analyse politischer Haltungen geeignet, weniger für die von Geschlechterverhältnissen in interpersonellen Beziehungen.
- 75 Vergleiche dazu analog die Bearbeitungen von sexuellen Haltungen und Praxen in den Romanen von Marge Piercy (vgl. Kornelia Hauser 1992), die als Übersetzungen in einer deutschen feministischen Romanreihe erscheinen werden.
- 76 "Feministische Theoretikerinnen sollten dafür sorgen, daß feministische Theorien an den Aktivitäten von Frauen im Alltag ansetzen und daß sie ein Teil des politischen Kampfes werden, der notwendig ist, um Raum für gesellschaftliches Leben im Rahmen dieser Aktivitäten zu schaffen. Resultat müßte die Entwicklung einer politischen Ökonomie sein, die die Aktivitäten sowohl der Frauen als auch der Männer voll umfaßt. Dies könnte zusätzlich ein Schritt in Richtung einer gesellschaftlichen Umstrukturierung in einer Weise sein, die eine Verallgemeinerung der Aktivitäten von Frauen in allen Bereichen der Bevölkerung zur Folge hat." (Übersetzung aus dem Amerikanischen von B.K.)

## LITERATURVERZEICHNIS

- Adorno, Theodor W. 1969: Erziehung zur Mündigkeit. Frankfurt/M.
- Adorno, Theodor W. 1950: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt/M. 1973
- Althusser, Louis 1977: Ideologie und Ideologische Staatsapparate. Hamburg und Berlin
- Andreas-Salomé, Lou 1921: Das Haus. Roman. Frankfurt/M. und Berlin 1987
- Andresen, Sünne; Evelin Gottwalz, Kornelia Hauser, Jutta Meyer-Siebert und Sabine Zürn 1986: Weibliche Lebensperspektiven und Männer. In: Frigga Haug und Kornelia Hauser (Hrsg.): Der Widerspenstigen Lähmung. Berlin
- Badinter, Elisabeth 1988: Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder "Die androgyne Revolution". München
- Badinter, Elisabeth 1984a: Emilie. Emilie. Weiblicher Lebensentwurf im 18. Jahrhundert. München und Zürich
- Badinter, Elisabeth 1984b: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München
- Barrett, Michèle 1983a: Das unterstellte Geschlecht. Berlin
- Barrett, Michèle 1983b: Family. In: Tom Bottomore (Hrsg.): A Dictionary of Marxist Thought. Oxford
- Barrett, Michèle 1982: Die unsoziale Familie. In: Das Argument 136
- Barrett, Michèle und Mary McIntosh 1982a: The "family wage". In: The Open University: The changing experience of women. Oxford
- Barrett, Michèle und Mary McIntosh 1982b: The Anti-social Family. London
- Barthes, Roland 1988: Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt/M.
- Beauvoir, Simone de 1985: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek
- Bebel, August 1890: Die Frau und der Sozialismus. Frankfurt/M. 1977

- Beck, Ulrich 1990: Die Industriegesellschaft schafft sich selber ab. Wovon noch kaum ein Soziologe geträumt hat: Die Moderne wird sich selbst historisch und hat doch gerade erst begonnen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.10.1990
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim 1990: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth 1988: "Wir wollen niemals auseinander gehen ..." Zur Geschichte von Partnerwahl und Ehe. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Becker-Schmidt, Regina 1992: Geschlechterverhältnis als Herrschaftsgefüge. Frauenpolitische Strategien. In: Christine Kulke, Heidi Kopp-Degethoff und Ulrike Ramming (Hrsg.): Wider das schlichte Vergessen. Der deutsch-deutsche Einigungsprozess: Frauen im Dialog. Berlin
- Becker-Schmidt, Regina; Uta Brandes-Erlhoff, Ilse Lühring und Beate Schmidt 1981: Familienarbeit im proletarischen Lebenszusammenhang: Was es heißt, Hausfrau zu sein. In: Beiträge zur Marxschen Theorie 14. Frankfurt/M.
- Behnke, Marie 1920: Die Frau als Mutter in der Politik. In: Frauenstimmen aus der Nationalversammlung 1920: Beiträge der sozialdemokratischen Volksvertreterinnen zu den Zeitfragen. Berlin
- Behrend, Hanna 1990: Die Hypertrophie des Vergangenen. Aufbruch und Elend der DDR-Frauen. In: Das Argument 184
- Behrendt, Regina; Susan Naumann und Frauke Schwarting (Hrsg.) 1990: Wer verfügt über Frauen/Zeiten? Dokumentation. Hamburg
- Benard, Cheryl und Edit Schlaffer 1985: Viel erlebt und nichts begriffen. Die Männer und die Frauenbewegung. Reinbek
- Benard, Cheryl und Edith Schlaffer 1978: Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe. Texte zu einer Soziologie von Macht und Liebe. Reinbek
- Benjamin, Jessica 1990: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel und Frankfurt/M.
- Berger, Brigitte und Peter L. Berger 1984: In Verteidigung der bürgerlichen Familie. Frankfurt/M.
- Berndt, Heide 1969: Kommune und Familie. In: Kursbuch 17
- Beutler, Ernst 1988: Nachwort. In: Johann Wolfgang von Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Stuttgart

- Blüml, Herbert und Kornelia Schneider 1988: Kleinkindererziehung - allein Sache der Familien? Betreuungsangebote für Kinder unter drei Jahren. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Bornemann, Ernest 1981: Das Patriarchat. Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems. Frankfurt/M.
- Botens Vienna I. und Gabriele Stanzel 1988: Das Schweigen brechen - Sexueller Mißbrauch an Mädchen. In: Sigrid Giesche und Dagmar Sachse (Hrsg.): Frauen verändern Lernen. Dokumentation der 6. Fachtagung der AG Frauen und Schule. Kiel
- Bourdieu, Pierre 1987: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M.
- Braun, Lily 1901: Die Reform der Hauswirtschaft. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.) 1979: Frauenarbeit und Beruf. Frankfurt/M.
- Braun, Volker 1978: Im Querschnitt. Halle-Leipzig
- Brecht, Bertolt 1978: Die Mutter. In: Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band. Frankfurt/M.
- Brecht, Bertolt 1967: Kin-jeh über die Liebe. Me-ti/Buch der Wendungen. In: Prosa, Band 2. Frankfurt/M.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.) 1978: Deutsche Dichterinnen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Gedichte und Lebensläufe. Frankfurt/M.
- Bronska-Pampuch, Wanda 1969: Ergebnisse bei den Marxisten. In: Christa Rotzoll (Hrsg.): Emanzipation und Ehe. München
- Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hrsg.) 1986: 4. Familienbericht. Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Bonn
- Bundesvorstand des Demokratischen Frauenbundes Deutschlands (Hrsg.) 1980: Marx, Engels, Lenin. Über die Frau und die Familie. Leipzig
- Burgard, Roswitha und Gaby Karsten 1975: Die Märchenonkel der Frauenfrage: Friedrich Engels und August Bebel. Berlin
- Burkart, Günter; Beate Fietze und Martin Kohli 1989: Liebe, Ehe, Partnerschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen. In: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Wiesbaden

- Butler, Judith 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- Carter, Erica 1985: Happy End und Kalter Krieg. Eine feministische Lesweise der Liebesgeschichte. In: Das Argument 150
- Clark, Wendy 1983: Home Thoughts from Not So Far Away: A Personal Look at Family. In: Lynne Segal (Hrsg.): What is to be done about the family? Harmondsworth
- Croll, Elisabeth (Hrsg.) 1977: Die Befreiung der Frau in China. Originaldokumente und -artikel 1949-1973. Stuttgart
- Dane, Eva 1987: Hingabe oder Aufgabe. Eine empirische Untersuchung zu Familienhintergründen und Persönlichkeitsentwicklung partnerschaftlich verheirateter, verlassener und "gegangener" Frauen. Weinheim
- Davidoff, Leonore und Catherine Hall 1987: Family Fortunes. Men and women of the English middle class 1780-1850. London, Melbourne, Sydney, Auckland und Johannesburg
- Der Spiegel 8/1992: Illusion vom Lebens-Ego. (Ohne Nennung der AutorInnen)
- Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung Berlin (Hrsg.) 1984: Handbuch DDR-Wirtschaft. Reinbek
- Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers. Württemberg 1966
- Diezinger, Angelika; Karin Jurczyk und Carmen Tatschmurat 1988: Kleine und große Experimente - Die Neuen Frauen. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Dittmar, Louise 1849: Das Wesen der Ehe. In: Renate Möhrmann (Hrsg.) 1989: Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente. Stuttgart
- Donzelot, Jacques 1980: Die Ordnung der Familie. Frankfurt/M.
- Drauschke, Petra 1992: Einige Gedanken zur Familienpolitik in der 40jährigen Geschichte der DDR. In: Christel Faber und Traute Meyer (Hrsg.): Unterm neuen Kleid der Freiheit das Korsett der Einheit. Auswirkungen der deutschen Vereinigung für Frauen aus Ost und West. Berlin
- Drechsel, Paul 1985: Eine Rekonstruktion der Evolution der Deszendenzorganisation als Erscheinungsform sich entwickelnder geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. In: Forum Kritische Psychologie 16. Berlin



- Droste-Hülshoff, Annette von 1844: Am Turme. In: Gedichte. Stuttgart 1981
- Droste-Hülshoff, Annette von 1842: Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgichten Westfalen. Frankfurt/M. 1988
- Durkheim, Emile 1893: Über soziale Arbeitsteilung. Frankfurt/M. 1988
- Ehrenreich, Barbara 1984: Die Herzen der Männer. Auf der Suche nach einer neuen Rolle. Reinbek
- Ehrhard, Gisela 1990: Frauen und Karriere. Ein Rückblick auf vermeintliche Chancengleichheit im Staatssozialismus. In: Gislinde Schwarz und Christine Zenner (Hrsg.): Wir wollen mehr als ein "Vaterland". DDR-Frauen im Aufbruch. Reinbek
- Enders, Ursula (Hrsg.) 1990: Zart war ich, bitter war's. Sexueller Mißbrauch an Mädchen und Jungen. Köln
- Engels, Friedrich, zitiert nach Marx-Engels-Werke (MEW). Berlin/DDR 1972
- Eysenck, Hans 1983: Das Partnerbuch. Anleitung zum Glücklichein. München
- Farge, Arlette 1989: Das brüchige Leben. Verführung und Aufruhr im Paris des 18. Jahrhunderts. Berlin
- Farge, Arlette und Michel Foucault 1989: Familiäre Konflikte: Die "Lettres de cachet". Frankfurt/M.
- Feuchtwanger, Lion (1927-39): Exil. Roman. Frankfurt/M. 1979
- Firestone, Shulamith 1970: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel 1986: Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit 3. Frankfurt/M.
- Foucault, Michel 1977: Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.10.1990 (ohne Nennung der AutorInnen)
- Freire, Paulo 1981: Pädagogik der Unterdrückten. Bildung als Praxis der Freiheit. Reinbek
- Freud, Sigmund 1930: Das Unbehagen in der Kultur. Frankfurt/M. 1980

- Frevert, Ute 1990a: Gesellschaftsstruktur und politische Veränderungsfaktoren in Deutschland um 1800 - das klassische Beispiel Preußen. In: Niethammer, Lutz u.v.a.: Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Frankfurt/M.
- Frevert, Ute 1990b: Bürgerliche Familie und Geschlechterrollen: Modell und Wirklichkeit. In: Niethammer, Lutz u.v.a.: Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Frankfurt/M.
- Friese, Marianne 1989: Doppelarbeit und Frauenkonflikt. Frauen- und familienpolitische Konzepte des Marxismus und der deutschen ArbeiterInnenbewegung im 19. Jahrhundert. In: Heike Flessner u.v.a.: Frauenunterdrückung und Familienverhältnisse. Frankfurt/M.
- Gallissot, René 1984: Intellektuelle. In: George Labica und Gérard Bensussan (Hrsg.): Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Berlin
- Gerhard, Ute 1990a: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. München
- Gerhard, Ute 1990b: Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek
- Gerhard, Ute 1988: Die Verfügbarkeit der Frauen. Arbeitspolitik gegen Frauen. In: Ute Gerhard, Alice Schwarzer und Vera Slupik (Hrsg.): Auf Kosten der Frauen: Frauenrechte im Sozialstaat. Weinheim und Basel
- Gerhard, Ute 1981: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt/M.
- Gerhard, Ute; Elisabeth Hannover-Drück und Romina Schmitter (Hrsg.) 1979: "Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen". Die Frauen-Zeitung der Louise Otto. Frankfurt/M.
- Gilligan, Carol 1984: Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. München und Zürich
- Glaser, Barney M. und Anselm L. Strauss 1967: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago
- Glücklich, Frank 1991: Anforderungen an die Qualität von Maßnahmen für "Problemgruppen" des Arbeitsmarktes. In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis. BWP 1/1991. Bielefeld
- Gnüg, Hiltrud und Renate Möhrmann (Hrsg.) 1985: Schreibende Frauen. Frauen, Literatur, Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Frankfurt/M.

- Goethe, Johann Wolfgang von 1774: Die Leiden des jungen Werther. Stuttgart 1988
- Gramsci, Antonio 1934/35: Volkstümliche Literatur. In: Gedanken zur Kultur. Hrsg. von Guido Zamis. Köln 1987
- Gramsci, Antonio 1934: Einige Aspekte der sexuellen Frage. In: Marxismus und Kultur. Hrsg. von Sabine Kebir. Hamburg 1983
- Gramsci, Antonio 1929 bis 1935: Selections from Prison Notebooks. Hrsg. von Quintin Hoare und Geoffrey Nowell Smith. London 1971
- Gramsci, Antonio 1929/30 : Sexuelle Frage. In: Klaus Bochmann (Hrsg.): Gefängnishefte. Band 1. Hamburg 1991
- Gramsci, Antonio 1918: Die Familie. In: Guido Zamis (Hrsg.): Gedanken zur Kultur. Köln 1987
- Gysi, Jutta 1990: Frauen in Partnerschaft und Familie. Sozialistisches Leitbild oder patriarchales Relikt. In: Gislinde Schwarz und Christine Zenner (Hrsg.): Wir wollen mehr als ein "Vaterland". DDR-Frauen im Aufbruch. Reinbek
- Gysi, Jutta (Hrsg.) 1989: Familienleben in der DDR. Zum Alltag von Familien mit Kindern. Berlin
- Haavind, Hanne 1988: Macht und Liebe in der Ehe. In: Helga Maria Hernes (Hrsg.): Frauenzeit - Gebundene Zeit. Bielefeld
- Hamburger Sozialhilfelei(d)tfaden 1988. Hamburg
- Hammer, Dorothea 1940: Wilhelm Heinrich Riehl und seine Betrachtungen über die deutsche Familie als Ausgang zu einer Neugestaltung des deutschen Familienwesens. Halle/Saale
- Hardach-Pinke, Irene 1988: "Du sollst Vater und Mutter ehren ..." Generationenbeziehungen im Wandel. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Harding, Sandra 1991: Whose Science? Whose Knowledge? Thinking from Women's Lives. Ithaca/New York
- Harding, Sandra 1990a: Feministische Erkenntnis - Parteilichkeit und Theorie. In: Das Argument 182
- Harding, Sandra 1990b: Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg
- Hartsock, Nancy 1985: Money, Sex, and Power. Toward a Feminist Historical Materialism. Boston

- Haug, Frigga 1990a: Erinnerungsarbeit. Hamburg
- Haug, Frigga 1990b: Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf. Neue Herausforderungen an einen sozialistischen Feminismus. In: Das Argument 184
- Haug, Frigga 1990c: Die Hälfte des Himmels. In: Unabhängiger Frauenverband und Argument-Frauenredaktion (Hrsg.): Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Hamburg
- Haug, Frigga 1988a: Perspektiven eines sozialistischen Feminismus- 20 Jahre Frauenbewegung in Westdeutschland und West-Berlin. In: Autonome Frauenredaktion (Hrsg.): Frauenbewegungen in der Welt. Band 1: Westeuropa. Hamburg
- Haug, Frigga 1988b: Rosa Luxemburg und die Politik der Frauen. In: Frigga Haug und Kornelia Hauser (Hrsg.): Küche und Staat. Politik der Frauen. Hamburg
- Haug, Frigga 1987: Zeit für uns. Zu Negt. In: Das Argument 164
- Haug, Frigga 1983a: The Women's Question and the Class Question. In: Sakari Hänninen und Leena Paldán (Hrsg.): Rethinking Ideology: A Marxist Debate. Berlin
- Haug, Frigga (Hrsg.) 1983b: Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2. Berlin
- Haug, Frigga 1981: Männergeschichte, Frauenbefreiung, Sozialismus. In: Das Argument 129
- Haug, Frigga 1980: Opfer oder Täter? Das Verhalten von Frauen. In: Das Argument 123
- Haug, Frigga und Kornelia Hauser (Hrsg.) 1991: Die andere Angst. Frauenformen. Hamburg
- Haug, Frigga und Kornelia Hauser (Hrsg.) 1986: Der Widerspenstigen Lähmung. Kritische Psychologie der Frauen 2. Berlin
- Haug, Frigga und Kornelia Hauser (Hrsg.) 1985: Subjekt Frau. Kritische Psychologie der Frauen 1. Berlin
- Haug, Wolfgang Fritz 1988: Gramsci und die Politik des Kulturellen. In: Das Argument 167
- Haug, Wolfgang Fritz 1985: Pluraler Marxismus I. Beiträge zur politischen Kultur. Berlin
- Haug, Wolfgang Fritz 1980: Der Zeitungsroman. Basel
- Hauser, Kornelia 1992: Das Patriarchat muß verlernt werden - auch im Sexuellen. In: Das Argument 193

- Hauser, Kornelia 1987: Strukturwandel des Privaten? Das "Geheimnis des Weibes" als Vergesellschaftungsrätsel. Berlin und Hamburg
- Hauser, Kornelia 1985: Marxismus - Feminismus - Frauenbewegung. Versuch einer Antwort auf Ute H.-Osterkamp in FKP 13. In: Forum Kritische Psychologie 16. Berlin
- Hauser, Kornelia 1983: Sexualität und Macht. In: Frigga Haug (Hrsg.): Sexualisierung der Körper. Frauenformen 2. Berlin
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1807: Phänomenologie des Geistes. Werke 3. Frankfurt/M. 1986
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1821: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Frankfurt/M. 1976
- Hildebrandt, Regine 1992: Wir haben keine Rosinenlösungen, aber ... Ein Interview. In: Freitag vom 29.5.1992
- Holzkamp, Klaus 1983: Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M. und New York
- Holzkamp, Klaus 1979: Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität II. In: Forum Kritische Psychologie 5. Berlin
- Holzkamp, Klaus 1978: Sinnliche Erkenntnis - Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt/M.
- Honegger, Claudia 1991: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und seinem Weib. Frankfurt/M. und New York
- Honig, Michael-Sebastian 1988: Vom alltäglichen Übel zum Unrecht. Über den Bedeutungswandel familialer Gewalt. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Hopf, Christel 1984: Soziologie und qualitative Sozialforschung. In: Christel Hopf und Elmar Weingarten (Hrsg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart
- Horkheimer, Max 1936: Autorität und Familie. In: Max Horkheimer: Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze. Frankfurt/M. 1970
- Israel, Monika 1977: Über die Probleme der Frauenemanzipation im nachrevolutionären Rußland (1917 - 1928). In: Alexandra Kollontai: Die neue Moral und die Arbeiterklasse. Münster

- Ivekovic, Rada 1984: Noch einmal zu Marxismus und Feminismus. In: Projekt Sozialistischer Feminismus (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik. Berlin
- Jakobs, Karl-Heinz 1980: Beschreibung eines Sommers. Roman. Berlin
- Janssen-Jurreit, Marielouise 1979: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage. Frankfurt/M.
- Josek, Martina 1983: Niklas Luhmann: Liebe als Passion. In: Das Argument 142
- Kaplan, Cora 1988: Die Büchse der Pandora. Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität. In: Das Argument 169
- Kappeler, Susanne 1988: Pornographie. Die Macht der Darstellung. München
- Kautsky, Karl 1892: Die Auflösung der Proletarierfamilie. In: Heinz Niggemann (Hrsg.) 1981: Frauenemanzipation und Sozialdemokratie. Frankfurt/M.
- Kavemann, Barbara und Ingrid Lohstöter 1984: Väter als Täter. Reinbek
- Ketelhut, Barbara 1993: Frauenarmut in der Bundesrepublik Deutschland. In: Gleichstellungstelle Norderstedt und Frauenhaus Norderstedt (Hrsg.): Armut von Frauen in Norderstedt. Das Phänomen der Unsichtbarkeit. Dokumentation der Veranstaltung am 2. Juni 1992. Norderstedt
- Ketelhut, Barbara 1992a: Keine Hilfe zur Selbsthilfe. Frauen im Sozialhilfebezug. In: standpunkt: sozial. hamburger forum für soziale arbeit 2/1992
- Ketelhut, Barbara 1992b: Frauenarbeitslosigkeit/Frauenerwerbslosigkeit. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung. Neue Folge 1992: Zur Geschichte und Kritik der MEGA. Hamburg
- Ketelhut, Barbara 1991: Soziale Sicherung alleinstehender Frauen. In: Ulrike Martiny und Wolfgang Voegeli (Hrsg.): Frauen - Auf sich gestellt. Die Lebenssituation alleinstehender Frauen. Forschungsbericht im Auftrag des Bundesministeriums Frauen und Jugend. Hamburg
- Ketelhut, Barbara 1989: Familienfesseln. Aspekte sozialer Sicherung von Frauen in der BRD. In: Gruppe Feministischer Internationalismus (Hrsg.): Zwischen Staatshaushalt und Haushaltskasse. Frauen in der Weltwirtschaft. Bremen

- Ketelhut, Barbara 1985a: Familienbeziehungen und die Einheit der Familie. In: Frigga Haug und Kornelia Hauser (Hrsg.): Subjekt Frau. Berlin
- Ketelhut, Barbara 1985b: Zur Konstituierung von Familie durch Staat und Individuum. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Hamburg
- Ketelhut, Barbara; Christiane Kohne, Maren Kreutz und Erika Niehoff 1984: Familie als Brutstätte der Revolution. Familienpolitik in der Arbeiterbewegung. In: Projekt Sozialistischer Feminismus (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse und Frauenpolitik. Berlin
- Kirchler, Erich 1989: Interaktionsprozesse in Liebesbeziehungen. Von der kühlen Geschäftslogik zur spontanen Gefälligkeit. In: Zeitschrift für Familienforschung 2/1989
- Kleining, Gerhard 1982a: Beobachtung und Experiment als Methode zur Textanalyse: Franz Kafka "Die Bäume" als Beispiel. Unveröffentlichtes Manuskript. Hamburg
- Kleining, Gerhard 1982b: Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Heft 2/1982
- Knigge, Adolph Freiherr von 1788: Über den Umgang mit dem Menschen. Frankfurt/M. 1977
- Kohleiss, Annelies 1988: Frauenrechte in der gesetzlichen Rentenversicherung. In: Ute Gerhard, Alice Schwarzer und Vera Slupik (Hrsg.): Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat. Weinheim und Basel
- Kollontai, Alexandra 1923: Ein Weg dem geflügelten Eros. In: Christiane Bauermeister, Helene Imendörffer und Krisztina Mánicse-Gyöngyösi (Hrsg.) 1979: Alexandra Kollontai. Der weite Weg. Erzählungen, Aufsätze, Kommentare. Frankfurt/M.
- Kollontai, Alexandra 1918a: Die neue Moral und die Arbeiterklasse. Historische Texte von Frauen, Band 3. Münster 1977
- Kollontai, Alexandra 1918b: Lenin und der erste Arbeiterinnenkongreß. In: Alexandra Kollontai: Ich habe viele Leben gelebt ... Autobiographische Aufzeichnungen. Köln 1980
- Kommune II 1969: Kindererziehung in der Kommune. In: Kursbuch 17
- Kristeva, Julia 1989: Geschichten von der Liebe. Frankfurt/M.
- Kuhn, Annette 1978: Structures of patriarchy and capital in the family. In: Annette Kuhn und AnnMarie Wolpe (Hrsg.): Feminism and Materialism. London

- Kulawik, Teresa 1991: Institutionelle Arrangements und die Lebenssituation der alleinstehenden Frauen. In: Arbeitsgemeinschaft "Riedmüller/Glatzer/Infratest": Die Lebenssituation alleinstehender Frauen. Stuttgart, Berlin und Köln
- Kunin, Wladimir 1991: Intergirl. Roman. Frankfurt/M.
- Kurtz, Agnes 1990: Die unheilige Familie. Gewalt gegen Frauen. In: Gertrud Simon, Ingrid Spörk und Brigitte Verlic (Hrsg.): Die heilige Familie - Von Ansinnen einer Institution. Wien
- Landweer, Hilge 1990: Das Märtyrerinnenmodell. Pfaffenweiler
- Lange, Lynda 1991: Rousseau and Modern Feminism. In: Mary Lyndon Shanley und Carole Pateman (Hrsg.): Feminist Interpretations and Political Theory. Oxford
- Lauster, Peter 1986: Die Liebe. Psychologie eines Phänomens. Reinbek
- Lenin (Wladimir Iljitsch Uljanow), zitiert nach Lenin-Werke (LW). Berlin 1979
- Lessing, Doris 1990: Die Liebesgeschichte der Jane Somers. München
- Lessing, Doris 1986: Eine richtige Ehe. Roman. München
- Leube, Konrad; Lising Pagenstecher; Richard Rathgeber, Jutta Stich und Klaus Wahl 1988: Wie geht's der Familie?. Einleitung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Luhmann, Niklas 1982: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt/M.
- Lukács, George 1936: Die Leiden des jungen Werther. In: George Lukács 1947: Goethe und seine Zeit. Bern
- Lukoschat, Helga 1991: Kein Geld für die Kids im Osten. In: Die Tageszeitung vom 11.2.1991
- Luxemburg, Rosa: Gesammelte Werke. Band 3 und 4 (GW3; GW4). Berlin 1973
- Marcuse, Herbert 1967: Der eindimensionale Mensch. Darmstadt und Neuwied
- Markmeyer, Bettina 1992: "Schicken Sie besser Ihren Mann für den Job". In: Die Tageszeitung vom 23.5.1992



- Martiny, Ulrike und Wolfgang Voegeli 1988: Die Ehe endet, die Beziehungen bleiben - Scheidung. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Marx, Karl (1857-58): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin/DDR 1974
- Marx, Karl (1880-82): Die ethnologischen Exzerptheft. Hrsg. von Lawrence Krader. Frankfurt/M. 1975
- Marx, Karl, zitiert nach Marx-Engels-Werke (MEW) und deren Ergänzungsbände. Berlin/DDR 1972
- McIntosh, Mary 1991: Der Begriff "Gender". In: Das Argument 190
- Meillassoux, Claude 1975: Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft. Frankfurt/M. 1983
- Mennel, Annemarie 1988: Frauen, Steuern, Staatsausgaben. Subventionen für das Patriarchat. In: Gerhard/Schwarzer/Slupik (Hrsg.): Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat. Weinheim und Basel
- Menschik, Jutta 1974: Gleichberechtigung oder Emanzipation? Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik. Frankfurt/M.
- Menschik, Jutta 1971: Gleichberechtigung oder Emanzipation? Die Frau im Erwerbsleben der Bundesrepublik. Frankfurt/M.
- Merian, Svende 1984: Der Tod des Märchenprinzen. Reinbek
- Metz-Göckel, Sigrid 1990a: Modernisierung und Pluralisierung? Der Einfluß der Modernisierung auf die Neustrukturierung der Familie. In: Informationsdienst des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft. Doppelheft 1 und 2/1990. Bielefeld
- Metz-Göckel, Sigrid 1990b: Muttersein und andere Lebensformen von Frauen. In: Sigrid Metz-Göckel und Elke Nyssen: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim
- Metz-Göckel, Sigrid und Ursula Müller 1987: Partner oder Gegner? Überlebensweisen der Ideologie vom männlichen Familienernährer. In: Soziale Welt 1/1987
- Metz-Göckel, Sigrid und Ursula Müller 1986: Der Mann. Die BRIGITTE-Studie. Weinheim und Basel
- Metz-Göckel, Sigrid und Elke Nyssen 1990: Frauen leben Widersprüche. Zwischenbilanz der Frauenforschung. Weinheim

- Meulenbelt, Anja 1985: Die Gewöhnung an das alltägliche Glück. Roman. Reinbek
- Meyer, Sibylle und Eva Schulze 1988: Lebens- und Wohnformen Alleinstehender. Literaturstudie und Bibliographie. In: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): Materialien zur Bevölkerungswissenschaft. Heft 29. Wiesbaden
- Mies, Maria 1988: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Zürich
- Mill, John Stuart; Harriet Taylor Mill und Helen Taylor 1869: Die Hörigkeit der Frau. Frankfurt/M. 1991
- Millett, Kate 1974: Sexus und Herrschaft. München
- Mitchell, Juliet 1966: Frauenbewegung- Frauenbefreiung. Frankfurt/M., Berlin und Wien 1981
- Mitterauer, Michael und Reinhard Sieder 1977: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. München
- Mitterlehner, Gerald 1990: Subjektivität und Politik. 5. Ferien-Uni Kritische Psychologie in Fulda. In: Das Argument 181
- Morgner, Irmtraud 1983: Amanda. Ein Hexenroman. Darmstadt und Neuwied
- Möhrmann, Renate (Hrsg.) 1989: Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente. Stuttgart
- Mühlfeld, Claus 1982: Ehe und Familie. Opladen
- Nauhaus, Brigitte 1980: Probleme der Frauenarbeitslosigkeit in der gegenwärtigen Krise. Köln
- Nave-Herz, Rosemarie 1989: Familie als Gegenstand soziologischer Forschung. Ein Abriß bisheriger Forschungsfragen und Forschungsdefizite in der Familiensoziologie. In: Zeitschrift für Familienforschung 1/1989
- Nave-Herz, Rosemarie 1988: Kinderlose Ehen. Eine empirische Studie über die Lebenssituation kinderloser Ehepaare und Gründe für ihre Kinderlosigkeit. Weinheim
- Negt, Oskar 1984: Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um Arbeitszeit. Frankfurt/M. und New York
- Neusüß, Christel 1985: Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung. Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander. Hamburg

- Niggemann, Heinz 1981: Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus. Die sozialdemokratische Frauenbewegung im Kaiserreich. Wuppertal
- Norwood, Robin 1987: Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden. Reinbek
- O'Brien, Mary 1986: Hegemony and Superstructure: A Feminist Critique of Neo-Marxism. In: Roberta Hamilton und Michèle Barrett (Hrsg.): The Politics of Diversity. London
- Otto, Herbert 1978: Die Sache mit Maria. Roman. München
- Otto, Louise: Die Frauenzeitung. Siehe Gerhard, Ute; Elisabeth Hannover-Drück und Romina Schmitter (Hrsg.) 1979
- Panitz, Eberhard 1972: Die sieben Affären der Doña Juanita. Roman. Halle (Saale)
- Permien, Hanna 1988: Zwischen Existenznöten und Emanzipation - Alleinerziehende Eltern. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.): Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute. München
- Presse- und Informationsamt der Bundesregierung 1982: Frauen, Informationen, Tips und Ideen zum Nachschlagen und Weitersagen. Bonn
- Projekt Frauengrundstudium 1982: Frauengrundstudium 2. Berlin
- Projektgruppe Automation und Qualifikation 1987: Widersprüche der Automationsarbeit. Ein Handbuch. Berlin
- Pross, Helge 1972: Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. Frankfurt/M.
- Pusch, Luise F. 1984: Das Deutsche als Männersprache. Frankfurt/M.
- Pyerin, Brigitte 1989: Mädchenlektüre und Emanzipation. Kritische Fragen an Dagmar Chidolue im Kontext feministischer Literaturpädagogik. Frankfurt/M.
- Raasch, Sibylle 1990: Frauenförderung in der Privatwirtschaft. In: Das Argument 181
- Reimann, Brigitte 1977: Franziska Linkerhand. Roman. München
- Rerrich, Maria 1988: Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen. Freiburg i.Br.

- Rich, Adrienne 1989: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: Elisabeth List und Herlinde Studer (Hrsg.): Denkverhältnisse. Frankfurt/M. Zuerst erschienen 1980 in: Signs V. 4 unter dem Titel: Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence.
- Richter, Horst-Eberhard 1983: Patient Familie. Entstehung, Struktur und Therapie von Konflikten in Ehe und Familie. Reinbek
- Riechers, Christian (Hrsg.) 1967: Antonio Gramsci. Philosophie der Praxis. Frankfurt/M.
- Riehl, Wilhelm Heinrich 1855: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik. Band 3: Die Familie. Leipzig 1935
- Rock, Reinhard; Peter Ulrich Frank H. Witt, unter Mitarbeit von Josef Brewing, Michael Fromm, Dietmar Hartmann, Konrad Kulpok und Detlev Tesch 1990: Dienstleistungsrationalisierung im Umbruch. Wege in die Kommunikationswirtschaft. Opladen
- Röth, Uta 1990: Die klassenlose Gretchenfrage. Über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. In: Gislinde Schwarz und Christine Zenner (Hrsg.): Wir wollen mehr als ein "Vaterland". DDR-Frauen im Aufbruch. Reinbek
- Rosenbaum, Heidi 1982: Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M.
- Rossanda, Rossana 1983: Einmischung. Frankfurt/M.
- Rousseau, Jean-Jacques 1762a: Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts. Stuttgart 1983
- Rousseau, Jean-Jacques 1762b: Emil. Oder: Über die Erziehung. Paderborn, München, Wien und Zürich 1989
- Runde, Ortwin: Aktuelle Daten und Entwicklungen in den Bereichen Arbeitsmarkt und Sozialhilfe. Rede vom 6.7.1989 in Hamburg
- Schaeffer-Hegel, Barbara 1990a: Eigentum, Vernunft und Liebe. Paradigmen des Ausschlusses der Frauen aus der Politik. In: Barbara Schaeffer-Hegel (Hrsg.): Vater Staat und seine Frauen. Pfaffenweiler
- Schaeffer-Hegel, Barbara 1990b: Perversion der Liebe und Politik der Vernunft. In: Andrea Graf (Hrsg.): Zur Politik des Weiblichen. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt. Wien
- Schallhöfer, Petra 1988: Frauen als Sozialhilfeempfängerinnen. In: Ute Gerhard, Alice Schwarzer und Vera Slupik (Hrsg.): Auf Kosten der Frauen. Frauenrechte im Sozialstaat. Weinheim und Basel

- Schenk, Herrad 1987: Freie Liebe - wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. München
- Schlaeger, Hilke (Hrsg.) 1988: Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung. München
- Schittenhelm, Rosemarie 1969: Von Tag zu Tag. Das große Mädchenbuch. Stuttgart
- Seifert, Ruth 1992: Entwicklungslinien und Probleme der feministischen Theoriebildung. Warum an der Rationalität kein Weg vorbeiführt. In: Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer (Hrsg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg i.Br.
- Sennett, Richard 1991: Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Frankfurt/M.
- Sennett, Richard 1990: Autorität. Frankfurt/M.
- Siebens Schön, Leona 1986: Wenn du die Freiheit hast ... Die antiautoritäre Generation wird erwachsen. Köln
- Sieder, Reinhard 1987: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt/M.
- Spiegel, Erika 1986: Neue Haushaltstypen. Entstehungsbedingungen, Lebenssituation, Wohn- und Standortverhältnisse. New York und Frankfurt/M.
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.) 1989: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart
- Steffen, Johannes 1991: Ungleiche Armut. Die Bewohner der neuen Bundesländer sind besonders betroffen. In: Freitag vom 15.2.1991
- Stephan, Arndt und Inge 1975: Werther und Werther-Rezeption - ein Unterrichtsmodell zur Aufarbeitung bürgerlichen Selbstverständnisses. In: Bodo Lecke in Verbindung mit dem Bremer Kollektiv (Hrsg.): Projekt Deutschunterricht 9. Literatur der Klassik II - Lyrik/Epik/Ästhetik. Stuttgart
- Strauss, Anselm L. 1991: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München
- Streiter, Sabina 1987: Nachwort. In: Lou Andreas-Salomé: Das Haus. Roman. Frankfurt/M. und Berlin
- Sturm, Barbara von 1991: Mutterschaft im Patriarchat. Pfaffenweiler
- Sudhof, Siegfried 1981: Nachwort. In: Annette von Droste-Hülshoff: Gedichte. Stuttgart

- Sue, Eugène um 1842/43: Die Geheimnisse von Paris. Frankfurt/M. 1988
- Süssmuth, Rita 1985: Frauen - der Resignation keine Chance. Düsseldorf
- Tetzner, Gerti 1989: Karen W. Roman. Frankfurt/M.
- Theweleit, Klaus 1990: Objektwahl. All you need is love ... Basel und Frankfurt/M.
- Thompson, Edward P. 1963: Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse. Frankfurt/M. 1987
- Thürmer-Rohr, Christina 1987: Vagabundinnen. Feministische Essays. Berlin
- Trömel-Plötz, Senta 1992: Vater Sprache Mutter Land. Beobachtungen zu Sprache und Politik. München
- Trömel-Plötz, Senta 1983: Frauensprache - Sprache der Veränderung. Frankfurt/M.
- Unabhängiger Frauenverband und Argument-Frauenredaktion (Hrsg.) 1990: Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Hamburg
- Vollmer, Christine 1989: Konflikt Beruf und Familie. Eine gesellschaftliche Schlüsselfrage. Hamburg
- Wagner, Angelika C. 1984: Wie das denken sich verknotet - Konflikte, die aus der Verletzung von Imperativen resultieren, oder: warum Lotte eine schlaflose Nacht verbringt. In: Angelika C. Wagner, Monika Barz, Susanne Maier-Strömer, Ingrid Uttendorf-Marek und Renate Weidle: Bewußtseinskonflikte im Schulalltag. Denk-Knoten bei Lehrern und Schülern erkennen und lösen. Weinheim und Basel
- Walser, Martin 1981: Selbstbewußtsein und Ironie. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt/M.
- Wander, Maxie 1979: "Guten Morgen, du Schöne." Frauen in der DDR. Protokolle. Darmstadt und Neuwied
- Wartmann, Brigitte 1984: Bürgerliche Moral versus Feminismus? Formen weiblicher Macht - innerhalb und außerhalb der Familie. In: Konkursbuch 12. Tübingen
- Weber, Max 1922: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen 1980
- Weedon, Chris 1990: Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie. Zürich
- Winkler, Gunnar 1990: Frauenreport '90. Berlin
- Wollstonecraft, Mary 1792: Verteidigung der Rechte der Frauen I. Zürich 1978

- Wollstonecraft, Mary 1792: Verteidigung der Rechte der Frauen II. Zürich 1976
- Woolf, Virginia 1978: Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt/M.
- Zeile, Christine 1983: "Liebe". In: Johanna Beyer, Franziska Lamott und Birgit Meyer (Hrsg.): Frauenhandlexikon. Stichworte zur Selbstbestimmung. München
- Zepler, Wally 1899: Die Frau der Zukunft und die freie Liebe. In: Heinz Niggemann (Hrsg.): Frauenemanzipation und Sozialdemokratie. Frankfurt/M. 1981
- Zetkin, Clara 1906: Die "neue Familie". In: Florence Hervé (Hrsg.): Frauenbewegung und revolutionäre Arbeiterbewegung. Frankfurt/M. 1981
- Zinser, Hartmut 1981: Verhandlung von drei aktuellen Theorien des Geschlechterkampfes. Frankfurt/M., Berlin und Wien

## ANHANG

Abdruck der Originalversionen von Geschichten, aus denen nur Teile bearbeitet worden sind:

### Urlaub mit Kind

Endlich hatte sie ihr Examen gemacht. Sogar mit Kind. Obwohl sie sich ein bißchen dafür schämte, war sie stolz, daß sie es so gut geschafft hatte. Vor allem der Familie gegenüber, von der sie sich wegen ihrer Lebensplanung abgelehnt fühlte. Das gab ihr ein Gefühl von Stärke und Unabhängigkeit. Sie hatte das Gefühl, als stände ihr "die Welt offen". Zum ersten Mal seit langer Zeit träumte sie wieder von einer schönen, entspannten und vor allem Geborgenheit und Nähe symbolisierenden Beziehung zu einem Mann.

So fuhr sie zum ersten Mal in ihrem Leben allein (zusammen mit ihrem dreijährigen Sohn) in Urlaub. Sie fand, daß sie allein fuhr, auch wenn ihr Urlaubsziel die Wohnung von einem Mann war, mit dem sie seit bald zehn Jahren befreundet war. Er war zwar auch dort, aber sie würde nur dort wohnen und mit dem Sohn alleine die Tage dort verbringen.

Die Tage vergingen ganz anders, als sie sich das gedacht hatte. Jeden Tag unternahm sie auch zusammen mit diesem Mann etwas und ihr fiel auf, daß diese Situationen sehr harmonisch waren - etwas, das sie noch nie erlebt hatte, wenn sie mit einem Mann unterwegs war.

Nach einigen Tagen nahm der Mann sie plötzlich in den Arm. Er sagte, daß er große Nähe empfinden würde und großes Interesse an ihr habe. Er sagte, daß die Beendigung seiner langen Beziehung nun - seit Jahren - endlich bevorstehen würde und daß er sie und ihren Sohn gerne "adoptieren" würde.

Sie war zunächst entsetzt, weil sie Angst hatte, daß ihre Einschätzung von dem Mann falsch ist: Nutzte dieser Mann - ganz gegen seine Gewohnheit - plötzlich "so" eine Situation aus?

Doch dann überlegte sie ganz anders: Es waren schöne Tage gewesen. Der Mann wußte sehr genau, auf wen er sich da einließ - er kannte all ihre Unfähigkeiten und Schwächen. Ihr Sohn war auch miteinbezogen; sie würde also eine Beziehung haben, in der sie selbst und endlich als alleinstehende Mutter zusammen mit dem Kind eine Perspektive haben würde. Außerdem konnte sie mit diesem Mann gut reden: Zwischen ihnen gab es viele inhaltliche Gemeinsamkeiten. Sie brauchte also keine Angst davor zu haben, daß sich jemand von ihr abwenden würde, wenn er erst genauer mitbekommen würde, wer sie "in Wirklichkeit war". Und wie schwierig ihr Verhältnis zu dem Kind war, war ebenfalls bekannt.

Außerdem hatten sie gerade zusammen eine neue politische Gruppe gegründet. Sie fand es sehr faszinierend, eine Beziehung einzugehen mit jemandem, den sie schon so lange kannte und dem sie vertraute, eine Beziehung, in der Frau-Sein, Mutter-Sein, Intellektuelle-Sein und Projekte umsetzen zusammenkommen würden. Sie fand, daß die Bedingungen geradezu ideal waren.

Sie wußte allerdings nicht recht, ob sie in ihn verliebt war.



Der Mann beendete seine Beziehung nicht selbst, sondern nach fünf Monaten trennte sich die Freundin von ihm, weil sie eine neue Beziehung angefangen hatte. Bis dahin hatte der Mann darauf bestanden, die Beziehung zu seiner früheren Freundin "formal" aufrechtzuerhalten, weil die Freundin eine Trennung nicht aushalten könne, "da sie sehr unsicher sei". Er gab aber auch zu, daß er sehr "konfliktscheu" sei. Sie sah zwar ein, daß Beziehungen zu Menschen nicht einfach abgelegt werden können wie ein schmutziges Hemd und daß es ihm nicht egal sein durfte, was mit der ehemaligen Freundin passierte, sie vermißte aber die eindeutige Hinwendung zu ihr. Sie hatte sich diese Situation ganz anders vorgestellt: Sie war zwar bereit, Rücksicht zu nehmen, wollte aber auch nicht in dem Ausmaß zurückstehen. Der Mann erzählte nichts über die Entwicklung in der anderen Beziehung, er fragte nicht nach ihren Gefühlen, sein "verliebter" Bezug zu ihr wurde ihr nicht deutlich. Er tröstete sie immer auf all die Zeit, die sie ja danach noch vor sich hätten.

Sie selbst brachte es in dieser Zeit nicht fertig, ihr eigenes Leben einfach weiterzuleben oder gar Forderungen zu stellen. Da sie den Mann schon so lange kannte, war sie hin- und hergerissen: Waren nun die Tatsachen, daß sie - inzwischen nach mehreren Erfahrungen - "Dreiecksituationen" in irgendeiner Form ablehnte; daß sie - obwohl sie nicht mehr so leiden wollte - offensichtlich litt; daß sie Gefühle von unerwartetem Mißtrauen und von Enttäuschung hatte - richtig oder falsch?

Da sie den Mann schon so lange kannte, mußte er doch vertrauenswürdig sein. Deshalb versuchte sie sich immer wieder zu beweisen, daß alles seine Richtigkeit hatte. Das führte dazu, daß sie sich selbst und ihre Gefühle und Gedanken dauernd in Frage stellte. Sie hatte oft den Eindruck, daß es ihre Schuld war, wie er sich verhielt. Gleichzeitig stritt sie aber viel mit dem Mann um diese Fragen und nahm eine einklagende Haltung ein, die sie selbst verabscheute. Schließlich hatte sie eine Beziehung mit diesem Mann. Aber auch jetzt entwickelte sich nicht das, was sie sich vorgestellt hatte. Dauernd stritt sie sich mit dem Mann. Sie war depressiv und unglücklich und verbrachte viel Zeit damit, darüber nachzudenken, was sie alles falsch machte. Sie hatte den Eindruck, daß es an ihr liegen würde, wenn der Mann meinte, daß er viel Ruhe und Zeit für sich selbst bräuchte, daß er einen Rückzugsort - nur für sich alleine - bräuchte und daß es ihm zuviel sei, einen ganzen Tag mit einem Kind zu verbringen; und ein Wochenende irgendwo mit ihr zu verbringen; so etwas habe er schon oft gemacht, das habe keinen so großen Reiz mehr für ihn. Er habe das Bedürfnis, an seinem Projekt weiterzuarbeiten. Außerdem wäre ihre Beziehung eine ganz normale Beziehung.

Sie selbst konnte das irgendwie verstehen. Waren Ausflüge nicht in Wirklichkeit bloßer "Zeitvertreib"? Und Zeit mit Kindern zu verbringen war auch in ihren eigenen Augen eine widersprüchliche Angelegenheit. Sie versuchte, sich diesen Blick auf die Beziehung anzugewöhnen. Aber das gelang ihr nur punktuell. Immer wieder klappte der eine Blick in ihren "spontanen" um: Sie war nicht gut genug, um von ihm geliebt zu werden. Außerdem wußte sie selbst bald gar nicht mehr genau, was sie eigentlich von einer Beziehung wollte.

Sie begann eine Therapie, in der nicht klärbar war, ob sie selbst ihre Meinung geändert hatte über den Nutzen und Sinn von Therapien, oder ob sie die Therapie auf Grund der Einschätzung z.B. dieses Mannes machte. Außerdem stellte sie fest, daß sie sich schämte, allzu genau über ihre Beziehung zu sprechen. Sie hatte auch Angst vor vagen "Gedanken", daß sie dann selbst feststellen würde, daß sie diese Beziehung beenden müsse.

Die politische Gruppe betrachtete sie nach anfänglichem Wohlwollen mehr und mehr mit kritischen Augen. Die speziellen Ansprüche dieser Gruppe - persönlich miteinander umzugehen, ohne sich gegenseitig fertig zu machen und Denkverbote aufzustellen, die Widersprüchlichkeiten und Unterschiede untereinander stehen zu lassen ohne einen Vereinheitlichungsdruck - fand sie immer weniger eingelöst. Sie selbst stand mehr und mehr unter Streß, den Mund überhaupt nur aufzumachen. Außerdem hatte sie das Gefühl, daß ihr Freund selbst gerade die persönliche Auseinandersetzung scheute, ein Gefühl, das sie in der Beziehung auch hatte. Völlig vor den Kopf gestoßen war sie, als jemand in der Gruppe meinte, glücklicherweise gäbe es in dieser Gruppe keine Beziehungen.

Sie traute sich aber nicht, dieses Problem konsequent mit dem Mann zu thematisieren. Sie stritt mit ihrem Freund zwar über die Gruppe, blieb aber dabei, auch wenn sie sich sehr unwohl fühlte. Sie hatte Angst vor dem vagen Gedanken, daß der Fortbestand der politischen Gruppe mit dem Fortbestand der Beziehung zusammenhängen könnte.

Nach eineinhalb Jahren löste sich die Gruppe auf. Auf einer Fete traf sie einen alten Bekannten, der sich den Abend über um sie bemühte. Sie genoß das sehr. Plötzlich hatte sie all die unangenehmen Eindrücke über ihre Beziehung in EINEM Bild vor Augen. Wenige Tage später fuhr sie allein für zwei Wochen weg und beschloß, sich von dem Mann zu "trennen".

#### Die Familie

Of course we're always writing from an inescapably given point in time. It seems that these writers who try to persuade that they're occupying some universal, untouched spot don't quite succeed; for me, now, as "Ausländer" - both fascinating and terrifying - it's difficult to get up enough courage to try to look in detail at some past cluster of events/feelings/situations (clearly, these are forever being partially unpacked - we recognise them - they roll like endless celluloid - often triggered off by a smell, snatch of sound, someones features that reminds - and then the show begins again, always slightly different - why didn't we do this or that? ... a.s.o.). Often now I'm made unsure - and reticent to speak, to commit my personal self to paper. Anyway today the moment won't go away - it's now so here goes ... Love is the worst to examine; the one construction clung to most obstinately. And where to begin? Real "black spaghetti". No, that at least has some uniformity; rather it's tangled bits of unfinished knitting - abandoned, too hard a pattern to decipher - together with all

those bright wools we imagined would suit us so well (but didn't). Now I dig the knitting basket out ... a cloud has covered the sun, I fetch a jumper, there's a high-pitched scream on the radio ... reminds me of how I felt being with my mother some years ago: the noiseless scream went on after I'd left her: I used to look out of the carriage window on my way back to London, wait for the scream to subside ... Now it's so much better: we talk only of gardens - the economy - her ailments - the countryside - never ourselves. But this morning I thought it would be easier: to immediately plunge into that concrete moment I'd decided to look at, write about: we're in the kitchen, Den and I, our positions are constant: when I look at us, we're each side of the table - no, that's wrong, he's at the side, me at the top (I hate writing that - why? Does it make me appear to be "in charge" or something? Over him. Which clearly isn't the case); but it's the place I occupied - so must be accurate - memory's distorting enough ... it's quite dark still outside: we must have got the light on, but I see us in a dim light. There's a feeling of complicity - we're the only ones awake - he has to leave in half-an-hour (at 5.30) for that long ride back to Stamford (right up north, in Lincolnshire). It's so cold out there - worse on the motorbike - frightening on the motorway: he's told me stories of near-misses, narrow escapes with death. But in this moment we're still together in the kitchen. It's the least I can do, to get up like this with him - he's said not to bother, to stay snug in bed - after all I'm pregnant, I get tired. But I won't leave my studies here in London; must keep on and finish the course; I like the art college, all my friends; we occupy tiny coffee-bars off the Strand, talk over design projects, theatre shows, where to buy cheap materials - laugh, share. But I didn't tell them for ages that I was pregnant - felt shamed - hid my different bulk under loose clothes - I really hated to be different from them. But it didn't seem that I would feel like that when Den and I made the baby; it felt good, close, right, unproblematic - now it's all problems: Den's alone trying to understand why I don't come up to Stamford and occupy the little flat he's found there: all his colleagues are critical. My parents not. After all I'm still with them - in my old room - and it's quasi hell. Funny - two sides of the coin: for Den this quiet, warm, dark flat is a haven, a refuge from the icy fight down here on the bike - he makes the journey weekend after weekend. I don't. (I went up once: it was disastrous: I hated the stares). I wait for the chilly loved, desired figure to arrive, ring the doorbell, cold leather embrace that seems unending - but then he's gone again Monday morning, and then I feel blank and slack. But these Monday mornings, very early, are magical, because we drink endless coffee, talk never personally - subjects glitter: are wonderfully, sharply analysed: politics, history, sociology, psychology, all laid bare: minds bounce ideas off each other; the world is ours: only we possess this shared birds-eye view, we feel so powerful - he laughs, flips the financial pages of the morning's paper, fools with the stocks and shares - tells me all he needs is the money to play it ... I admire, because after all, it's only a game: really we both abhor the stock-market - we're socialists;

also non-materialists: for me it's partly a reaction against all the clutter - the years spent endlessly trying to get around huge pieces of furniture that seemed to over-occupy these rooms of the flat my parents had for years in Richmond Bridge Mansions, overlooking the river, shabby ... All our dramas seem to be enacted in or around this place - after all, wasn't it the sitting-room here that I filled with roses that day he came up from Cornwall; just for him that was, so romantic - and the chicken cooked to perfection all brown, crisp. - He told me months and months later he so nearly proposed that evening (of course my parents were always badgering me: when was he going to marry me, what was wrong with him, we obviously loved each other didn't we? Endlessly - I was constantly defending his position - but nervously wondering, well, why doesn't he? But that chicken and roses evening only seemed an outward expression of the perfection I felt was imminently achievable at any moment when he and I were together). But wasn't it always unreal? An impossible mandate from my mother - "you must be both artist AND wonderful wife and mother - don't waste your creative talent like I did - I never did anything with my life - one day you'll find the right person, (a real "happily ever after" construction) - oh, and of course you'll give him a son (the first ... mine wasn't - she was "other" ... "but with what bricks is it built?" I used to ask myself despairingly). When the babies came, and even before, I experienced such hopelessly trapped feelings; for me, their flat, my own room, became - finally - not a refuge but a cage: discoverable that day they (her and my step-father) followed me in there: please go I just want to be alone - upset - they wouldn't leave - finally I started screaming, them coming closer - I screamed and screamed, quite hysterical. They called the doctor over - were afraid I'd lose the baby; he gave me an injection - a strong sedative. Then I was numb; it only overlaid pain, didn't help me to find any solution. And we were without financial resources - so dependant on them: I seemed only ever to find action in resistance - never to find any spaces to move forward into taking control as "subject". And the power/impetuous to create seemed threatened by the babies (but is that true? hadn't I myself been self-destructing all my creative possibilities in the years before Den - continually somehow failing - not quite coming up to the mark ... until I discovered when I was much older that I didn't have to use paint - I could use words - and they were MINE) - I remember my mother-in-law gazing adoringly into the pram at the first one and saying "you'll never create anything better than that ...", and I was struck with such despair and panic - felt a real terror that I wouldn't be able to create anything ever again after I'd had the children - they'd take away all my creative energy: like Elizabeth (whom I heard about years later), who had had a nervous breakdown after the birth of her first much-wanted child, and never played another note (she'd been a famous harpsichordist). Anyway, the baby never belonged to me - I was hopeless with her; it grew worse, as the years went on: even during the first weeks, she was sick when I fed her - then my mother always took her off and managed her - my children I never saw as part of me or at least as

other women described it - rather, they were creative projects that once born were quite separate from me, even the little one, (but she and I used to curl up together like animals and sleep and certainly, I always loved her intensely, I was also quite protective for the first weeks after she was born) ... But she roamed around on her little bike after we'd moved into our suburban house - they both did - I was never really anxious over them. Living then was a constant stream of ad hoc, provisional solutions - Den and I rushed to and fro to our respective jobs - but somehow there was always the truce-time within the heart of our constant wrangles - always at around 1 or 2 in the morning, when I'd wait for him to come home from Fleet St. It would be quiet and dark - quite starry often - outside. We'd be cosy again - eat tins of creamed rice - discuss poetry exhaustively for hours on end, then collapse mindlessly into bed. But these moments brought only temporary relief - were only oases, around which the deserts grew larger, more difficult to negotiate - with less frequent oases - and I suppose we both got exhausted with wandering, and for me, in the end, I think I lost the will, or even the desire, to keep on living as we were - it never seemed any different. At that time I don't think I regarded the sexual dimension between partners as having much significance - as I do now. Besides, here too there seemed to be one's own expectations of how one should be feeling, responding a.s.o. and often didn't. And the professionals I did manage to consult were always offering such closed formulae: "what you need is to move, as a family unit, into our research centre - there we can observe you all - chart your (inadequate) responses." My god - like a zoo animal that is only required to adapt. And there were the others who - becoming engaged in my progressively complicated ways of trying to manage - actually looked forward to their visits; that was after I'd made the decision that, for me and for them (Den and the children), the only possible course of action was to leave home (we had lived together for some 3 - 4 years then) and live alone to try to sort myself out. Then began the years of a new arena of struggles: to return home, after about 9 months ...? no way: by this time Den had become disillusioned, suspicious, found someone else, a.s.o. Also, I had difficulties to see the children. Which were ongoing. Eventually I became relegated to the status of an ice-age dinosaur: something Den refused to even believe had ever existed. As a prehistoric animal it's hard to achieve any legal, emotional or material status - especially since everyone meteing it out then was a man ... (worse still, you're a "bad mother" - it took years to nullify the "kick in the guts" feeling that the perpetual "oh! your children don't live with YOU then?" caused - on buses, trains, at dinners, parties, workplace ... but it's like a hidden disability - you get used to it. And whatever you do, think, feel, is the wrong position). For years we - the children as well as I - suffered a great deal from his refusal to communicate with me over anything, even them. My eldest daughter was always saying "a mother is ..." My girlfriend, who parented my children with me for years, told me if she heard that once more she'd scream. "And he can't really be as cruel, indifferent and uncaring as his actions are telling me he

is - can he?" And for years I turn myself inside-out trying to develop perspectives that offer some different view of him because (in those years) I still love him ... so I must be just looking at everything from the wrong angle, mustn't I? otherwise - how to manage the feelings of guilt, inadequacy, rejection that keep re-surfacing after every step I try out? I find I'm unable to "walk away" emotionally on two counts:

1) because he's the father of my children - they're living with him and, naturally, bring his articulated feelings, as well as their own pain and incomprehension, into every point of contact (visits, phone calls) I have with them;

2) because if I accept all he has constructed me as - then what position is there, other than suicide? I know I have to rediscover the boundaries, where I begin and end - and where he does; and in this context, to realise his articulations as so called "projections" (for the greater part) seems productive.

(After 14 years of 3-weekly contact with my daughters, they leave home, set up their own lives, and the whole pattern alters.)

Love - when it becomes a lived relation between people - seems to turn into a minefield of expectations: you can never achieve these because they're always someone else's prescriptions, pre-cast definitions, from which one's own are "formulated" (I always saw my mother "serving" someone's need), "a wife", "a mother" a.s.o. When you love someone this is how you're meant to feel, think, respond, behave ... if its otherwise, all hell breaks loose. Seeing it as a minefield - I tried to avoid all the "tags" like the plague - they came to equal pain, inadequacy, disaster, guilt.

I can accept the title "mother" now, only because the construction I chose to make it - being consistently there for someone, appreciating/trusting them as themselves, understanding (or trying to) and being, in some part, understood; a special bond through shared experiences that noone else will have - is finally possible. But my daughters are adults, so the living with/living apart agonies have subsided. I suppose I want to step out of these "straitjacketing" terms that I and others dictate how I am meant to be as a person; and when you're only 21 or 22 there's such pressure - not merely external, but internal - on how the life must be formed and lived. Even now I can't really comprehend how women can be so unanxious about becoming mothers, because for me, it's the most problematic relation of all. It seems easier to discover and live your own sexuality, than it is to unearth (dig up) a possible productive love dimension between woman and child, particularly in the very early years.

### Der gute Eindruck

Die Geschichte paßt nicht hundertprozentig zum vorgegebenen Thema, denn an konkrete Pläne oder allgemein "Weiteroberungsvorhaben" dachte ich in meinem Liebesseifer damals überhaupt nicht. Indes hatte ich, einmal verliebt, wirkliche Ambitionen auf "was fürs Leben", insofern also doch irgendwie auch Pläne, wenn auch nicht konkret im Kopf, sondern eher abstrakt im Herzen.

Die Geschichte begann am 13. Oktober 1978, als er gerade noch 19 war, ein Französischstudent im 2. Semester, der noch bei seinen Eltern wohnte, viele Freunde hatte und eigentlich glücklich hätte sein können, wäre da nicht sein schon notorisch glückloses Verhältnis zum anderen Geschlecht gewesen, sprich, er hatte noch nie eine Freundin gehabt, worüber er sehr unglücklich war, denn verliebt war er wahrlich oft genug gewesen. An diesem Oktobertag war sein Herz zum Glück weitgehend unbesetzt bzw. unbelastet, nur eine im Endeffekt glücklos verlaufene Affäre vom letzten Sommer war noch nicht hundertprozentig verdaut. Aber es ging ihm gut an diesem Freitag, den 13. (später erschien er ihm als dunkles Omen), nicht zuletzt, weil gerade tags zuvor seine heißgeliebte, goldene Ente (ein mit goldfarbenem Lack bespritztes Fahrzeug) heilgemacht worden war.

Mit drei Freunden fuhr er abends in die Stadt, um eine ihnen noch unbekannte Diskothek auszuprobieren. Da diese ihnen nicht sonderlich gut gefiel, standen sie vor der Frage, was sie denn nun machen sollten. Einer seiner Freunde, mit dem Spitznamen "der Landstreicher", kannte ein in der Nähe wohnendes Mädchen, Petra, 15 Jahre alt, und sie beschloßen, auf gut Glück 'mal hinzufahren. Als sie dort ankamen, verließen Petra und eine ganze Menge Freunde und Freundinnen, aber ziemlich ausgeflippt angemalt (clownesque und nicht gesellschaftsfähig) und angezogen, gerade die Wohnung von Petras Eltern, um irgendwohin zu gehen. Er und seine Freunde hatten übrigens eine grundsätzliche Abneigung gegen die ziemlich verbreitete Unart von Frauen/Mädchen, sich zurechtzumachen bzw. durch ihr Äußeres zu glänzen, es sei denn, es geschah auf unkonventionelle, quasi oppositionelle Weise, quer zum herrschenden Geschmack. So blieb ihnen also nichts anderes übrig, als erstmal mitzuziehen. Da Uneinigkeit darüber bestand, wohin man gehen und was man machen sollte, spaltete sich die ganze Gruppe ziemlich bald auf. Petra verschwand mit irgendeinem Typ in eine Richtung, andere setzten sich in eine andere Richtung ab, und seine drei Freunde und er standen zusammen mit Beate, Petras bester Freundin, auch 15 und auch eine gute Bekannte des "Landstreichers", ratlos an irgendeiner Straßenecke. Sie beschloßen schließlich, ins Fährhaus zu fahren, das eine Diskothek und einen Veranstaltungsraum beinhaltete, um zu sehen, was da los war. Auf der Fahrt dorthin dachte er über seine Eindrücke nach, die sich bisher gebildet hatten. Über Petra konnte er nur soviel sagen, daß sie ihm durch ihre Größe (ca. 1,80 m) aufgefallen war. Da sie, wie gesagt, im Gesicht ausgeflippt angemalt war und auch noch einen Hut auf gehabt hatte, hatte er weder von ihren Haaren noch von ihrem Gesicht einen realen Eindruck. Beate war wesentlich kleiner, etwa 1,60 m, hatte schöne, lange, blonde Haare und wirkte auf ihn älter als 15, was aber wohl an der Bemalung

lag. Jedenfalls mußten sie aus dem Fährhaus bald wieder verschwinden, da sich Beate aufgrund ihres Alters dort nicht mehr aufhalten durfte, es war ja schon nach 23 Uhr. Sie einigten sich darauf, ins Auenland zu fahren, ein ziemlich freakiges Kommunikationszentrum mit Diskothek, Teestube und Kneipe. Dort wurde man auch mit 15 Jahren nicht abgewiesen. Auf der etwas länger dauernden Fahrt dorthin dachte er weiter über Beate nach. Im Fährhaus hatte sie ihn positiv beeindruckt durch ihre ungekünstelte, natürliche Art und dadurch, daß sie keinen, ihm so verhassten, Disco-Travolta-Musikgeschmack hatte. Er war keineswegs verliebt in sie, aber er fand sie doch recht interessant. Im Auenland trafen sie dann noch drei Freunde, und einer von diesen dreien, genannt "Torso" (einer seiner besten Freunde überhaupt), fragte ihn interessiert, wer denn das blonde Mädchen sei. Er erzählte ihm, daß sie eine Bekannte des "Landstreichers" war und daß sie ihn kurz vor "Torsos" Eintreffen im Auenland durch ihren lebhaft-freakigen Tanzstil beeindruckt hatte. Als sie dann um 2 Uhr aufbrachen, war Torso in seiner Ente dabei, stieg jedoch bald an einer Ampel in die Ente des "Landstreichers" um, wo Beate mitfuhr. Als sie bald darauf in Volksdorf ankamen, wo außer Beate alle wohnten, stieg Torso wieder zu ihm um, weil der Landstreicher Beate noch nach Hause, in die Stadt, zurückbringen mußte. Mit einem anderen Freund fuhren sie noch zu Torso und amüsierten sich über sein "Umsteigemanöver". Sicher war er zu dem Zeitpunkt jedenfalls, daß weder Torso noch er ernste Absichten bzgl. Beate hatten, sie waren lediglich beeindruckt und hatten Lust, sie 'mal irgendwann wiederzusehen. Als er spät in der Nacht nach Hause fuhr, ahnte er nicht, wie schnell es dazu kommen würde, und wie unerwartet sich alles entwickeln würde. Am nächsten Abend fuhr er zu Torso. Sie wollten in die Stadt fahren, um dort ins Kino zu gehen. Dabei waren noch der Landstreicher, ein weiterer Freund und dessen Freundin. Als sie am Kino ankamen, mußten sie feststellen, daß nur noch 2 Karten da waren. Was nun? Sie fuhren zu einem anderen Kino, wo allerdings nichts Interessantes lief. Was nun? Sie fuhren zur Markthalle, um zu sehen, was dort los war. Dort blieben sie etwa 30 Minuten, in denen sie hauptsächlich berieten, was sie dann noch machen könnten. Schließlich fuhren sie ins Fährhaus, wo sie bis kurz nach 1 Uhr blieben, da die Musik dann gravenhaft wurde. Was nun? Da machte der Landstreicher den alles zur Folge habenden Vorschlag: Er meinte, sie könnten ja mal Petra anrufen - soviel er wußte, wären die Eltern nicht da, möglicherweise war sie noch auf. Da Torso und er auf diese Weise eine Gelegenheit witterten, Beate wiederzusehen, stimmten sie mit verstehbarer Begeisterung zu. Auch die anderen beiden hatten nichts dagegen und so rief der Landstreicher also an. Es stellte sich heraus, daß Petra und Beate allein bei Petra waren und schon die ganze Zeit darauf hofften, daß jemand vorbeikommen würde. Sie fuhren also hin und Torso und er lachten sich ins Fäustchen - günstiger hätte es gar nicht kommen können. Kurz vor 2 kamen sie bei Petra an, und die beiden Mädchen, die schon im Bett lagen, freuten sich wirklich sehr. Sie pflanzten sich also hin und erzählten, wie es ihnen bisher ergangen war an jenem Abend. Es ergab sich dann so, daß Petra viel von ihrem Verhältnis zu ihren Eltern erzählte, die ziemlich



fürchterlich sein mußten. Er war echt geschockt von ihren Erzählungen, stellte mit echter Anteilnahme viele Fragen und versuchte, ihr mit seinen Ideen zu helfen, also z.B. mögliche Auswege aus dem Zustand zu erdenken. Sie sprachen etwa eine Stunde darüber, wobei hauptsächlich Petra und er sich äußerten, die anderen hörten zu, sagten aber nicht soviel wie er. Petra hatte übrigens eine für seinen Geschmack sehr ansprechende Plattensammlung, die ihn unheimlich beeindruckte, doch leider konnten sie nur sehr leise hören, da es schon spät war, und die anderen in dem Haus wohnenden Leute nicht gestört werden durften. Torso meinte, sie sollten, da seine Eltern an dem Wochenende nicht da waren, zu ihm fahren, denn da konnte man laut Musik hören. Alle, besonders Beate und Petra, stimmten begeistert zu. Und damit nahmen die Dinge ihren Lauf. Torso, Petra, Beate und er fuhren in seiner Goldente zu ihm; der Landstreicher nahm die beiden anderen in seiner grünen Ente mit. Auf der Fahrt dachte er wieder nach. Diesmal waren seine Gedanken uneingeschränkter, denn keines von den beiden Mädchen war irgendwie angemailt oder besonders angezogen. Der Reiz, den Beate bisher auf ihn ausgeübt hatte, war in der einen Stunde, die sie bei Petra waren, stark herabgesunken; ihr Gesicht machte nun, da es durch nichts geziert wurde, einen etwas langweiligen und nicht besonders hübschen Eindruck auf ihn. Die anfängliche Faszination war dahin, denn sie hatte auch wenig von sich gegeben und nichts Beeindruckendes gesagt, und da Petra ihre Erzählungen hauptsächlich an ihn gerichtet hatte, da er am intensivsten dazu Stellung nahm, stellte sie durch die Art, wie sie vieles sah und dies erzählte, Beate für ihn völlig in den Schatten. Er fand Petra sehr interessant, nicht viele Mädchen in ihrem Alter hatten so fürchterliche Eltern und ließen sich von ihnen keineswegs fertigmachen oder züchtigen. Petra hatte sich unwahrscheinlich gut gehalten, trotz ihrer Eltern hatte sie gute Einstellungen bewahrt und einen kritischen Blick für alles. Sie nahm die Dinge nicht einfach hin, sondern wehrte sich dagegen. Das fand er unheimlich beeindruckend. Außerdem fand er bestätigt, was ein Freund, der am Tag davor dabeigewesen war und der Petra schon vorher mal gesehen hatte, ihm gesagt hatte, nämlich, daß Petra sehr hübsch war. Er war (noch) nicht sonderlich angetan von ihrem Äußeren, aber er mußte doch sagen, daß sie recht hübsch war, vor allem im Vergleich zu Beate. Aber, wie gesagt, hauptsächlich das, was sie sagte, machte Eindruck auf ihn. Er war allerdings keineswegs auch nur annähernd verliebt in sie, genausowenig wie in Beate. Nun, darüber dachte er also nach, während sie zu ihm fuhren. Sie kamen kurz vor den anderen an und während er erstmal aufs Klo ging, waren Petra und Beate schon in sein Zimmer 'raufgerannt. Er brachte dann erstmal seine Anlage ins Wohnzimmer, wo Torso, der Landstreicher und die beiden anderen waren. Petra und Beate waren begeistert vom Haus seiner Eltern und dessen Einrichtung. Nachdem er zu den beiden 'raufgegangen war, unterhielten Petra und er sich wieder recht angeregt, teilweise im Beisein von Beate, manchmal auch alleine, da Beate zeitweilig zu den anderen 'runterging. Petra sagte ihm, sie fände es unheimlich toll, wie intensiv und teilnahmsvoll er zu dem Problem mit ihren Eltern Stellung nahm und einmal meinte sie sogar, sie glaube, daß niemand gegen ihn etwas

haben könne. Überhaupt gewann er im Verlauf dieses Gesprächs, das über Musik, Anarchie, Homosexualität und Petras Eltern ging, den Eindruck, daß Petra so etwas wie bewunderungsvolle Zuneigung zu ihm hatte. Mehrmals war sie sehr beeindruckt von seinen Stellungnahmen, zu denen sie meinte, daß er echt wahnsinnig viel Ahnung von allem hätte. Er kam allerdings nicht auf den Gedanken, daß sie sich in ihn verliebt haben könnte - er selber war es jedenfalls nicht. Etwa eine Stunde später, ungefähr um 5 Uhr morgens, machte Petra den Vorschlag, spazieren zu gehen. Er stimmte zu, und sie gingen `runter zu den anderen, um sie zu fragen, ob sie nicht auch Lust hätten. Es waren nur noch der Landstreicher, Torso und Beate da, und so gingen sie zu fünf los. Petra und er gingen etwas abgesondert zum Schluß und unterhielten sich weiter über ihre Eltern. Da sie Stiefel anhatte und er Tennisschuhe, war sie fast so groß wie er. Auf dem Rückweg zum Haus seiner Eltern, kurz nach 6 Uhr, es wurde schon hell (was sie alle mit Grauen erfüllte), beeindruckte Petra ihn dadurch, daß sie unbekümmert, natürlich und vor allem auf ausgelassene Art und Weise mit allem möglichen Zeug herumalberte, z.B. Baumaterial von Straßenrändern wegzutragen und woanders hinzuwerfen begann. Sie waren in dem Moment alle ziemlich albern, Torso und er zogen in der Weise über Petra her, daß sie sagten, in ihrem Alter wären sie ja auch noch so unvernünftig und kindlich gewesen, aber nun hätten sie diese Phase schon weit hinter sich gelassen. Als sie wieder im Haus waren, beschlossen sie, im Wohnzimmer die Vorhänge zuzuziehen und so zu tun, als ob etwa Mitternacht wäre. Sie verdunkelten also alles, so daß keine Helligkeit mehr eindringen konnte und wirklich der Eindruck entstand, als wäre Nachtzeit. Die nächsten Stunden über passierte nichts Besonderes. Sie hörten Musik, unterhielten sich zu fünf, und einige schliefen bisweilen ein, sie waren schließlich alle schon unheimlich lange auf den Beinen. Er blieb die ganze Zeit über wach und ertappte sich dabei, Petra, während sie schlief, eingehend dabei zuzusehen. Sie sah schlafend total süß aus, und er mußte sich, obwohl er nicht in sie verliebt war, eingestehen, daß er wohl doch irgend etwas von ihr wollte, denn während sie schlief, war er irgendwie unruhig, das Gefühl habend, daß er irgend etwas verpassen könnte, wenn sie schlief. Irgendwie schien er zu erwarten, daß noch etwas Außergewöhnliches passieren würde, rein instinktiv spürte er so etwas und wartete ungeduldig darauf, daß sie wieder `mal aufwachen würde. Er hatte das unbedingte Bedürfnis, noch etwas Gutes, Faszinierendes zu erleben, was mit Petra zusammenhängen würde und außerdem hatte er ja den berechtigten Eindruck, daß Petra von ihm `ne ganze Menge hielt. Er war erstaunt darüber, daß er diese Gedanken hatte, obwohl er nicht so etwas wie wirkliches Verliebtsein verspürte. Etwa um 13 Uhr drängte ihn folgendes Ereignis zur Entscheidung: Petra hatte das Wohnzimmer verlassen und da sie schon länger als 5 Minuten weg war, konnte sie nicht nur aufs Klo gegangen sein. Sie war also vermutlich `rauf in sein Zimmer gegangen. Er überlegte, was er nun tun sollte. Beate schlief und Torso und der Landstreicher dösten vor sich hin, während sie Musik hörten. Er entschloß sich schließlich, `rauf in sein Zimmer zu gehen. Tatsächlich war Petra dort und guckte sich seine Platten an, auf

dem Boden vor seinem Schreibtisch sitzend. Er setzte sich auf sein Bett, und sie unterhielten sich ein bißchen, bis er begann, ein wenig auf seiner Gitarre herumzuspielen. Petra meinte mit ehrlicher Miene, er würde unheimlich toll spielen, obwohl das, was er spielte, unwahrscheinlich simpel war. Wieder so ein Kompliment, das wohl darauf abzielen sollte, ihm ihre bewundernde Zuneigung zu zeigen, dachte er. Da es in seinem Zimmer ziemlich hell war, zog er alsbald die Vorhänge zu, so daß eine viel schönere Atmosphäre entstand, obwohl es dadurch auch irgendwie trauriger wurde. Petra kam etwas näher zu ihm heran, setzte sich auf einen Korbstuhl in der Nähe seines Bettes, und sie unterhielten sich weiter, wobei er ihr erzählte, daß er etwas deprimiert sei aufgrund der grauen Tagesatmosphäre. Eigentlich war er nicht richtig deprimiert, er hatte eher gespannte Erwartungen, ganz unbestimmt allerdings, und der sagte eigentlich nur deswegen etwas von Depressionen, weil er sich in eine etwas düstere Stimmung hineingesteigert hatte, um besser mit Petra in Kontakt zu kommen. Sie war im Grunde genommen kein fröhlicher Typ, und so behielt er recht mit seinem Glauben, ihr auf depressiver Basis näherzukommen. Denn das wollte er auf unbestimmte Art und Weise, obwohl er noch immer nicht in sie verliebt war. Etwas später sagte Petra ganz unauffällig und natürlich: "Ich komm' mal zu Dir", setzte sich neben ihn aufs Bett und sie sprachen weiter über seine Depressionen, wobei auch sie sich nicht gerade als zufriedenen Menschen hinstellte. Zwischendurch kam der Landstreicher kurz 'rauf, verschwand allerdings bald wieder - das Thema sagte ihm wohl nicht zu. Petra fragte ihn bald darauf, ob er eine Freundin hätte, wieder ganz natürlich und unauffällig wirkend. Er verneinte und sagte, was nicht ganz ehrlich war, daß er auch nicht das Bedürfnis hätte, mit einem Mädchen fest zusammen zu sein, da er schlechte Erfahrungen gemacht hätte, was ja auch stimmte, und sich einer mit Beziehung verbundenen Unfreiheit auch nicht aussetzen wolle. Dabei hatte er zum ersten Mal die ganz konkrete Vermutung, daß Petra etwas mehr als "nur" Zuneigung zu ihm verspüren könnte, er fand diese Vermutung angenehm, war aber zu pessimistisch und zu sehr von seinen negativen Erfahrungen geprägt, um diese Vermutung auf sein Handeln einwirken zu lassen. Er verhielt sich weiterhin relativ zurückhaltend. Sie begannen jetzt intensiv über Beziehungen und ihre Einstellungen dazu zu sprechen. Er nahm eine ziemlich ablehnende und negative Position ein, teils aufgrund seiner negativen Erfahrungen, teils instinktiv spürend, daß Petra wohl eher auf kritische und pessimistische Typen stand. Anscheinend hatte er wirklich das Bedürfnis, sie immer noch näher an ihn herankommen zu lassen, denn er fand sie als Menschen sehr interessant und irgendwie auch süß, aber Liebe? Nein! Er stellte auch sich in ein negatives Licht, indem er etwas übertreibend von sich sagte, er sei sehr oft deprimiert, und deshalb sei es wohl nicht ratsam, mit ihm eine Beziehung einzugehen, da seine Depressionen seiner Freundin wohl auf die Dauer ganz schön auf die Nerven gehen würden, da er oft aus immer wiederkehrendem gleichen Anlaß deprimiert würde und es sehr schwierig sei, ihm dann zu helfen. Das war natürlich in der Tat übertrieben, aber Petras Reaktion konnte nicht besser sein! Sie begann, eine sehr optimistische Position einzunehmen. Das meiste,

was er über sich sagte, z.B., daß er oft deprimiert sei, hatte er abstrakt formuliert, indem er nicht von sich sprach, sondern Petra vorhielt, wie problematisch eine Beziehung unter solchen Voraussetzungen wäre, wenn "der eine" einen solchen Hang zu Depressionen hätte. Er meinte sich, sagte aber verallgemeinernd "der eine". Petra hielt ihm optimistisch entgegen, sie würde immer die Kraft aufbringen, einem Menschen, den sie gern hat, mit Verständnis entgegenzukommen und sich immer mit seinen Depressionen auseinanderzusetzen, sich liebevoll um ihn zu kümmern. Er war unheimlich beeindruckt und gerührt von diesem Optimismus und seine Zuneigung Petra gegenüber begann zu wachsen. Er fand ihre Einstellung naiv und sagte ihr das auch, aber er fand die Art, wie sie zu seinen negativen Darstellungen einen Gegenpol bildete, unwahrscheinlich süß. Es war eine faszinierende Situation. Er hielt ihr problematische Seiten einer Beziehung vor, und sie verkörperte die positive, alles lösende Seite. Sie sprachen allgemein und abstrahierend, wußten aber beide ganz genau, daß sie über sich sprachen, ganz konkret über sich. Er begann jetzt langsam, sich in Petra zu verlieben.

Vier Tage später machte sie Schluß mit ihm, weil sie der Meinung war, er würde sich zu fest auf sie fixieren und die Beziehung als etwas fürs ganze Leben ansehen.